THE LIBRARY OF CONGRESS
1800

Die Unfehlbaren.

c.539918

18

Die Unfehlbaren.

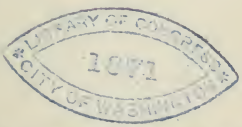
Volksnovelle

von

Conrad von Bolanden.

Bischoff, Josef Eduard Konrad

„Unfehlbar ist nur die deutsche Wissenschaft."
Doctor Wunderlich.



Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1871.

PT
1819
B5U6
1871

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck von Franz Sauſen in Mainz.

Entered, according to Act of Congress in the year 1871, by
HERMAN BLÜMELING,
in the Office of the Librarian of Congress at Washington, D. C.
Déposé.

Inhalt.

	Seite
Das Korn	1
Der Grundschmecker	30
An der Gartenthüre	45
Pfarrer Atzel	60
Verloren	77
Der Fund	108
Streitberg	133
Judas Iskariot	178
Ein Minister	191
Skandal	202
Die Todten stehen auf	251
Hilfe	275
Rettung	296

Das Korn.

Zu den Angesehensten des Dorfes gehört der Müllersepp. Mit zwei Pferden, dazu den schönsten in ganz Heimhofen, fährt er auf den Acker. Im Stalle glänzen vier Kühe und zwei Rinder, alle spiegelblank von Sauberkeit. Die Wiesen am Mühlbach gehören ihm. Zehn Tagwerk vom besten Fruchtfeld in der ganzen Gemarkung, abgesehen von einigen Aeckern in geringen Lagen, sind sein Eigenthum, — und was die Hauptsache ist: der ganze Besitz schuldenfrei. Der Bach versiecht niemals, die Räder rauschen Tag und Nacht, getrieben vom klaren Wasser der nahen Berge. Nur an Sonn- und Feiertagen ruht der endlose Kreislauf der Räder; denn der Müllersepp hält strenge am alten Brauche, die Tage des Herrn zu feiern. Bevor noch die Glocken zusammen läuten, schreitet der stattliche Mann im müllergrauen Rock, in gleichfarbigen Beinkleidern,

den seidenen Cylinder auf dem Kopfe, in der Hand den dickleibigen Himmelsschlüssel, in dem schon sein Vater gebetet, nach dem Kirchplatze. Dort steht er im Kreise der Gemeindeväter unter den Linden, in trautem Geplauder, zuweilen auch in ernsten Erwägungen örtlicher Regierungsangelegenheiten, bis zum Amte. Auch unter den Räthen des Dorfes sitzt Müllersepp seit vielen Jahren. Schwer wiegt sein Urtheil beim Schwanken der Ansichten, und jedesmal gibt sein Wort den entscheidenden Ausschlag; denn praktischer Sinn, Redlichkeit und scharfe Beobachtung der Verhältnisse stehen ihm zur Seite. Längst hätte er das Kleinod aller ländlich Ehrgeizigen, den Scepter des Bürgermeisters, erlangen können, würde er nicht bei den Wahlen weniger starrköpfig seine Redlichkeit bewahrt haben.

„Laß' Dich's was kosten, Sepp, und Du wirst sicher Bürgermeister!" hatten ihm kluge Freunde bei den letzten Wahlen gerathen.

Dazu hatte anfänglich der Müller unmuthsvoll den Kopf geschüttelt, die mehlweiße Mütze nach dem Nacken geschoben, grimmig gebrummt und die Rathgeber stehen gelassen. Als jedoch der Andrang größer, das Zureden anmaßender wurde, hob sich die kräftige Gestalt des

Müllers hoch empor, und seine Augen sprühten Feuer auf die umsitzenden Männer.

„Horcht, ich will euch etwas sagen!“ begann er unwillig. „Wenn nicht der Würdigste, nicht der Rechtschaffenste, nicht der Tüchtigste Bürgermeister werden soll, sondern derjenige, der am meisten zahlt, so laßt einfach das Bürgermeisteramt an die Schelle hängen. Laßt den Büttel ausrufen: „Es wird hiermit bekannt gemacht, daß am nächsten Montag das Bürgermeisteramt versteigert wird. Wer am meisten zahlt, der kriegt's.“ — So laßt ausschellen. Das Geld legt in die Armenkasse. Auf die Weise bringt so ein Bürgermeister doch wenigstens einige hundert Gulden ein für die Armen, es ist doch etwas Gutes dabei. Wenn aber nur Jener Ortsvorstand wird, der am meisten zu essen und zu trinken gibt, so ist das eine Schand', an der ich keinen Theil haben will. Bei der letzten Wahl bot der eine Bewerber ein Rind zum Schmause, der andere einen Ochsen. Der Ochs siegte über das Rind; denn er wog schwerer. Soll ich etwa einen Esel schlachten und euch zu essen geben, um euch zu überzeugen, ich sei der Würdigste zum Amt?“

Sprach's, verließ mit schallendem Lachen die Stube, und schritt nach der Mühle.

Bei aller Rechtschaffenheit war Strehling, der Müller, keineswegs ohne Fehler. Obwohl gutmüthig, wurde er zuweilen dennoch das Opfer unbändigen Jähzornes. Hatte die Leidenschaft ausgetobt, so bereute er gewöhnlich, aber nicht immer. Hartnäckig und starrköpfig konnte er beharren auf vorgefaßten Meinungen. Nicht einmal das vielvermögende sanfte Wort seines lieben Eheweibes vermochte, alle bösen Geister aus dem Gatten zu treiben, die ihn fest hielten an seinem Starrsinn. Freilich hatte er, nach seiner Ansicht, immer recht; denn sein Zorn galt jederzeit dem Schlechten, der Ränke, dem Unwahren, dem Verkehrten. Da biß er sich fest und ließ nicht los, taub gegen alle Vorstellungen gesunder Unterscheidung.

Eine Gefahr für den biederen Müller lag in seinem zeitweiligen Umgang mit Gebildeten der nahen Stadt. Bei Treibjagden im Winter, wenn Kälte die Räder in starren Bann geschlagen, der Bach unsichtbar dahin rollte unter der Eisdecke, fehlte niemals der Müller. Die Jagden schlossen regelmäßig mit heiteren Zechgelagen im Saale des Gasthofes zum Schwanen. Dort verkehrte Strehling in Kreisen, die seiner geraden Natur ferne lagen, seinen frommen Sinn schädigten, seinen religiösen Glauben giftig anleckten. Aus gebildetem

Munde hörte er Witze und Schnurren über Dinge, die ihm heilig waren, zuweilen auch ärgernißvolle Erzählungen über das verdummende Treiben der Pfaffen. Unvermerkt setzte sich ein Würmchen in ihm fest, das langsam aber stetig die religiösen Fundamente seiner Seele hinwegfraß. Und doch hatte sich auf diesem Fundamente Strehlings ganzer Werth aufgebaut. Nicht feine Bildung, nicht Anstand, nicht Wissenschaft oder Kunst, hatten Redlichkeit, Fleiß und häusliche Tüchtigkeit erzeugt, sondern einzig die veredelnde Macht der Religion. Schwand diese Macht, so mußte das Ganze in eine wüste Ruine zusammenbrechen.

Beim letzten Trinkgelage, am Schlusse der Jagden, war es vorzüglich die päpstliche Unfehlbarkeit gewesen, welche die Herren lebhaft beschäftigte. Strehling hörte so schreckliche Dinge über des Papstes vermessenes Vorhaben, daß er in den nächsten Tagen oft grübelnd über dem Gedanken saß, wie nur ein Mensch so gotteslästerliche Ziele anstreben könne. Aber das Rauschen der Wasser, der ordnungsvolle Umschlag der Räder, die unbeirrte Arbeit der Steine, der regelmäßige Lauf des Tagewerks, hatten bald das gefaßte Aergerniß am hoffährtigen Papste hinweggespült. Nur das verhaßte Wort „unfehlbar“ blieb hängen in seinem Geiste, und

zwar in dem Sinne, wie es die gebildeten Herren aus der Stadt erklärt hatten.

War auch Strehling nicht der Reichste im Dorfe, so besaß er doch einen Schatz, höchst begehrenswerth für die ganze heirathslustige Männerwelt, — nämlich das schönste Mädchen der Runde. Gertraud, des Müllers einziges Kind, zierten nicht allein seltene Körperformen, sondern auch Fleiß, Gewandtheit in häuslichen Dingen, sittenreiner Wandel. Sie war des Vaters Liebling und Stolz, der Mutter Stütze und Freude. Sie arbeitete für zwei Mägde im Felde, sie schaltete im Hause mit klugem Sinn, bei neunzehn Jahren eine vielerfahrene Hauswirthin. Vormals war das halbwüchsige Mädchen ein arger Wildfang gewesen. Es kletterte an Sonntagen um die Mühlräder, es machte Jagd auf die Fische und Krebse des Baches, prügelte sogar Jungen weidlich durch, die es zu necken wagten. Ueberhaupt zeigte Gertraud einen fast männlichen Charakter, der sich nur allgemach verlor, und mit der heranwachsenden Jungfrau in sittsame Züchtigkeit verwandelte. Dennoch war ihr etwas Männliches geblieben: eine außerordentliche Stärke. Sie trug auf ihren runden Armen den schwersten Mehlsack, wie man eine Strohgarbe trägt. Sie öffnete, auch beim heftigsten Andrang

der Fluthen, ohne sichtliche Anstrengung die Schleußen, sogar die Stelle eines gewandten Müllerburschen vertrat sie in der Noth, damit der todtmüde Vater etwas ruhe. Auch ihre bescheidene Tracht ist zu loben. An Werktagen geht sie einher in hausgemachten Stoffen, von ihr selber an langen Winterabenden gesponnen. Nur an Sonntagen trägt sie wollene Kleider von kräftigen Farben, und auf der Brust ein goldenes Kreuzlein an seidener Schnur. Der einzige Schmuck ihres Hauptes ist das reiche Haar, in einfacher, schöner Natürlichkeit getragen; denn sie klebt es nicht zusammen, und streicht es nicht widernatürlich empor, wie es viele Landmädchen thun, in möglichster Nachahmung des aufgethürmten häßlichen Haarschwulstes geschmackloser Stadtfräulein. Früher flocht Gertraud ihr Haar in zwei lange Zöpfe, die ihr tief hinabhingen und mit zwei rothen Bändchen schlossen. Als sie das sechszehnte Jahr überschritten, legte sie die Haarzöpfe um das Haupt, so daß die beiden rothen Bändchen gerade über der Stirne saßen, — eine passende Beigabe zur heiteren Schönheit ihres Gesichtes.

Bei allem Werben der reichsten Bursche bleibt sie kalt. Ihr Mutterwitz verscheucht die Muthigsten, ihre jungfräuliche Würde weiß die Anspruchvollsten ferne zu

halten. Zuweilen verwandelt sich auch ihre Zunge in ein scharfes Schwert, sobald Anmaßung oder Frechheit dies erheischen.

Nur Einem ist sie im Stillen zugethan, und zwar gerade Jenem, der sie kaum anzureden wagt, der befangen wird in ihrer Nähe und kaum den Blick zu ihrer Herrlichkeit erhebt. Dennoch ist Adam Black, nach Gertrauds Meinung, der bravste und stattlichste junge Mann im Dorfe. So oft Gertraud durch die Fluren schreitet, späht sie nach Adams beiden Füchsen. Gewahrt sie den schlanken Jüngling in der Ferne hinter dem Pfluge, so färben sich ihre Wangen dunkeler und ihre Augen werden glänzender. Bei zufälligem Begegnen grüßt Adam ernst und achtungsvoll, und sie wagt nicht, mit dem Verlegenen ein Gespräch anzuknüpfen. Kommt er zum Mahlen in das väterliche Haus, so bewirkt Adams Gegenwart, daß Gertraud Manches verkehrt arbeitet, zuweilen sogar Töpfe zerbricht, was sonst nie geschieht.

Längst hatte Strehling die geheime Neigung seiner Tochter bemerkt. Die Wahl gefiel ihm.

„Unsere Gertraud hat ein Auge auf den Adam," sagte er eines Tages seinem Weibe. „Soll aus Beiden einmal Mann und Frau werden, so hab' ich nichts da-

gegen. Adam ist kein Faulenzer, kein Wirthshaushocker, kein Windbeutel. Er ist solid, rechtschaffen, fleißig. Hab' extra aufgepaßt, — seine Aecker sind alle mit Umsicht gebaut. Er ist ein vernünftiger, denkender Bauer. Sein Vermögen ist zwar ein klein wenig geringer, als das unsrige, das heißt," — und hier wurde Strehlings Stirne plötzlich finster, „wenn wir den verdammten Proceß gewinnen."

Der Proceß bildete eine dunkele Wolke am Himmel des häuslichen Glückes. Es handelte sich um des Müllers sämmtliche Wiesen, von seinem verstorbenen Vater vor Jahren gekauft, jedoch ohne genaue aktenmäßige Begrenzung des Gutes. Der noch lebende frühere Besitzer des Grundstückes, Fritz Firner, ein alter schlauer Filz, hatte Klage erhoben. Seit Jahren schwebte der Proceß. Durch alle Instanzen verlor der Müller. Auf Anrathen seines Anwaltes appellirte er an den höchsten Gerichtshof, wo die Sache unentschieden schwankte. Verlor Strehling abermals, mußte er seine Wiesen herausgeben, die hoch angelaufenen Gerichtskosten zahlen, dann war die behäbige, sichere Existenz des Müllers vernichtet.

Gegenwärtig steht Strehling in seinem weitgedehnten Hofe, in der Nähe der Schweinställe, ihm zur

Seite Hans Dünkel, der Schulmeister, zugleich Gemeindeschreiber. Der Müller ist baarhäuptig, ohne Wamms, die Hemdärmel aufgestülpt, die muskulösen Arme vor der Brust überschlagen. Der Schulmeister raucht aus einer langen Pfeife. Auf der buntfarbigen Hausmütze trägt er eine lange seidene Quaste, auf der Nase eine Brille, in den Zügen jenes übertriebene Selbstbewußtsein, das gewöhnlich nur Halbwissende beschleicht.

Beide Männer beobachten ein großes Mastschwein, das nicht in wilden Sprüngen durch den Hof rennt, sondern auf demselben Fleck stehen bleibt, kaum hörbar grunzend. Desto lauter brummt der Müller. Das Betragen des Gemästeten gefällt ihm nicht. Er kratzt hinter den Ohren, und beginnt, nach dem Garten hinüber zu schauen, wo Gertraud beschäftigt ist.

„Das prächtige Thier ist offenbar krank, Herr Strehling!“ sagte der Schulmeister. „An Ihrer Stelle würde ich es sofort abstechen.“

„Abstechen? Oho, — Herr Schulmeister! Im Mai schlachtet man kein Schwein in's Haus. Und dann, wenn's krank ist, möcht' ich auch nichts davon essen.“

„Natürlich! Aber Sie könnten das Fleisch verkaufen.“

Der Müller sah den Schulmeister groß an.

„So einen Rath hätt' ich von Ihnen nicht erwartet," sagte er trocken. „Was ich selber nicht essen mag, muthe ich auch Anderen nicht zu, daß sie es essen."

„Freilich, — wenn die Krankheit absolut constatirt wäre," versetzte Hans Dünkel. „Ebenso müßte noch argumentirt werden, daß es wirklich sanitätswidrig sei, vom Fleische des erwiesenermaßen kranken Schweines zu essen. Beide Fälle sind aber nicht demonstrirt, — also können Sie, ohne Bedenken, sich schadlos halten."

Statt der Antwort, sah Strehling wieder nach dem Garten.

„Traudel!" rief er, die Tochter herbeiwinkend.

Die Gerufene eilte.

„Geh' hinüber zum Kuhmichel, er soll gleich herüber kommen," rief der Vater der Nahenden entgegen.

Gertraud band das weiße Tüchlein fester, das sie auf dem Haupte trug, und das ihr schönes Angesicht ländlich sauber umrahmte. Sie schritt durch das Hofthor, eilte in flinkem Laufe über den Weg, welcher die etwas abseits liegende Mühle mit dem Dorfe verband, und gewann die Gasse in demselben Augenblick, als ein Karren heranrollte. Auf dem zweiräderigen Fuhrwerk stand ein schlank gewachsener junger Mann, das Leitseil in der Linken, in der Rechten die Peitsche mit messing-

beschlagenem Griff. Die Zügel hielt er straff angezogen, die vorwärts drängenden Füchse zu bändigen. Beim Anblick der eilenden Müllerstochter überströmte ein lebhaftes Roth das Gesicht des Burschen. Auch Gertrauds Wangen brannten, ihr leuchtendes Auge suchte den Boden. Obschon sie mit dem Heranfahrenden an derselben Stelle zusammentreffen mußte, wo die Gasse zu überschreiten war, ging sie dennoch fürbaß, ohne aufzusehen. Da hielt plötzlich das Fuhrwerk, die Füchse standen schnaubend, das Mädchen schritt über die Straße. Dann fuhr das Gespann in raschem Laufe durch die Gasse. Weder Adam, noch Gertraud hatten ein Wort gesprochen. Aber ein flüchtiger Aufblick hatte ihr Adams verlegenes Erröthen gezeigt, und seinerseits hatte der Rosselenker freudig das mädchenhafte Erglühen bemerkt.

Die Müllerstochter betrat ein kleines Haus, wo der Kuhmichel, seine hölzerne Pfeife rauchend, auf der Schneidbank saß, thätig über Rechenstielen. Jetzt ließ er das Schneidmesser ruhen, in die eigenthümlich glänzenden Augen des Mädchens schauend.

„Ei, — guten Morgen, Traudel! Potz Blitz, Du wirst immer hübscher! Das schönste Mädel im Lande, mein Seel!“

„Guten Morgen, Vetter Michel! Der Vater schickt mich, Ihr sollt gleich hinüber kommen."

„Ist was los, Kind?"

„Unser Mastschwein frißt nicht, wird wohl krank sein," antwortete sie, an Kuhmichels Seite nach der Mühle schreitend.

„Natürlich, — wenn eine Sau nit frißt, ist sie gewiß krank," sagte der Alte.

Gertraud vernahm diese Bemerkung nicht; denn beide gingen eben an der Stelle, wo Adam rücksichtsvoll die Füchse halten ließ, um die Eilende ohne Aufenthalt vorbei zu lassen.

Der Kuhmichel, auch Vetter Michel genannt, ein alter Mann von vielen Ehrfahrungen, war der gesuchteste ländliche Thierarzt der ganzen Umgegend. Manches Stück Rindvieh hatte seine Kunst gerettet, manches Pferd seine einfachen Mittel geheilt. Ganz vorzüglich verstand er das Kuriren kranker Schweine. Diese Heilkunst war ein Erbstück der Familie. Schon Kuhmichels Vater und Großvater waren gesuchte Helfer in der Noth. Viele Bauern setzten mehr Vertrauen in des Alten bewährten Erfahrungen, als in die Wissenschaft des Thierarztes der Stadt. Selbstverständlich war Kuhmichel im Urtheile des staatlich angestellten Arztes ein „dummer Pfuscher,"

ein „blödsinniger Quaksalber," dessen Geschmier das Einkommen des regelrecht gebildeten Thierarztes schädigte.

Michel betrachtete aufmerksam das Schwein. Er griff nach einer Schüssel Milch, und setzte sie dem Thiere vor. Dieses schnüffelte an dem Gefäße herum, versuchte zu saufen, vermochte es aber nicht.

„Es ist schon so!" sprach endlich der Alte. „Sepp, Deine Sau hat's Korn."

„Wie, — was, — Korn? Was ist das?" frug der Müller.

„Das ist ein weißes, hartes Stückchen Fleisch, so groß ungefähr, wie ein Waizenkorn, — da oben am Gaumen, — hart am Rüssel. Ist das Korn herausgeschnitten, dann ist das Vieh kurirt, — frißt wieder, — ganz gesund in ein paar Tagen."

Der Müller sah bedenklich nieder. Zum ersten Male setzte er Zweifel in des Alten Kunst.

„Davon hab' ich noch nichts gehört," sprach er endlich. „Das Korn, — hm!"

„Und alle Deine Säue werden das Korn kriegen, Sepp, — verlaß Dich d'rauf, der Kuhmichel hat's gesagt! Vor beiläufig fünfzig Jahren war's schon einmal im Dorf, — ich kenn' das Zeug, es ist ansteckend."

Hans Dünkel, der Schulmeister, winkte den Müller bei Seite.

„Herr Strehling, was der Michel da sagt, ist doch gar zu lächerlich. Er wird Ihnen sicher das Schwein verderben. Schicken Sie hinein zum Thierarzt. Ein Schwein von zwei Zentner ist schon werth, daß man die Wissenschaft zu Hilfe ruft."

„Sie könnten Recht haben," erwiederte Strehling.

„Der Kuhmichel," fuhr Dünkel gelehrt fort, „ist noch ein kläglicher Ueberrest aus jener abergläubigen Zeit, wo geweihtes Salz, geweihte Kräuter, und anderes dummes Zeug in den Ställen dominirten, sogar Hexen vertrieben. Rufen Sie die Wissenschaft an, sie ist sicher und vernünftig."

Von Wissenschaft und Bildung, von Dummheit und Aberglauben, hatte der Müller bei den Gelagen nach den Jagden Vieles gehört. Keinesfalls mochte er sich zu den Dummen, oder Abergläubigen zählen. Dennoch entschied er sich jetzt nur langsam für die Wissenschaft. Der Schulmeister fuhr weiter im Preisen des exakten Wissens, wälzte gewaltige Fremdwörter über seine Lippen, baute immer höher die Mauer zwischen dem schwankenden Müller und dem Kuhmichel.

Da schritt Adam Black über den Hof.

„Herr Strehling," frug er nach höflichem Gruße, „könnten wir in dieser Woche zwei Säcke Spelz und zwei Säcke Gerste mahlen?"

Der Gefragte hatte das Gesicht nach dem Sprecher gewendet, dann wieder, ohne zu antworten, nach dem Gegenstande seiner Sorge gesehen. Adam folgte dem Blicke des Müllers.

„Für die ist's schad'," sagte in aufrichtiger Theilnahme der Bursche.

„Schad'? Meinst etwa, sie kreppirt?"

„Mir gefällt sie nicht, Herr Strehling!"

„Mir auch nicht, Adam! Darin sind wir einig. — Mahlen willst Du? Vor vierzehn Tagen kann's nicht sein. Die Mühlkammer ist vollgestopft mit Fruchtsäcken, die alle warten, — und wer zuerst kommt, mahlt zuerst. — Hm, — verteufelte Geschichte!" fuhr er fort, immer das Schwein im Auge. „Wär' nur mein Knecht da, den Doctor zu holen! Auch die Pferd' gehen im Acker."

„Den Gefallen kann ich Ihnen thun, Herr Strehling!" sagte Adam gefällig. „Meine Gäul' stehen doch müßig im Stall."

„Du willst den Doctor holen, Sepp?" frug erstaunt der Kuhmichel. „Das Geld kannst sparen. Für einen

viertel Zentner Schwarzmehl mach' ich die Sau Dir gesund. Brauchst nit Doctor, nit Apothek' zu bezahlen."

„Offen gestanden, Michel, nehmt mir's nicht übel, was Ihr da sagt vom „Korn," gefällt mir nicht. Ich möcht' sicher gehen."

„Gut, — dann hol' nur den Doctor, bei dem gehst ganz sicher," versetzte spöttisch der Alte.

„Ich nehme Dein Anerbieten an, Adam!" wandte sich Strehling an den jungen Mann. „Fahr' gleich hinein in die Stadt, es pressirt."

Adams Gesicht glänzte vor Freude. Nicht er schien dem Müller, sondern der Müller ihm einen Gefallen zu erweisen. Durch den Hof schreitend, fuhren seine Augen spähend durch den Garten, um die Fenster des Wohnhauses, durch die offenen Räume der Oekonomiegebäude. Die Gesuchte fand sich nirgends.

Der Kuhmichel war dem Burschen nachgegangen.

„Adam, horch, — Adam, halt!" schrie er ihm nach.

Der Angerufene hielt ungeduldig zur Stelle.

„Was wollt Ihr, Vetter Michel? Nur geschwind, — es pressirt!"

„Wollt' nur fragen, wie lang' Du brauchst in die Stadt und wieder heraus?"

„In einer Stund' bin ich da, das heißt, wenn der Doctor daheim ist."

Der Alte betrat brummend seine Stube, stopfte sich eine frische Pfeife, und arbeitete weiter auf der Schneidbank.

Noch war die Stunde nicht ganz abgelaufen, als Adams Wagen die Gasse herauf rasselte. Auf einer grün angestrichenen Wagenbank, durch ein dickes Federkissen gepolstert, saß Doctor Knöchel, vor ihm auf einem einfachen Brett, der Fuhrmann. Als der Wagen an Michels Häuschen vorbei fuhr, erschien hinter den halberblindeten Scheiben des Alten Gesicht.

„Guten Tag, Herr Doctor!" grüßte der Müller, einen Stuhl zum bequemen Absteigen vor den Wagen stellend.

„Ein krankes Schwein?" frug Knöchel entgegen. „Wollen sehen!"

„Du bist geschwind gewesen, Adam!" lobte Strehling.

„Das Compliment muß ich dem Burschen machen, daß ich in meinem Leben auf einem Fuhrwerke nicht schneller gefahren wurde," bestätigte der Arzt.

„Möchtest Du den Herrn wieder hineinfahren?" frug Strehling.

„Warum nicht? Recht gern!"

„Vortrefflich! Er kann zugleich die nothwendige Medizin mit heraus nehmen," sagte Doctor Knöchel.

„Geh' in die Stube, Adam! — Traudel!" rief der Müller in den Hausflur. „Hol' für den Adam einen Schoppen! — Und dann, Adam, eine Ehr' ist die andere werth: — kannst morgen mahlen."

Der Thierarzt untersuchte das Schwein. Er tastete an ihm herum, öffnete mit Hülfe Strehlings und eines Müllerburschen dessen Maul und besah die Zunge. Der Kuhmichel saß rauchend auf einem Holzblock, mit geringschätzendem Lächeln das Bemühen des Heilkundigen beobachtend. Dem Doctor entging das sprechende Mienenspiel des Alten nicht, ein Beitrag zur Steigerung seines Grolles gegen den schädlichen Pfuscher.

„Die Sache ist vorläufig gerade nicht von Bedeutung," erklärte Doctor Knöchel. „Sie thaten übrigens klug, mich sofort rufen zu lassen. Bei längerem Anstehen könnte das Uebel tödtlich werden. Nun können wir vorbeugen."

„Was fehlt ihm?" frug Strehling.

Knöchel nannte einige lateinische Namen, welche den besorgten Eigenthümer nicht klüger machten.

„Es hat also nicht das Korn, Herr Doctor?" frug der Müller weiter.

„Das Korn?“ wiederholte lachend der Arzt, mit einem höhnischen Seitenblicke auf den Kuhmichel. „Irgend ein Quacksalber möchte allerdings so etwas finden. In Wirklichkeit liegt ein Magenleiden vor.“

„So, — so, — ein Magenleiden!“ sagte der Kuhmichel, den zahnlosen Mund spöttisch verziehend.

Knöchel warf einen giftigen Blick nach dem Alten.

„Hat Er gegen das Urtheil der Wissenschaft etwas einzuwenden?“ frug stolz der Arzt.

„Durchaus nit, Herr Doctor, — durchaus nit!“ antwortete gleichgültig der Alte. „Kuriren Sie nur die Sau dort, wo ihr nix fehlt.“

„Wo ihr nichts fehlt? Er ist ein unverschämter Mensch!“ rief schnaubend der Beamte. „Ich werde ihm einmal sein Handwerk legen, — pass' Er nur auf!“

„Das können Sie allerdings; denn ich bin kein g'studirter Doctor.“

„Dagegen ist Er ein nichtswürdiger Pfuscher!“ rief der Andere, glühend vor Zorn. „Eine Schande ist es für unsere gebildete Zeit, solche Quacksalber Menschen und Thiere mißhandeln zu sehen. Ich sag' Ihm, meine Geduld hat eine Ende! Beim nächsten Falle marschiert Er in's Loch. Verstanden?

„Warum nit? Sie reden ja deutsch, Herr Doctor!“

„Beim gegenwärtigen Stande der Wissenschaft, ist es unverantwortlich, die Hilfe der Dummheit anzusprechen."

„Nun, ich mein', Herr Doctor, die Wissenschaft hätt' doch auch schon fehlgeschossen."

„Das meint Er in seinem Unverstande! Die Wissenschaft geht nie fehl, die Wissenschaft ist unfehlbar. Ist die Krankheit erkannt, als heilbar befunden, dann bietet das medizinische Wissen auch Mittel, zur sicheren Herstellung des leidenden Organismus."

„Ja, — ja, — Herr Doctor, darin liegt's eben, die Krankheit zu erkennen!" sagte blinzelnd der Alte. „Und ich hab' gemeint, eine siebenzigjährige Erfahrung und Beobachtung sei ebenso viel werth, wie ein vierjähriges Studiren auf der Universität."

„Das meint Er wieder in seiner Dummheit! Auf den Lehrstühlen der Universität wird die Wissenschaft vorgetragen, wie sich dieselbe im Laufe der Jahrhunderte gebildet hat, — vorgetragen, was scharfsichtige Beobachter und Forscher zusammengestellt. Darum ist das exakte Wissen die höchste Errungenschaft unserer Zeit, die allein sichere, unfehlbare Macht auf allen Gebieten."

„Hab' gar nix gegen die allein unfehlbare Macht," sagte spitz der Alte. „Und Ihre Unfehlbarkeit, oder

vielmehr die Unfehlbarkeit der Wissenschaft, wird ja bald die Sau beweisen."

„Herr Doctor, wollen Sie nicht mit hereingehen zu einem Glas Wein?"

„Mit Vergnügen, Herr Strehling! Werde zugleich das Recept schreiben."

Beide verließen den Hof. Der Kuhmichel blieb sitzen auf dem Block.

Mittlerweile hatte sich Adam hinter dem Tische niedergelassen, den befohlenen Schoppen erwartend. Gertraud war nicht in das Zimmer getreten. Auf den väterlichen Zuruf hatte sie ein Glas gespült, und war nach dem Keller hinabgestiegen.

Adam saß glühend vor Erwartung. Ein Zufall hatte ihn plötzlich in nähere Berührung mit einem Mädchen gebracht, das er mit der ganzen Tiefe eines jugendlichen unverdorbenen Gemüthes liebte. Er kannte die Menge vorzüglicher Werber um die hübsche Müllerstochter. Seine Bescheidenheit ließ ihn hoffnungslos; denn die reichsten Söhne des Dorfes und der Umgebung erstrebten Gertrauds Hand. Bei ländlichen Eheverbindungen spielt aber das Vermögen eine sehr bedeutende Rolle, gewöhnlich spricht es sogar die Entscheidung. Und er war nur ein Bauernsohn zweiten

Ranges, Angesichts der Thatsache, daß Andere einige Tagewerk Land mehr besaßen. Die Entscheidung mußte daher zu seinen Ungunsten ausfallen. Dennoch liebte er die sittige Jungfrau. Wenn beim Begegnen Gertraud seine achtungsvollen Grüße freundlich erwiederte, wenn sie mit ihren strahlenden Augen ihn anschaute, oder gar ein flüchtiges Wort zu ihm sprach, so fühlte er sich glücklich. Auf letzte Kirchweihe hatte er sogar gewagt, sie um einen Tanz zu bitten. Darüber wäre beinahe Streit entstanden; denn Gertraud hatte denselben Tanz dem reichsten Sohne des Ortes, Paul Firner, abgeschlagen.

„Adam, ich bitt' Dich, geh' heim!" hatte sie ihn gemahnt. „Der Paul ist wüthend, er hebt Händel an."

„Wenn Du es wünschest, Traudel, so geh' ich," hatte er willig entgegnet und den Tanzboden verlassen.

Wenn schon ihre Theilnahme ihm gefiel, so entzückte ihn die Wahrnehmung, daß Traudel gleich nach ihm den Saal verließ und nach Hause ging.

Dennoch beharrte er in seiner anspruchslosen Haltung. Seine Verbindung mit der Vielumfreiten gehörte, nach seiner Ansicht, zu den Unmöglichkeiten.

Wahrscheinlich theilte Gertraud diese Hoffnungslosigkeit nicht; denn Adam war ein schlank gewachsener,

kräftiger Junge, von angenehmen Gesichtszügen, — freilich an der rechten Hand verstümmelt. Die Dreschmaschine hatte ihm den Zeigefinger abgerissen, ein Umstand, der seine Befreiung vom Soldatendienste bewirkte. Seine blauen Augen waren die Zeugen einer seltenen Herzensgüte, und die röthlichen Haarlocken umrahmten eine Stirne, die breit und rein die Schrift eines unbescholtenen Wandels trug. Aber seine Hände waren stark und derb, die innere Fläche mit Hornhaut bedeckt, die Folgen anstrengender schwerer Arbeit.

Eine weiße Schürze umgebunden, das gefüllte Schoppenglas in der Hand, betrat Gertraud grüßend die Stube. Adam erhob sich verlegen. Er fühlte die Gluth des Gesichtes, eine Wahrnehmung, die seine Befangenheit steigerte.

„Bleib' doch sitzen, Adam! Bin keine Prinzessin, daß Du vor mir aufstehen sollst. Siehst, ich habe Dir aus dem kleinen Faß gezapft, von unserm Besten, weil Du ein so gefälliger Bursch bist. Laß Dir den Riesling wohl schmecken."

Sie ging zum Wandschrank, und stellte das übliche Käsebrod vor ihn.

„Nun, Adam, warum trinkst Du nicht?"

„Auf Deine Gesundheit, Traudel!"

Er trank kaum, und reichte ihr das Glas, an dem sie nippte.

„Verschmähe unser Käsebrod nicht, Adam!“ ermuthigte sie den Befangenen. „Du bist heut' zweimal gefällig und freundlich gewesen gegen uns. Hast Deine Füchse angehalten, damit ich ohne Aufschub über die Gasse konnte, dem Kuhmichel zu rufen, — bist auch in die Stadt gefahren, den Viehdoctor zu holen. Dafür dank' ich Dir.“

„Das ist ja kaum der Rede werth, Traudel!“

„Doch, — doch! Doppelt freut's mich, weil Du's bist, der uns in der Noth geholfen. Du bist ja überhaupt nicht, wie die anderen Buben. Die haben fast alle böse Mäuler und nichtsnutzige Manieren. Sie führen lose Reden, man muß selber mit der Zunge tüchtig arbeiten, um sie los zu kriegen. Dagegen bist Du ein braver eingezogener Mensch, von dem man gern einen Gefallen annimmt. Fast möcht' ich sagen,“ fuhr sie mit einem aufleuchtenden Schelmenblicke fort, „Du seist eher zu still, als zu laut. Manchmal möcht' ich gern' mit Dir plaudern, wenn ich auf dem Feld' Dir begegne, — aber Deine Füchse halten nicht.“

Adam lächelte glückselig.

„Und ich möcht' den ganzen Tag mit Dir plaudern," bekannte er unwillkührlich.

„Den ganzen Tag? Ei, da ging' uns doch bald der Stoff aus," erwiederte sie lachend.

„Mir nicht, Traudel! Ich hätte Dir viel — viel zu sagen."

„So? Was denn?"

Er rückte am Glase und schwieg blöde.

„Ei, Du machst mich neugierig! Ist das so ein Geheimniß, was Du auf dem Herzen hast?" frug sie erröthend.

„Ja, — ein Geheimniß, das Niemand weiß, als ich und unser Herrgott," antwortete ernst der junge Mann. „Ich könnt' es auch Niemand anvertrauen, als Dir, wenn ich nicht fürchten müßt'" — er stockte.

„Fürchten? Was denn, Adam?"

„Mein Geheimniß möchte Dich beleidigen."

„Das glaub' ich kaum," erwiederte sie, mit beiden Händen die Schürze glatt streichend. „Keinen anderen Bursch im ganzen Dorf möcht' ich um sein Geheimniß fragen, weil mir an Allen nichts liegt. Dich aber möcht' ich schon d'rum fragen."

„Und ich möchte Dir's gern anvertrauen," antwor=

tete er beklommen. „Aber ich kann nicht, — mir fehlt der Muth dazu.“

„Der Muth? — Vielleicht ist's doch etwas anderes was Dir fehlt.“

„Was meinst?“

„Vertrauen zu mir! Ich könnt' vielleicht, denkst Du, Dein Geheimniß ausplaudern.“

„Nein, Traudel, so gering denk' ich von Dir gewiß nicht.“

„Dann sag's! Ich seh', wie's Dich drückt, und möcht' Dir's tragen helfen.“

„Wenn Du am Sonntag Abend an eure hintere Gartenthür' kommen willst, wenn die Uhr neun schlägt, so will ich Dir's beichten.“

„Recht, — ich komme, Adam!“ antwortete sie heiter.

Strehling betrat mit dem Doctor das Zimmer.

„Traudel, hole einen Schoppen für den Herrn Doctor,“ sprach der Vater. — „Sie halten die Krankheit für nicht gefährlich?“

„Seien Sie vollkommen beruhigt! Wir werden das Uebel beseitigen. Frißt morgen das Schwein nicht, so schicken Sie mir gefälligst Bericht.“

Der Arzt zog sein Taschenbuch hervor, schrieb auf

einen Papierstreifen das Recept und reichte es Adam. Hierauf trank er seinen Wein und fuhr nach der Stadt zurück.

Kaum hatte Knöchel das Haus verlassen, als der Kuhmichel in der Stube erschien.

„Sepp, Deine Sau hat's so wenig im Magen, wie ich, oder Du! Schad' ists um das schöne Stück Vieh. Der Doctor wird Dir's ganz gewiß todt kuriren, — denk an den Michel!"

„Schon recht!" erwiederte finster der Müller.

„Wie viele Säue hast Du noch, Sepp?"

„Außer der Kranken noch fünf Stück."

„Die Fünf werden all' das Korn kriegen. Brauchst Du den Michel, so lass' ihn nur rufen."

Mit diesen Worten wandte sich der Alte und ging.

Die Versicherung Michels erfüllte sich. Nach wiederholten Recepten des Thierarztes, krepirte das Schwein. Auch die übrigen fünf wurden krank. Des Alten Beistand wurde angerufen. Dieser schnitt mit einem gekrümmten Winzermesser das Korn aus dem Gaumen der Thiere. Die Wirkung dieser einfachen Behandlung war ganz erstaunlich. Schon am folgenden Tage fraßen die Schweine dermaßen, als wollten sie das Versäumte nachholen.

Michel trat mit siegreichem Lächeln vor den Müller.

„Siehst Du, Sepp, ein dummer Pfuscher und Quacksalber versteht manchmal doch mehr, als ein g'studirter, unfehlbarer Viehdoctor. Am letzten Montag hast den gelehrten Herrn gerufen, am Donnerstag war die Sau todt. Dieweil ist der Doctor dreimal heraus gefahren, — kannst ihn dafür bezahlen. Auch den Apotheker kannst bezahlen. Dazu ist die Sau von schier gar zwei Zentner hin. Dennoch heiß' ich mich nit' unfehlbar, wie sich der gescheidte Doctor geheißen hat. Das ist einfältig und dumm, sich so zu tituliren. Kein Mensch ist unfehlbar, ausgenommen Jener, den unser Herrgott dazu macht."

„Einverstanden, Vetter Michel! Prügeln möcht' ich die hochnasige Unfehlbarkeit! — Einen viertel Zentner Schwarzmehl habt Ihr Euch ausbedungen, — Ihr sollt einen ganzen Zentner haben, dazu mein volles Vertrauen für alle künftigen Fälle."

Der Grundschmecker.

Seit einigen Tagen durchschreitet ein städtisch gekleideter Mann, begleitet von seinem Diener, von dem alten Firner und dem Büttel, die Gemarkung nach allen Richtungen. Die Bauern nennen den fremden Herrn den „Grundschmecker." Der Diener des Fremden trägt eine große Karte, und der Büttel muß oft seinen Rücken herhalten, damit der Herr sein Buch darauf legen und hineinschreiben kann. Zugleich trägt der Büttel einen Spaten, mit dem er, auf des Grundschmeckers Geheiß, Löcher in den Boden stößt. Dann untersucht der Fremde genau den Bodengehalt, nimmt zuweilen sogar Erde in den Mund, weßhalb ihn die Leute „Grundschmecker" heißen.

In Wirklichkeit ist der Fremde ein Geologe, von der Regierung gesandt, den Bodenwerth zu prüfen, um hiernach die Höhe der Grundsteuer bemessen zu können.

Vor zehn Jahren hatte er dasselbe gethan, für die Gemarkung Heimhofen zwanzig Bonitätsklassen bestimmt, von denen die erste Klasse die niedrigste, die zwanzigste die höchste war. Damals hatte er Strehlings sämmtliche Aecker in die höchste Klasse gestellt, sogar jene der Thalgewann, welche einen geringen Ertrag lieferten. Auch damals hatte der alte Firnerfritz den Grundschmecker begleitet und Strehling dem Gutachten seines Feindes die ungerechte Behandlung zugeschrieben.

Den rechtlich fühlenden Müller hatte die Ungerechtigkeit schwer gekränkt. Diesmal wollte er die feindselige Parteilichkeit nicht stillschweigend hinnehmen. Wider Gewohnheit ging er jeden Abend zum Schoppen in den Schwanen, wo der Grundschmecker wohnte. Dieser war ein kalter, stolz abweisender Mann, unnahbar für des Müllers Anliegen. Aber den Büttel, dessen Ansehen im Dorfe wuchs, seit er den Grundschmecker begleitete, fand er regelmäßig dort. Von ihm wollte Strehling erfahren, wann die Herren in die Thalgewann kämen.

Von dem todten Mastschwein hinweg, das am vierten Tage der ärztlichen Behandlung verendete, ging der Müller abermals in den Schwanen.

„Sepp, morgen Nachmittag kommen wir in die

Thalgewann," berichtete der Büttel. „Kannst Deine Sach' anbringen, — wird aber wenig helfen."

„So, — wenig helfen?" wiederholte gereizt der Müller. „Die ganze Gemeind' kann bezeugen, daß meine Thalgewannäcker einen schlechten Ertrag liefern."

„Warum nicht? Aber weißt, der Grundschmecker fragt nicht die Gemeind', er fragt nur den Boden."

„Und meinen guten Freund, den Firnerfritz," schaltete Sepp ein.

„Ah — bah!" machte geringschätzend der Büttel. „Firner ist nur dabei, weil's im Gesetz so geschrieben steht. Viel in die Sach' hinein reden darf er nicht. Und dann, Sepp, laß Dir sagen, Du hast einen Fehler gemacht, die Wiesen als Fruchtfeld anzulegen. In der Thalgewann sind nur Wiesen, kein Mensch hat dort Aecker, wie Du. Hättest Du die Wiesen liegen lassen, so kämst auch Du in keine höhere Bonitätsklasse, als die Anderen."

„Ja, — so geht's, wenn man sich verbessern will!" erwiederte trotzig der Müller, trank seinen Schoppen leer und ging nach Hause.

In derselben Nacht konnte Strehling nicht schlafen. Unausgesetzt plagte ihn Aerger über erduldetes Unrecht, jedenfalls durch Firners boshafte Einflüsterungen her-

vorgerufen, wie er meinte. Aber morgen wollte er dem übel berathenen Grundschmecker entschieden entgegen treten, wenn dieser neuerdings sich unterfing, bewußte Aecker in die höchste Bonitätsklasse zu setzen. Eine ganze Reihe von Einwürfen und Beweisen stellte er zusammen, das an ihm verübte Unrecht zu begründen. Sogar lange Reden entstanden im halbwachen Zustande, die er zu halten gedachte. Erst gegen Morgen sank der Erregte in kurzen Schlaf, aus dem ihn der Frühgruß des Hahnes weckte.

Der Müllerbursch hatte sich zur Ruhe begeben, Strehling übernahm die Arbeit in der Mühle. Und heute kreisten ihm die Räder gar zu langsam, die Wasserkraft schien erstorben, das ganze Mühlwerk gelähmt, alles kroch dahin, wie eine Schnecke. So schien es dem Sepp, weil es in seinem Innern kochte und gährte. Die Naturgewalten des Wassers und die Gesetze der Hebelkräfte waren heute dieselben, wie immer. Sie liefen ihren regelmäßigen Gang, sie hielten strenge an ihrer Ordnung. Aber im Geiste Strehlings lösten sich Ordnung und gesetzlicher Lauf. Sein leidenschaftliches Gemüth überschritt die Schranken ruhiger Ueberlegung. Je näher die Stunde kam, in der sein Recht vor dem Grundschmecker und dem Firnerfritz zu be-

haupten war, desto höher stieg die Aufregung des Müllers.

Sein Weib, eine stille, thätige Hausfrau, bemerkte bald die ungewöhnliche Art des Gatten.

„Sepp, was hast denn heut'?" frug sie theilnehmend. „Bist so heftig heut', schaust gar so grimmig d'rein."

„Was werd' ich haben, Eve? Sorgen, — Sorgen!" antwortete er kurz und verschlossen.

„Wenn's die Thalgewannäcker sind, so laß Alles beim Alten, Sepp! Wir wollen lieber mehr bezahlen, als daß Du Händel kriegst mit dem Grundschmecker."

„Mehr bezahlen, als ich schuldig bin von Rechtswegen?" fuhr er heftig auf. „Nein, Eve, nein, — durchaus nicht! Ich will mein Recht. Der alte Spitzbube, der uns um Hab und Gut bringen möcht', — der schlechte Kerl, der falsch geschworen hat, der soll sich an mir nimmer reiben. Hab' genug, — gerad' genug!"

„Ach Gott, Sepp, — ach Gott, — das wird schlimm!" sagte die geängstigte Frau. „Sepp, lieber Sepp, bleib' da, — mir ahnt ein Unglück!"

Er sah auf die Erschreckte, in das treue Auge seiner Eva und verließ nachdenkend die Stube. Aber sein Vorhaben gab er nicht auf.

Nach Tisch verlangte er von Gertraud ein frisches Hemd. Seine Eva mochte er nicht darum ersuchen; denn sie hätte ihm so lange mit flehenden Worten eingeredet, bis er den Gang nach dem Thalgewann unterlassen, was er doch unmöglich konnte, ohne seinem Rechte zu vergeben. Ueber das schneeweiß gebleichte Hemd, mit steif emporstehendem Kragen, zog er tuchene Beinkleider, ein seidenes Westl und einen neuen Tuchwamms. Mütze und Kleidung waren natürlich müllergrau. Schließlich stopfte er sich eine Pfeife, und zwar ungewöhnlich fest. Er drückte auf den Tabak, als sei der Pfeifenkopf ein Mörser, den er lade, um den Firnerfritz zu erschießen. Schon hatte er einen wuchtigen Stock ergriffen, den er wieder hinstellte. Er gedachte der Worte seines Weibes: „Sepp, mir ahnt ein Unglück!“ Nun wollte er sich selber entwaffnen, um nicht Gefahr zu laufen, im Jähzorn unversehens seinen Todfeind, den alten Firner, nieder zu schlagen. Er ging ohne Stock. Aber seine Pfeife dampfte gewaltig. Er ging mit großen Schritten, während eine dünne Rauchsäule hinter ihm her zog. Er ging über die schönen Wiesen, sein rechtmäßiges Eigenthum, der Vater hatte sie ja von Firner gekauft und bezahlt. Nun trachtete der Alte, durch Ränke und Meineid, das rechtlich Er-

worbene heraus zu processen. Der Anblick der Wiesen und ihres üppig wachsenden Grases vermehrte Strehlings Zorn. Er ging noch rascher, seine Schritte wurden noch größer. In einiger Entfernung sah er den Grundschmecker, Firner, den Büttel und Bedienten über die Wiesen der Thalgewann gehen. Sie schritten auf seine Aecker los, in Strehlings scharf blickenden Augen Diebe, die ihn bestehlen wollten. Gern hätte er seinen Sturmschritt in schnellen Lauf verwandelt, allein er schämte sich, von den Leuten laufend gesehen zu werden. Dennoch gelangte er fast gleichzeitig mit dem Grundschmecker und dessen Begleitern auf dem ersten Acker an.

„Guten Tag!“ grüßte der Müller, mit glühendem Gesichte.

„Guten Tag, Herr Strehling!“ antwortete Firner überaus freundlich, indem er seinen Rücken krümmte, wie eine Katze.

Der Grundschmecker sagte gar nichts, sah den Müller kaum an, und schrieb weiter in sein Buch.

„Herr Geometer, halten Sie ein mit Schreiben!“ fuhr Sepp mit erhöhter Stimmlage fort. „Ich bin da, um mich zu beschweren. Sie haben vor zehn Jahren meine Aecker da in die höchste Bonitätsklasse gesetzt, und ich mußte für Aecker die höchste Grundsteuer zahlen, die

einen geringen Ertrag liefern. Also bitt' ich Sie, Herr Geometer, dieses mein Land in eine niedrige Klasse zu setzen."

Der Grundschmecker hatte endlich zu schreiben aufgehört, und den Mann angesehen.

„Ich bin nicht Geometer, sondern Geologe," sagte er jetzt. „Könnt Ihr das Wort nicht aussprechen, so nennt mich Doctor Uhrig, denn so heiße ich."

„O — ich bin nicht so dumm, Herr Doctor Uhrig, das Wort „Geolog" nicht aussprechen zu können," versetzte Strehling.

„Auf welche Gründe stützt Ihr Eure Beschwerde?" frug Uhrig.

„Auf die Thatsache, daß diese Aecker schlecht ausgeben. Die ganze Gemeind' kann bezeugen, daß ich jedes Jahr wenig Garben hier binde, daß die Frucht leicht wiegt, daß hier überhaupt nur eine halbe, höchstens dreiviertel Aernte zu erzielen ist."

„Wie steht's?" wandte sich der Doctor an Firner.

„Verzeihen Sie, Herr Uhrig, wenn ich hier kein Urtheil abgebe," antwortete der Alte mit einem unterwürfigen Katzenbuckel. „Herr Strehling hält mich für seinen Feind, — er möchte glauben, meine Abschätzung wäre ungerecht, wenn ich ihm nicht beistimme."

„Gut, — dann bestätigen Ihre Worte indirect die Grundlosigkeit der Beschwerde," entgegnete Uhrig. „Mehr ist auch gar nicht nothwendig. Der Augenschein überzeugt schon zur Genüge, daß hier der beste Weizenboden lagert."

„Der Augenschein kann täuschen, Herr Geolog," erwiederte Strehling. „Kämen Sie kurz vor der Aernte, dann hätten Sie einen weit besseren Maßstab, sich zu überzeugen, wo viel und wo wenig wächst."

„Falsch!" warf der Beamte hin. „Trägheit, Vernachlässigung der Landwirthschaft, schlechte Behandlung, werden aus dem besten Boden wenig erzielen. Mithin ist die Aernte kein sicherer Beweis für den Bodengehalt."

Den Müller verdroß gewaltig der Vorwurf, ein schlechter, fauler Landwirth zu sein. Zugleich sah er das schadenfrohe Lächeln des Firnerfritz, und es kochte in seiner Brust. Er biß eine Weile die Lippen zusammen und drückte mit Anstrengung den Zorn nieder.

„Weil Sie fremd sind hier," sprach er endlich mit bebender Stimme, „so will ich Ihnen die Höflichkeit verzeihen, den Müllersepp für einen dummen, faulen Bauer zu halten. Die ganze Gemeinde Heimhofen, sowie Alle, die mich kennen, werden höchst wahrscheinlich

das Gegentheil behaupten. — Haben Sie also die Güte, mir kein Unrecht zu thun. Stellen Sie diese Aecker in eine niedere Klasse."

Auf einen Wink des Geologen stieß der Büttel ein Loch in den Boden.

„Schon gut!" unterbrach Uhrig die Arbeit. „Keine Schieferlage unten, — vorzüglicher Mergelboden, mithin höchste Bonitätsklasse."

„Ich sage Ihnen, Herr Doctor, Sie täuschen sich!" behauptete mit Nachdruck der Müller. „Den Mergelboden bestreite ich nicht, — da ist er! Allein tiefer unten muß eine Ursache liegen, welche bewirkt, daß diese Aecker sehr naß sind, und diese Nässe schadet der Saat."

„Ich sehe keine Nässe!"

„Hieran ist das trockene Frühjahr schuld, — regnet es aber nur einmal tüchtig, dann wollen diese Aecker nicht mehr trocken werden."

„Ausflüchte — dummes Zeug!" murmelte der Grundschmecker in den Bart.

Der Müller wurde bleich und roth. Seine Geduld war zu Ende. Er hatte bescheiden gebeten, wo er mit Recht fordern konnte. Er hatte die abstoßende, hochfahrende Art des Beamten ruhig ertragen, bei aller Unterwürfigkeit und Selbstbeherrschung nichts erlangt.

Jetzt stieß er die Mütze nach dem Nacken zurück und hob anspruchsvoll das Haupt.

„Sie lassen meine Erfahrungen nichts gelten, Herr Uhrig, — Sie kennen meine Aecker besser, als ich selber. Woher wissen Sie denn so genau, daß hier der beste Fruchtboden ist?"

„Dies weiß ich aus den Bestandtheilen der Erde," antwortete der Beamte, einigermaßen verwundert über die plötzlich veränderte Art des Mannes. „Hier waltet Thon und Kalk vor, also Mergelboden. Die chemische Analyse würde weiter ergeben, daß Kalk vorherrscht, Sand nur gering vertreten ist."

„Und hieraus schließen Sie, daß der Boden eine ganz vorzügliche Aernte liefern muß?"

„Bei richtiger Bewirthschaftung," schaltete Uhrig ein.

„Versteht sich, — versteht sich, — bin weder dumm, noch faul, — hab' Ihnen das schon gesagt!" rief der Müller mit flammenden Augen.

„Aus Allem zieht die Wissenschaft den Schluß," erklärte bestimmt der Beamte, „daß hier die höchste Bonitätsklasse berechtigt sei."

„Was ist das für eine Wissenschaft, Herr?"

„Die Geologie," antwortete stolz der Gefragte.

„Und von der Nässe, welche meine Aecker verdirbt, findet Ihre Wissenschaft keine Spur?"

„Die Nässe mag in Eurer Einbildung bestehen."

„Doch nicht, Herr! Ich meine vielmehr, die Wissenschaft könnte auch zuweilen irren."

„Irren?" wiederholte Uhrig mit geringschätzendem Blicke auf den Müller. „Die Wissenschaft irrt niemals. Die Wissenschaft ist die einzige zuverlässige Macht, — sie ist unfehlbar."

Strehling brach in schallendes Gelächter aus.

„Weßhalb lacht Ihr?" frug beleidigt der Beamte.

„Geradeso hat der Viehdoctor gesprochen von seiner unfehlbaren Wissenschaft, und er hat richtig eines meiner Schweine todt kurirt. Mir scheint's, Ihre unfehlbare Wissenschaft sei geradeso viel werth, wie die unfehlbare Wissenschaft des Viehdoctors."

„Ihr seid ein unverschämter Mensch!" rief zornig der Grundschmecker.

„Was bin ich?" schrie der Müller wüthend entgegen.

„Ein Flegel seid Ihr!" schalt grimmig der Beamte. „Wie mögt Ihr Dummkopf es wagen, Koth zu werfen in das erhabene Antlitz der Wissenschaft? Wie möget Ihr frecher Mensch" —

Er hielt plötzlich inne. Der rasende Strehling bebte am ganzen Leibe. Seine Fäuste ballten sich, seine Augen schossen Feuer auf den Grundschmecker. Die Wuth des Leidenschaftlichen zu steigern, hüstelte der Firnerfritz und lachte hämisch.

„Ich ein Flegel, — ich ein Dummkopf?" schrie mit heiserer Stimme der Rasende, mit gehobenen Fäusten auf den zurückweichenden Beamten eindringend.

Da erstarrte mit einem Male sein Arm. Er hörte die flehentliche Stimme seines lieben Eheweibes: „Sepp, bleib' da, — mir ahnt ein Unglück!" Der Arm senkte sich, die flammenden Augen suchten den Boden. So stand er einige Secunden. Dann wandte er sich und eilte fort, ohne ein weiteres Wort zu sprechen.

Ohne Aufenthalt rannte Strehling querfeldein, gepeitscht von Zorn und Wuth. In der Nähe der Mühle traf er seinen Knecht, der eine Grube aufwarf.

„Was machst da?"

„Ein Loch für die Sau."

„So! — Mach's Loch tausend Klafter tief und wirf alle Unfehlbaren hinein!"

Zu Hause angelangt, erzählte er mit fliegendem Athem, Flüche ausstoßend und Verwünschungen gegen den Grundschmecker.

„Und diese Kerle nennen sich unfehlbar?“ rief er. „Diese Esel pochen auf ihre Wissenschaft? Unfehlbar, — wie mir das Wort verhaßt ist! Und Wissenschaft, — pfui Teufel!“

„Sepp, faß' Dich!“ bat sanft die Müllerin. „Was liegt an ein paar Gulden? Wir werden deßhalb nicht ärmer.“

„Aber Unrecht geschieht uns, — das empört mich! Unrecht geschieht uns von Leuten, welche das Maul so voll nehmen von ihrer Wissenschaft, die aber nicht einmal so viel verstehen, wie der Kuhmichel, — die nicht einmal einen Boden richtig taxiren können.“

So polterte er fort, zum größten Leidwesen der bekümmerten Eva.

Auch Gertraud sah aus geängstigten Augen auf den ergrimmten Vater. Während die Mutter den Zornigen zu besänftigen trachtete, ging sie nach der Küche zur Arbeit. Die heftige Stimme des Schimpfenden in der Stube verklang allmälig, und Gertrauds Gedanken kehrten zu dem Gegenstande zurück, der sie im Laufe der ganzen Woche beschäftigt hatte.

„Was mag er nur für ein Geheimniß haben?“ frug sie oft sich selbst. „Ich ahne was, — sollt's möglich sein?“

Sie hielt in der Arbeit inne, stand mit glühenden Wangen und blickte sinnend vor sich hin. So hatte sie oft gedacht und gethan, und die Stunde nahte, welche das Zweifeln und Fragen der Jungfrau beantworten sollte.

An der Gartenthüre.

Die hintere Thüre des Gartens ging nach dem Bache. Man stieg mehrere Stufen hinab und befand sich bei einer Stegbrücke: ein mächtiger Baumstamm, dessen Rundung breitgeschlagen war, und eine bescheidene Lehne aus Stangen. Unter der Brücke hin rauschte das Wasser, noch eilend und sich überstürzend vom starken Fall der Rädergänge. Jenseits des Baches lagen die Wiesen, über welche der Abend weiße dünne Schleier gelegt. Kurz vor neun Uhr tauchte aus dem kühlen Nebel der Matten eine männliche Gestalt auf, Adam Black. Seine Füße rauschten im Grase, rasch und eilig, dann immer langsamer, vorsichtiger, bis er an der fliegenden Brücke stille stand. Er sah in der Richtung nach der Gartenthüre hinüber. Allein das Dunkel ließ die Gegenstände nicht unterscheiden. Adam wußte nicht, ob der tief schwarze Körper dort in der Nähe des Zaunes eine menschliche Gestalt, oder ein Pfosten der Thüre sei.

Sofort konnte er sich von der Natur des angezweifelten Körpers überzeugen, er durfte nur über den Steg gehen und die Stufen empor steigen. Bereits hatte er einen Fuß auf die Brücke gesetzt, der zweite blieb aber stehen auf dem Rasen der Wiese, dann kehrte auch der erste dahin zurück. Er stand zögernd, auf der Brücke schienen Fußangeln zu liegen. Was ihm anfänglich leicht geschienen, trat nun als ein ernster Schritt vor ihn, bedeutungsvoll für sein Leben, empfindlich für sein natürliches Zartgefühl. Wäre Adam nicht eine rühmliche Ausnahme gewesen von den meisten Burschen des Ortes, er hätte leichten Sinnes den Rubikon, oder vielmehr den Bach, überschritten. Er wäre stolz darauf gewesen, von einem viel umfreiten Mädchen erwartet, als Bevorzugter empfangen zu werden. Aber die fromme Erziehung hatte ihm ein sittliches Feingefühl bewahrt. Ihm dünkte unanständig, unerlaubt, vielleicht sogar gefährlich, mit der schönen Müllerstochter ohne Zeugen, im Dunkel zusammen zu kommen. Und dann hielt ihn noch etwas zurück, das in ihm lag, das er sich aber nicht erklären konnte, — vielleicht die Regungen seines tief sittlichen, urdeutschen Gemüthes, welches so strenge Grenzen zog für den Umgang mit dem anderen Geschlechte.

So stand er eine Weile kämpfend. Er nahm den Hut vom Kopfe und fuhr durch das feuchte Lockenhaar. Da schlug vom Thurme die neunte Stunde. Fast erschrocken fuhr er empor. Der letzte Glockenschlag überzeugte ihn, daß er nicht mehr zurück könne, daß er Gertraud sein Wort halten müsse. Langsam schritt er über die Brücke, noch langsamer stieg er die Treppe zum Garten empor. Bei jeder Stufe wurde er beklommener, sein Herz pochte heftig. Jetzt stand er an der Lattenthüre; Gertraud war nicht da. Augenblicklich freute ihn diese Wahrnehmung. Er hatte das Gefühl, als würde eine Last von ihm gewälzt. Die heftigen Herzschläge hörten auf, er athmete freier. Sogleich aber machten sich andere Empfindungen geltend. Das Nichterscheinen Gertrauds schmerzte. Sie achtete ihn gering, sie hielt ihm nicht Wort, er war ihr gleichgültig. Er schob den Riegel zurück, trat zwei Schritte in den Garten und lauschte nach der Mühle hin. Die Wasser rauschten, die Räder klapperten, er sah Lichter in der Wohnstube und in anderen Räumen. Zwischen ihm und dem Hause — Dunkel und Leere. Auch in ihm wurde es unaussprechlich leer. Eine nie empfundene Traurigkeit beschlich ihn. Die ganze Woche hindurch erquickte ihn ihr holdes Lächeln, ihr trautes Wort, womit sie ihn vor der Heim-

fahrt des Doctors beglückt hatte. Fast unabläſſig hatte er gedacht an die Freude dieſer Stunde, nun war Alles Täuſchung. Es dünkte ihm, er habe plötzlich einen Schatz verloren, welcher den Inhalt ſeines Lebens gebildet.

Niedergedrückt und namenlos traurig wollte er eben zurückkehren, da ging die Gartenthüre am Hofe. Er lauſchte mit verhaltenem Athem. Es war keine Täuſchung. Sie ſchritt eilig den mittleren Pfad herauf. Den Jüngling überkam die vorige Erregung in verſtärktem Maße. Seine Pulſe jagten, das Herz pochte bis in den Hals hinauf, wie Berauſchung umfing es ſeine Sinne.

„Biſt da, Adam?“ flüſterte eine ſüße Stimme.

„Ja, Traudel!“ antwortete er ebenſo leiſe.

Sie trat näher heran.

„Hab' den Glockenſchlag nicht einhalten können,“ fuhr ſie entſchuldigend fort. „Eine Arbeit war gerade unter meinen Händen, die ich nicht unterbrechen durfte, ohne Aufmerkſamkeit zu erregen, — und was Du mir zu ſagen haſt, iſt ja ein Geheimniß, von dem Niemand etwas wiſſen darf. Darum wollte ich ganz heimlich zu Dir kommen.“

„Beinahe hätt's mich gereut, Traudel, Dich hierher beſtellt zu haben.“

„Gereut? Warum dann?"

„Weil sich's nicht paßt, so heimlich in der Nacht mit einem ehrbaren Mädchen zusammen zu kommen."

„Du bist nicht gescheidt, Adam!" erwiederte sie lächelnd. „Meinst, ich wäre gekommen, wenn ich Deine Rechtschaffenheit nicht kennen thät und Deine gute Gesinnung? Siehst, alle übrigen junge Männer in Heimhofen hätten mich tausend Mal bestellen können, nicht ein einziges Mal wär' ich gekommen."

„Ich danke für Deine gute Meinung, Traudel! Dies macht mir's leichter, mein Geheimniß zu sagen. Und auch jetzt noch hält's hart."

Er senkte das Haupt. Seine Bewegungen verriethen, daß er in peinlicher Verlegenheit sei. Das Mädchen stand erwartungsvoll, aber sie wartete vergeblich, er blieb stumm.

„Sei doch nicht gar zu blöd', Adam!" ermuthigte sie, ohne die eigene Seelenbewegung völlig bemeistern zu können, die sich im leisen Beben der Stimme äußerte. „Etwas Böses ist Dein Geheimniß sicher nicht, — etwas Gutes zu sagen, braucht man sich nicht zu schämen."

„Traudel," — hob er nach langer Pause an, „ich bin jetzt vierundzwanzig Jahre alt."

„Das ist kein Geheimniß, Adam!"

„Meine Mutter sagt, ich solle mich verheirathen, wie meine übrigen Brüder, damit sie endlich einmal in den ruhigen Vorbehalt käme."

„Deine Mutter hat Recht! Sie ist alt. Sie hat sich lang genug gequält."

„Das Heirathen ist aber eine wichtige Sach', — und auch eine Sach', bei der man sein Herz fragen muß."

„Das meine ich gerade auch!" antwortete sie kurz.

Als er den Blick zu ihr aufhob, glaubte er, ein schelmisches Lächeln in ihrem Angesichte zu bemerken.

„Es gibt ja Mädchen genug, die einen so braven, hübschen Burschen, wie Du bist, heirathen werden," fuhr sie fort, als er vergeblich nach Worten suchte, sein befangenes Gemüth zu entlasten. „Wer aber auf die Freierei gehen will, Adam, der muß mehr Kurasch haben, als Du."

Er lehnte sich an den Pfosten, fingerte an der Gartenthüre und schwieg.

„Dies also ist Dein Geheimniß?"

„Nicht ganz, Traudel! — Ich wüßt' schon ein Mädchen, das ich um's Leben gern' heirathen thät, — aber ich getraue mir nicht, es ihr zu sagen."

„Willst vielleicht warten, bis sie es Dir sagt? Es ist doch nicht der Brauch, daß Mädchen freien gehen.

Das schickt sich gar nicht. Also mußt Du ihr frisch von der Brust weg sagen: ich lieb' Dich, — kann was werden? Das heißt, so kannst nur sagen, wenn Du sie wirklich lieb hast."

„Traudel, es gibt gar nichts in der Welt, was ich so liebe," betheuerte er mit hervorbrechendem Gefühl. „Ich denk' immer an sie. Ich könnt' gar nicht leben ohne sie."

„So sag' es ihr doch, blöder Mensch!"

„Ja, — siehst, Traudel, der Grund, weßhalb ich's ihr nicht gestehen mag, ist nicht allein Blödigkeit. Ich fürcht' auch, sie verachtet mich, und dann wär' ich für mein Leben unglücklich. So lang' sie aber nicht gesagt hat: Adam, Dich mag ich nicht, — so lang' hab' ich immer noch Hoffnung, und die Hoffnung möcht' ich mir nicht zerstören."

„Du bist ein guter Mensch, Adam! Fürchte keinen Korb von dem Mädchen. Wenn es nicht stockblind ist, muß es „ja" sagen. Also wag's einmal."

Eine gedehnte Pause des Schweigens. Sein Herz pochte hörbar.

„Darf ich wissen, wer das Mädchen ist?" frug sie mit unsicherer Stimme.

„Traudel, — das Mädchen, —"

Er kam nicht weiter.

„Nun, wer ist's? Sag's doch heraus!"

„Das bist Du!"

Als er das letzte Wort gesprochen, meinte er, vor seinen Füßen thue sich die Erde auf, und von Gertrauds Entscheidung hänge es ab, ob ihn die Erde verschlinge, oder nicht. Noch stand er schwindelnd vor Aufregung, da fühlte er seine Hand gefaßt und ihre Stimme flüsterte: „Adam, von Grund meines Herzens sage ich: Ja! Gott gebe seinen Segen dazu."

Dies war ein belebender Zauberspruch für den Regungslosen. Einem inneren Drange folgend, breitete er beide Arme aus, drückte die Verlobte an seine Brust und küßte sie heftig.

In diesem Augenblicke rief Strehling von der Mühle herüber: „Traudel, — Traudel, — wo bist?"

„Adam, vor Gott, dem Allgegenwärtigen, haben wir uns hier versprochen," sagte sie ernst. „Ich weiß, Du wirst Dein Versprechen halten, und ich bleibe Dir treu bis in den Tod."

Sie trat zurück und verschwand.

Black stand lange an derselben Stelle. Dann ging er fort, nachdem er zuvor bedächtig die Gartenthüre

geschlossen. Er ging über den Bach, durch die Wiesen, ohne zu wissen, wie er nach Hause gekommen.

Seit jenem Abend schien Adams Art merklich verändert. Er war nicht mehr der befangene, fast blöde Junge. Männlich schritt er einher, Glück und Heiterkeit in den Zügen, aber seine Bescheidenheit blieb. Er arbeitete noch fleißiger, mit gesteigerter Lust. Oft kam er zur Mühle, wo ihn Gertrauds Eltern freundlich empfingen, Strehling ihn sogar über den Ackerbau berieth. Die Müllerstochter war noch schöner geworden, und ihr Lächeln übte auf den jungen Mann eine wunderbare Macht. Aber niemals kam er wieder mit ihr allein in der Nacht zusammen. Er meinte, das schicke sich nicht, es verletze zugleich die Verehrung und Liebe, welche er für die Braut im Herzen trug. Beim Begegnen auf der Flur, oder im Dorfe, wechselte er mit ihr vertrauliche Worte, was nicht unbeachtet blieb. Bald hieß es in Heimhofen: „Der Blackadam und die Müllertraudel haben sich miteinander versprochen."

Eines Morgens saß Gertraud auf einem Flurstein an der Ackerwende. Neben ihr lag eine Last jungen Klee's, den sie selber gemäht und hieher an den Feldweg getragen. Sie hat ein weißes Kopftuch umgebunden, aus dem ihr schönes Gesicht mit den blühenden

Wangen, den lebensfrischen Lippen und leuchtenden Augen hervorsieht. Um sie und über ihr singen Lerchen und andere dort ansäßigen Vögel. Die höher steigende Junisonne beginnt zu brennen, der zarte Klee senkt allmälig die Blätter. Gertraud wird unruhig. Schon eine Viertelstunde sitzt sie wartend hier, unabläßig den Feldweg hinabsehend. Adams Füchse wollen aus dem leise wogenden Halmenmeere nicht auftauchen. Dann blickt sie auf die Last, nicht ohne Neigung, den Klee nach Hause zu tragen. Allein der gewaltige Bund liegt anspruchsvoll vor ihr. Ihrer Stärke vertrauend, würde sie nicht zögern, die Bürde nach der fernen Mühle zu tragen, wäre nur Jemand gegenwärtig, welcher den Klee auf den Kopf hebt.

Während sie nach Adam ausschaut, naht vom Rücken her ein junger Mensch, dessen halbherrische Kleidung vom Ländlichen abweicht. Er trägt hohe Stulpstiefeln, die noch feucht sind vom Thau des frühen Morgens und beschmutzt von der Scholle der Felder. Die graue Joppe hat glänzende Metallknöpfe mit Jagdstücken. Auf dem Kopfe sitzt bedeutend schief ein feiner Strohhut, dessen schmale Krämpe kaum das bleiche Gesicht beschattet. Ein Schnurrbart vegetirt nothdürftig, desto kräftiger gedeiht ein borstenartig stehendes Haupt-

haar, dem duftende Oele die gewünschte Geschmeidigkeit nicht zu geben vermögen. In den Zügen des jungen Mannes liegt ein volles Maß Selbstgefühl; denn Paul Firner, Adams Nebenbuhler, hat einige Curse einer höheren Lehranstalt passirt, — freilich mit geringen Erfolgen.

Als er die Sitzende gewahrte, rötheten sich etwas die farblosen Wangen. Er sah prüfend über seine Figur, setzte den Hut noch schiefer und trat grüßend heran.

„Guten Morgen, Traudel!"

„Guten Morgen, Paul!"

„Soll ich Dir etwa aufhelfen?"

„Ist nicht nothwendig. Adam wird gleich kommen."

„So, — Adam! Ist's wahr, daß ihr miteinander versprochen seid?"

„Freilich!" antwortete sie kurz.

„Nun, wenn Du es selber sagst, muß ich es halt glauben. Außerdem konnte ich es nicht glauben."

„So? Warum nicht?

„Weil ich meinte, es sei klüger, den Paul zu nehmen, als den Adam. Gegen Paul ist Adam doch nur ein armer Bursch. Fromm ist er zwar und festgläubig; diese Eigenschaften hatten übrigens nur Werth in

der alten Zeit pfäffischer Verdummung. Heute wird vom gebildeten Manne etwas mehr gefordert. Willst Du übrigens absolut einen Mann, der nichts gelernt hat, als pflügen und säen, Katechismus und Bibel, so nimm nur den Adam."

„Schweig'!" fuhr sie aufschnellend den Menschen an. „Du sollst Adam nicht herabsetzen, der mehr werth ist am kleinen Finger, als Du am ganzen Körper. Du bist freilich in der hohen Schul' gewesen. Was hast Du aber dort gelernt? Nichts Gutes, wie mir scheint."

„Wie schön Du bist, Traudel, in Deinem Zorne!"

„Wie häßlich Du bist, Paul, in Deinem Betragen!"

„Mißfällt Dir mein Betragen? Ich will es ändern, ganz nach Geschmack und Weisung meiner lieben Braut Traudel."

„Deine Braut? O weh! Du wärst gerad' der allerletzt'!"

„Sei nicht voreilig, Traudel! Vielleicht sind die Umstände stärker, als Deine Abneigung."

„Was verstehst Du darunter?"

„Du weißt, unsere Väter haben mit einander einen großen Proceß. Geht er euch in der letzten Instanz auch verloren, was gar nicht zu bezweifeln ist, — was dann? Die Wiesen um die Mühle sind dahin. Zur

Bestreitung der Gerichtskosten müssen weitere Aecker verkauft werden, — der Müllersepp ist ruinirt. Wirst Du aber meine Frau, dann ist Alles gerettet. Sei demnach vernünftig, Mädchen! Laß den unbedeutenden Adam fahren, wähle den rettenden Paul."

„Pfui über Dich, mir so etwas zu sagen!" entgegnete sie entrüstet. „Mag sein, daß ihr den Proceß gewinnt, daß wir zusammengerissen werden! Dann aber möcht' ich erst gar nicht den Sohn eines Vaters, der ungerechte Processe führt. Daß Du's nur weißt: — lieber mit Adam betteln gehen, als mit Paul in der Kutsche fahren."

Eine Peitsche knallte in der Ferne. Adams Füchse jagten heran.

„Dort kommt er ja, der simple Bursche!" höhnte Paul, dessen Gesicht Neid und Eifersucht entstellten. „Du hast noch Bedenkzeit, Traudel! Ich komme wieder."

Er schritt über den Weg und verschwand zwischen Kornfeldern.

Noch stand sie erregt, als die schnaubenden Rosse hielten. Adam sprang vom Wagen und hob die Kleelast hinauf.

Wie hübsch war er, wie stattlich, wie rein und lau-

ter sein Wesen, gegenüber dem finsteren Paul. Sie lächelte heiter zu ihm auf, und rasch verschwand bei seinem Anblicke das Begegnen mit Paul, wie ein wüster Traum.

Adam hatte sorglich einen Sitz bereitet. Auf seinen Armen gestützt, stieg sie empor. Er sprang leicht an ihre Seite. Die Füchse zogen an, im Schritte nach Hause gehend; denn ihr Laufen hätte das Zusammensein mit der Geliebten verkürzt.

„Du bist lang' geblieben, Adam!"

„Mein Sattelgaul hatte sich in die Sträng' verwickelt. Dann kam der Flurschütz, der einige Auskunft verlangte. Das hielt auf. Uebrigens hast den Klee gar zu geschwind abgesichelt, — Manche wär' jetzt noch nicht fertig. — Ist nicht der Firnerpaul vorhin bei Dir gestanden?"

„Ja! Wenn ich den Menschen nur nimmer sehen müßt!"

„Was hat er denn schon wieder gewollt?"

„Seine Anträg' hat er wieder gemacht, der Unververschämte! Wär's keine Schand', ich würd' ihn durchprügeln, — die Hopfenstange!"

„Das Durchprügeln könnt' ich allenfalls besorgen," erwiederte er.

„Warum nicht gar, — das stände Dir auch an!“ rief sie im Tone der Mißbilligung. „Du wirst doch nicht so etwas im Sinn' haben?“

„Sei nur ganz ruhig, Traudel! Ich komme nicht gern' mit Unflath in Berührung. Wär's aber einmal absolut nothwendig, den frechen Kerl mit Gewalt abzuweisen, dann sag's nur. Bis dahin fällt mir nicht ein, meine Händ' zu beschmutzen.“

Pfarrer Ätzel.

Der Lärm der ganzen liberalen Welt gegen die Kühnheit des Papstes, sich für unfehlbar erklären zu lassen, erfüllte Stadt und Land.

Auch in der großen Gaststube des Schwanenwirthes zu Heimhofen saßen die Bauern erwägend und entscheidend über die brennende Frage. Durch zeitgeistige Einflüsse der nahen Stadt beherrscht, fand des neunten Pius Vermessenheit keine Gnade vor dem Urtheile der Ländlichen.

Das große Wort führte Schulmeister Dünkel, eine jener traurigen Erscheinungen, welche die Hoffahrt der Gegenwart aus den Gewässern seichten Halbwissens ausgebrütet. Seit fünfzehn Jahren wirkte Dünkel in der Gemeinde Heimhofen, führte als Greffier die Feder des Bürgermeisters, und erfreute sich bedeutenden Ansehens. Bereits hatte er zwei gewissenhaften Pfarrherren den Hirtenstab zu Heimhofen durch Ränken und

Hetzereien verleitet. Er hatte arglistig ihre Predigten belauscht, herausgerissene Sätze dem Amte als staatsgefährlich denunzirt, den Bauern beim Bier die Herrschsucht der römischen Pfaffen geschildert, scharfe Hiebe nach den seelsorgseifrigen Herren geführt, und jedesmal glücklich die Verhaßten genöthigt, den Ort zu verlassen.

Dann kam endlich Pfarrer Atzel, der niemals die lockere Lebensweise des Schulmeisters tadelte, der liberal dachte, der bequem Herrn Dünkel die volle Herrschaft in der Schule überließ.

„Nun haben wir einen Pfarrer nach unserem Geschmack," rühmte Hans Dünkel den fortschrittlich angeleckten Bauern. „Unsere Gemeinde ist aufgeklärt genug, um religiösen Aberglauben und Wundermärchen entbehren zu können. Herr Atzel lebt und läßt leben. Die früheren Polterpredigten gegen die sieben Todsünden, die gräßlichen Schilderungen des Höllenfeuers, haben ein Ende. Die argusäugige Ueberwachung jedes Schrittes und Trittes gebildeter Männer hört auf."

So verhielt es sich wirklich. Herr Atzel bekam niemals Anstöße mit seinen Pfarrkindern, weil er sie unbelästigt selbst gewählte Wege gehen ließ. Nach dem Urtheile aller Gesetzlosen war er ein guter, freundlicher

Herr. Für seine Person mied Aßel jenen engen Pfad sittenreinen Wandels, der zum Himmel führt, so daß die kleine Schaar religiös-ernster Pfarrkinder bedenklich die Köpfe schüttelten über den merkwürdigen Seelenhirten. Allabendlich trank er im Schwanen sein Bier, rauchte dazu die längste Pfeife, war niemals anderer Ansicht, als die Bauern und schwamm behäbig im Strome unbegrenzter Duldung. Die Kanzel bestieg er selten. Gewöhnlich redete er von der Communionbank einige fade Worte über das Evangelium des Tages, denen die Köpfe der schlafenden Zuhörer Beifall nickten. Das Beichtsitzen war ihm peinlich. Mußte er den Beichtstuhl betreten, so geschah es mit Widerwillen, weßhalb sich manche heilsbedürftige Seele scheute, den Herrn um die Gnade dieses heiligen Sakramentes zu bitten.

Bei der Regierung war Aßel beliebt; denn er beugte sich gehorsamst vor der Gewalt, und niemals trat er abwehrend dem entchristlichenden Staatsgeiste gegenüber. Das Reich Gottes innerhalb der vier Kirchenmauern war ihm groß genug, alle übrigen Räume unter dem Himmel gehörten der Welt und ihren Freuden.

Dieser klägliche Mensch hatte bereits zwei Pfarreien verwüstet, sein unpriesterlicher Wandel hatte wiederholt cano-

nische Untersuchungen veranlaßt, deren Folgen eine einflußreiche Persönlichkeit niedergeschlagen. Nun verwüstete Atzel die dritte Pfarrei. Selten blühte noch, aus der Zeit gewissenhafter Seelsorge, eine Blume im verwilderten Weinberge. Desto üppiger wucherte das Unkraut sittlicher Entartung. In dieser Richtung ging Atzel mit Beispielen voran, zur erwünschten Beruhigung Jener, die im Wandel des Pfarrers eine Entschuldigung zu finden glaubten für eigene Frevel.

Mit liberalen Herren der Stadt lebte Atzel in regem Verkehr, namentlich mit seinem Studienfreunde, dem Anwalt Doctor Frech. Beide waren auf der Universität Corpsburschen derselben Verbindung gewesen, hatten mit einander Jura studirt, Atzel hingegen das Examen nicht bestanden. Beschränkte Mittel zwangen den Durchgefallenen, in die barmherzig geöffneten Arme der Kirche zu flüchten. Er befliß sich der Theologie, bestand knapp in der Prüfung, bewahrte seine frivole Gesinnung, erschlich aber durch Heuchelei und frömmelnde Verstellung die heiligen Weihen. So drang er, wie ein Dieb und Räuber, ohne höheren Beruf, in die Schafhürde des streitenden Clerus, dem er Schmach bereitete.

Schulmeister Dünkel und Pfarrer Atzel waren gleich unwürdige Glieder ihres ehrenvollen, einflußreichen

Standes. Beide verwüsteten und verdarben auf dem Gebiete ihrer Thätigkeit.

Gleich nach der Vesper, wie gewöhnlich, war Hans Dünkel in den Schwanen gegangen, wo sich allmälig die Bauern um verschiedene Tische der großen Wirthsstube einfanden. Auch einige Städter waren da. Endlich kam Pfarrer Atzel, ein scheublickender Mann, unheimlich in seinem ganzen Wesen. Aus jeder Linie seines Gesichtes schaute das drückende Bewußtsein, im Heiligthum des Herrn zu walten, wie ein Dieb und Seelenmörder. Seine Gegenwart verhinderte durchaus nicht das Schmähen auf das Oberhaupt der Kirche, nicht die unsinnigsten Behauptungen bezüglich der päpstlichen Unfehlbarkeit. Was die allgemeine augsburger Zeitung in ihren berüchtigten Concilsbriefen pikant zusammengesponnen, elegant für feinschmeckende Gaumen zugerichtet, das hatten kleine Zeitungen und Winkelblätter populär verarbeitet. Sie trugen die Lügen noch dicker auf, als die augsburger Zeitung, sie verläumdeten noch unverschämter. Aus der seichtesten Quelle, dem „Boten," schöpften die heimhofer Bauern. Dort lasen sie gedruckt, was der Papst im Schilde führe, wie er die Geister unterjochen und im Gewissen verpflichten wolle, Alles zu glauben, was ihm zu lehren beliebe.

Hiegegen empörten sich Rechtsgefühl und Vernunft der Bauern. Ihre Zungen stachen auf den römischen Herrgott los, ihre Fäuste ballten sich gegen den Verwegenen.

Die erste Stimme in diesem wilden Concert behauptete Dünkel. Er las neben dem „Boten" noch den „Kurier," eine größere Zeitung, ohne jedes sittliche Streben, geistlos redigirt von einem davongejagten Schulmeister, dessen Haß gegen alles Positive, vorab gegen die katholische Kirche, zuweilen in wahnwitzige Raserei ausbrach. Dennoch hatte der „Kurier" viele Leser, weil er dem Religionshasse, der Unwissenheit und dem gemeinen Geiste seiner Freunde entsprach.

Was Dünkel im „Kurier" gelesen, gab er den Bauern im Wirthshause zum Besten. So kam es, daß die Ansichten der Landleute zu Heimhofen über die päpstliche Unfehlbarkeit ebenso falsch und verkehrt, ebenso ungeheuerlich und blödsinnig waren, wie die Ansichten vieler gebildeten Leser der augsburger Zeitung.

Atzels Aufgabe wäre es freilich gewesen, die Irregeleiteten von der Kanzel zu belehren. Allein das geringe theologische Wissen des Pfarrers, sein verderbtes Herz und die Lust, gegen den obersten Hirten der Kirche zu schmähen, verschlossen ihm den Mund für die Predigt der Wahrheit. Dazu fand es der Nichtswürdige

überaus bequem, im Trüben der häßlichen Agitation ungestört seinen wüsten Leidenschaften fröhnen zu können.

„Dies Durcheinander hätte der Papst sollen bleiben lassen," sagte ein Bauer. „Der alte Mann muß kindisch geworden sein, sonst könnte er so dummes Zeug nicht aufgebracht haben, welches doch kein vernünftiger Mensch glaubt. Wir hatten grad' genug mit drei Personen in der Gottheit, wir brauchten keine vierte."

„Ihre Ansicht ist doch nicht ganz richtig," belehrte Hans Dünkel. „Nicht aus kindischer Altersschwäche hat der Papst diesen Streich geführt gegen alle Bildung, gegen alle moderne Gesittung, — nein, nicht aus Altersschwäche, sondern aus Hochmuth. Der Papst will herrschen über Alles und über Alle. Nicht allein das Volk soll seine Aussprüche als göttliche Offenbarungen hinnehmen, auch die Könige und Kaiser sollen ihm dienen, seine Vasallen sein. Gefällt es dem Papste morgen, zu erklären: „Alles geprägte Geld ist Eigenthum des römischen Papstes, wer sich widersetzt, bis zum letzten Kreuzer Peterspfennige zu geben, der ist ein Irrlehrer, der ist ausgeschlossen von der alleinseligmachenden Kirche," — gefällt dem Unfehlbaren diese Glaubenslehre, dann wird der heilige Vater der reichste Mann. Dann erst hat

das schöne Lied seinen vollen Sinn: Der Papst lebt herrlich in der Welt, es fehlt ihm nicht an Ablaßgeld."

„So etwas wird sich der Papst nicht unterstehen, keine Zwei blieben in der Kirche," behauptete ein Bauer.

„Er wird sich dennoch unterstehen! Der Unfehlbare kann Alles, er ist ja göttlicher Natur, und Gott gehört die ganze Welt," höhnte Dünkel.

„Ja, — ja, — ihr Katholiken seid reiche Leute, ihr habt einen vierten Herrgott!" scherzte ein Protestant aus der Stadt.

Der Spaß verletzte die Bauern. Atzel bemerkte es.

„In der Welt geht es oft wunderlich her," sagte er, eine dicke Rauchwolke ausblasend. „Ihr Protestanten habt auf euerem letzten Kirchentag den alten Herrgott Jesus Christus abgesetzt, dafür wird in Rom ein neuer Herrgott eingesetzt."

Die Bauern lachten. Der verletzende Scherz war gerächt.

„Und ich mein'," sagte Bürgermeister Lau, „es kommt doch nicht zum Dogma der Unfehlbarkeit. Die gelehrtesten Bischöf' sind dem Unsinn entgegen, wie der „Bote" meldet. Wir halten uns an die Bischöf', lassen den Papst laufen."

„Das ist leider eine Täuschung, Herr Bürgermeister!“ versetzte der mundfertige Schreiber des Anwaltes Doctor Frech. „Ich bin hierin genau unterrichtet; denn ich las die famosen Concilsbriefe in der allgemeinen Zeitung. Sehen Sie, meine Herren, die Sache verhält sich so! Ueber dreihundert Missionsbischöfe,“ —

„Was sind das für Leute, wenn man fragen darf?“ unterbrach ein Bauer.

„Missionsbischöfe sind solche Bischöfe, welche am Ende der Welt, in Asien, in Afrika, bei den Wilden aller Zonen, das Evangelium predigen,“ erklärte der Schreiber. „Diese Missionsbischöfe sind alle zusammen ganz ungebildete, dumme Leute, die niemals eine höhere Bildung genossen, die ihr Leben lang mit Wilden verkehren, die keinen Begriff von Wissenschaft haben.“

„Mit Verlaub, Herr Schreiber,“ unterbrach derselbe Bauer abermals, „gehören die Bischöfe von Indien auch dazu?“

„Freilich!“

„Guck, da hab' ich ja voriges Jahr einen Missionsbischof in der Stadt gesehen, welcher aus Indien kam und Geld zusammenbettelte,“ fuhr der Bauer fort. „Dumm und wild hat der Mann gerad' nicht ausgesehen, im Gegentheil, sehr gescheidt hat er d'reingeschaut. Hab'

ihn auch predigen hören im Dom, — kann euch sagen, hübsch, gelehrt, hat er gepredigt."

„Das muß ich bestätigen," rief der gewandte Schreiber. „Auch ich hörte ihn predigen. Ein kluger Pfaff, der schlau den Leuten das Geld aus der Tasche zu locken weiß. Zugegeben, — dieser Bischof ist nicht dumm, aber eine Ausnahme ist er von allen Uebrigen. Alle anderen sind verwilderte, unwissende Menschen, ohne jeden Begriff von den Forderungen der Zeit. — Also über dreihundert Missionsbischöfe essen am Tische des Papstes; denn sie haben kein Geld, um zu leben. Sie sind des Papstes arme Kostgänger. Diese dreihundert tanzen natürlich nach der Pfeife des Papstes. Wollte Einer nicht tanzen, — der heilige Vater würde es ihn schon lehren. Fasten, hungern müßte der arme Tropf, bis er zahm geworden. Die spanischen und italienischen Bischöfe sind kaum besser, als die Missionsbischöfe, — pecus servum, wie die allgemeine Zeitung so treffend sagt."

„Mit Verlaub, Herr Schreiber, was heißt das pe — pe —"

„Pecus servum — heißt zu Deutsch: — „eingejochtes Rindvieh," verdollmetschte der Schreiber.

„Ha, — ha! die augsburger Zeitung versteht's!"

rief lachend Bürgermeister Lau. „Die Zeitung ist geschrieben mit der Mistgabel."

„Je nachdem die Stoffe sind, Herr Bürgermeister! Wer mit Mist zu schaffen hat, muß allerdings die Mistgabel gebrauchen."

Aßel lachte hell auf.

„Hören Sie weiter, meine Herren!" fuhr der Schreiber fort. „Von deutscher Wissenschaft verstehen die italienischen und spanischen Bischöfe gar nichts, von den Errungenschaften der Zeit und ihren Forderungen verstehen sie wieder nichts. Wohlgemerkt, meine Herren! Diese dummen, knechtisch gesinnten Leute, nämlich die Missionsbischöfe, die italienischen und spanischen Bischöfe, bilden aber die Mehrheit auf dem Concil, — diese Mehrheit siegt immer bei der Abstimmung und diese Mehrheit gehorcht jedem Winke des Papstes. Gefällt es dem heiligen Vater, die Mutter Gottes zur fünften Gottheit zu machen, die Mehrheit wird unterthänigst gehorsamst beistimmen, und alle Katholiken müssen auch diesen Unsinn glauben. — Aber die deutschen Bischöfe, sind diese nicht alle gelehrte Männer? — werden Sie einwenden, meine Herren! Ja, die deutschen Bischöfe sind gelehrte Männer, allein ihre Zahl ist verschwindend klein. Die Gelehrsamkeit wird eben von der Dummheit

jedesmal überstimmt. Auch viele englischen, französischen und österreichischen Bischöfe wollen nicht recht anbeißen. Für diese haben Papst und Jesuiten ganz besondere Lockmittel. Es sind nämlich ungefähr fünfzig Cardinalshüte zu vergeben, — nun, dafür kann man dem Papste schon einen Gefallen thun. Sie verstehen mich, meine Herren!"

Die Bauern lauschten fast athemlos. Was sie bisher betrachtet als eine ehrwürdige Versammlung frommer Männer, geleitet von den Einflüssen des heiligen Geistes, das entpuppte sich als eine Versammlung feiler, unwissender, charakterloser Menschen.

„Da sieht's scheu aus!" sagte der Bürgermeister. „Wer hätte gedacht, daß es in Rom so erbärmlich hergeht."

„Daß wir so am Narrenseil herumgeführt werden," ergänzte der Adjunct.

„Daß so mit den heiligsten Gütern der Menschheit geschachert wird," rief Hans Dünkel. „Nun, meine Herren, wir sind ja keine Esel, die römisches Stroh fressen. Es lebe die Gewissensfreiheit!"

Die Gläser klingelten, die Männer tranken in langen Zügen.

Während des Schreibers Rede war Strehling ein-

getreten. Aßel warf einen bedeutsamen Blick nach dem Müller. Jetzt winkte er ihn bei Seite in die Fensternische.

„Sie haben mit dem alten Firner einen Proceß, — nicht wahr?“ begann Aßel.

„Leider, — ja!“ antwortete finster der Gefragte.

„Der Streithandel ist mir unbekannt,“ fuhr Aßel fort. „Nun bin ich veranlaßt, die Sache etwas näher kennen zu lernen. Wollten Sie mir vielleicht Aufschluß geben?“

Strehling meinte, er sei dem Pfarrer als Prozesser und Ränkeschmied dargestellt worden, der Pfarrer könne dies nicht glauben, und deßhalb verlange er Aufschluß. Erbittert über die vermeinte Ehrabschneidung, dampfte der Müller gewaltig, so daß der Pfeifenkopf glühte, wie eine Esse.

„Das will ich Ihnen sagen, Herr Pfarrer, — Sie mögen dann urtheilen!“ hob er endlich an. „Bei der Mühle liegen sechs Tagwerk Wiesen. Vor beiläufig dreißig Jahren hat mein Vater vom alten Firner fünf Tagwerk gekauft, und zwar um einen Spottpreis, weil damals kein Kauf und Firner in der Noth war. Das sechste Tagwerk behielt Firner für sich. Ein Geometer machte den Plan vom Ganzen. Die Grenzlinien sind

mit Buchstaben versehen auf dem Plan. Dann wurde beim Notar der Akt geschrieben. Im Akt hat der Schreiber, ein junger, unwissender Mensch, aus Versehen die Buchstaben der Scheidelinien falsch gesetzt. Statt zu schreiben a—b—c, hat er geschrieben d—f. Auch ein Flächenmaß hat der Schreiber nicht angegeben, sondern nur die mit Buchstaben bezeichnete Planfläche, und diese falsch. Mein seliger Vater kam nicht auf den Irrthum, der Akt wurde unterschrieben, die Kaufsumme bezahlt. Zu Hause las später mein Vater den Kaufbrief durch und entdeckte den Irrthum. Der Notär, ein leichtsinniger Mensch, der gewöhnlich betrunken war, sagte, dies habe nichts zu bedeuten, die Abgrenzung des Grundstückes sei dennoch unzweifelhaft. Dies ist aber nicht wahr; denn Angrenzende sind nicht da. Auf zwei Seiten der Weg, auf der dritten Seite der Bach, auf der vierten Firner. Mein Vater selig war nicht ruhig bei der Sache; denn nach dem Akt hatte er nicht fünf, sondern nur ein Tagwerk gekauft. So war's demnach umgekehrt: Firner besaß fünf, mein Vater nur ein Tagwerk. Weil der Notär, der auch bei Errichtung des Aktes wieder betrunken gewesen, denselben nicht umstoßen wollte, oder konnte, so setzte er einen Revers in duplo auf. Im Revers waren die Fehler des Aktes

wieder gut gemacht. Firner und mein seliger Vater unterschrieben den Revers, und jeder bekam ein Exemplar. Oft sagte mein Vater: „Sepp, nimm den Revers in Acht! Verlierst Du den Revers, dann sind vier Tagwerk Wiesen hin, — wenn der Firnerfritz schlecht sein will." — Noch auf dem Todesbett empfahl er mir den Revers, der in einer geheimen Lade eines alten Schrankes aufbewahrt wurde. — Lange Jahre nach dem Tode meines seligen Vaters, kam mir einmal in den Sinn, den Revers zu lesen. Ich fand ihn nicht. Ich suchte und suchte, der Revers war fort. Gelegentlich frug ich den Firner, ob er noch den Revers habe, — der meinige sei verschwunden. Er solle mir die Gefälligkeit thun, einen neuen aufzusetzen. — Da sah mich der Alte groß an."

„Ich weiß von keinem Revers," sagte er. „Dein Vater hat von mir ein Tagwerk Wiesen gekauft, wie's im Akt und im Plan steht."

Mir wurde dunkel vor den Augen.

„Wir haben aber doch immer fünf Tagwerk gemäht, und nicht ein Tagwerk," sagte ich.

„Freilich!" antwortete er. „Mit Deinem Vater hab' ich ein mündliches Abkommen getroffen, daß er zwanzig Jahre lang fünf Tagwerk ernten dürfe, unter

der Bedingung, daß er mir fünfzehnhundert Gulden zahle für das eine Tagwerk. Sieh' nur in den Akt! Dort heißt's nicht fünf Tagwerk, oder ein Tagwerk, — sondern es heißt: die Fläche nach dem Plane d—f geht käuflich über in den Besitz des Christoph Strehling. Oder meinst vielleicht, man verkaufe fünf Tagwerk Wiesen für fünfzehnhundert Gulden? Noch nicht für das Doppelte."

„So, — so!" sagte ich, ohne ein weiteres Wort hervorbringen zu können. Mir war ganz schwindlich."

„Sechszehn Jahre habt ihr schon gemäht, Sepp, — in vier Jahren hört die mündliche Verpachtung auf und die fünf Tagwerk sind wieder mein Eigenthum."

„Richtig, — als die zwanzig Jahre des vorgeblichen Uebereinkommens herum waren, verlangte Firner die Wiesen. Es kam zum Prozeß. Der Notär war längst gestorben, auch der Geometer und der Schreiber waren todt. Die Richter waren in der Sache nicht klar. Es gab mehrere Amtstage. Firners Advocat behauptete immer: Die Linie d—f sei nicht die Linie a—b—c, und nur die Planfläche d—f sei käuflich an uns übergegangen. Endlich kam es auf den Schwur an. Und der alte Firner stellt sich hin und schwört — falsch. — Mein Advocat, Doctor Frech, rieth mir, zu appelliren.

Ich that es. Wieder gab es mehrere Sitzungen. Ich verlor zum zweiten Male. Ich appellirte wieder und verlor zum dritten Male. So schleppt sich der Prozeß seit Jahren hin. Endlich appellirte ich an den obersten Gerichtshof, der lange schweigt. — Das ist die Prozeßgeschichte, Herr Pfarrer!"

„Ei — ei, — das ist ein schlimmer Handel! Sie thun mir wirklich leid, Herr Strehling!"

„Nun, — es ist noch nicht Alles verloren!"

„Doch!" versetzte Aßel. „Heute nach der Vesper fuhr ich einen Augenblick nach der Stadt, meinen Freund, Anwalt Doctor Frech, zu besuchen. Die Entscheidung des obersten Gerichtshofes ist eingelaufen. Sie haben zum letzten Male verloren."

Dem Müller fiel die Pfeife aus der Hand. Aßel bückte sich, und hob sie auf.

„Nehmen Sie Ihre Pfeife, Herr Strehling!"

Der Müller stand leichenblaß, ohne Bewegung. Dann griff er nach der Pfeife, wandte sich und stürmte hinaus.

Verloren.

Am folgenden Morgen klopfte an die Thüre des Anwaltes Doctor Frech ein bleicher, innerlich gebrochener Mann, — der Müllersepp.

„Ah, — Sie kommen wie gerufen, — wollte Ihnen diesen Morgen noch schreiben!“ rief ihm der Anwalt entgegen, zugleich nach einem Bund Papieren greifend. „Setzen Sie sich, Herr Strehling!“

Der Müller sank auf den nächsten Stuhl, wie ein Mensch, dem alle Knochen zerschlagen sind, oder wie ein von tödtlicher Krankheit eben Erstandener.

„Auch in letzter Instanz sind wir nicht glücklich gewesen, — der oberste Gerichtshof hat gegen Sie entschieden,“ fuhr Doctor Frech in gleichgültigem Tone fort. „Hören Sie die begründete Bestätigung aller früheren gerichtlichen Urtheile.“

Er begann zu lesen. Der Müller saß da, hörte

scheinbar gelassen dem Vorlesenden zu. In Wirklichkeit vernahm er kaum ein Wort. Desto gründlicher schien er Art und Haltung des Advokaten zu studiren, wenigstens betrachtete er scharf die elegante Erscheinung in den Kissen des Sophas. Der natürliche Mann hatte erwartet, sein vieljähriger Advocat, der ihm zu den Appellationen gerathen, der fortwährend den endlichen Gewinn des Prozesses in Aussicht gestellt, werde mit Bestürzung den Spruch des Gerichtshofes eröffnen, er werde Theilnahme zeigen für das Unglück. Nichts von All dem. Kein Wort des Mitgefühls hatte derselbe Doctor Frech, der im öffentlichen Leben mit Vorliebe sein ungeheueres Interesse für das Volkswohl betonte.

Herr Frech war nämlich ein sehr thätiges und berüchtigtes Mitglied der Landeskammer, ein vielgerühmter Häuptling der Fortschrittspartei, ein bekannter Feind der Pfaffen, ein scharfzüngiger Polterer gegen religiöse Verdummung, ein Lobredner moderner Gesittung. Freilich war die politische Gesinnung des Anwaltes nicht unveränderlich, er wechselte klug nach den Verhältnissen seine Richtung, er stand immer auf Seite der Herrschenden gegen die Unterdrückten. Hierin liegt kein Heldensinn, nicht einmal Charakter, allein der Doctor besaß eben von beiden Mannesvorzügen nichts. Vor dem

Jahre sechsundsechszig ein fanatischer Preußenfeind, wurde er plötzlich ein Anbeter des Erfolges, ein Ruhmredner Bismarcks und der preußischen Richtung. So war Doctor Frech zugleich ein Typus seiner Partei, welche bekanntlich den Verhältnissen Rechnung trägt, mit jedem Hochwasser schwimmt und nur sich gleich bleibt im Hasse gegen das Göttliche.

Frechs Kampfesweise in der Kammer war ganz außerordentlich. Von Geburt ein Schwabe, in früher Jugend in das Land übergesiedelt aus jener bayerischen Provinz, verläugnete des Doctors Perfidie und hämische Art die bekannte Biederkeit und Ehrlichkeit genannten Volksstammes. Ausgestattet mit natürlicher Beredsamkeit, mißbrauchte er diese Gabe im Dienste der Lüge, der Verläumdung, der niederträchtigsten Gehässigkeit. Eine Lieblingsbeschäftigung des Doctors bestand darin, allen Schmutz des ultramontanen Lagers, wie ihn die liberale Presse aufgehäuft, oder wie ihn theilweise in Wirklichkeit die Entartung bot, sorgfältig zu sammeln, und ihn dann bei Volksversammlungen, oder gar bei Verhandlungen im Landtage, gegen die verhaßten Ultramontanen zu verwerthen. Obwohl fremd auf dem Gebiete theologischen Wissens, griff der Landtagsabgeordnete Frech in die zartesten Organismen des kirchlichen Lebens. Er

wüthete gegen die Einflüsse der Geistlichkeit, überbot das gemeinste Gassenblatt in der Verdächtigung des Heiligsten, warf die ganze Kirche in die Rumpelkammer abgelebter Institutionen, ohne sich der Wohlthaten und der Barmherzigkeit zu erinnern, welche der arme Knabe Frech ehedem von der Kirche genossen.

Dessenungeachtet war dieser einseitig gebildete, von religionsfeindlichem Fanatismus glühende Mensch ein Hauptwortführer seiner Partei. Was Doctor Frech empfahl, war gut, — was er verdammte, lag in Bann und Acht. Hiebei kam weder ihm, noch seiner Partei, jemals eine Ahnung von dem zermalmenden, brandmarkenden Urtheile, welches die Wahrheit über den infernalen Geist und den wüsten Terrorismus der Gegenwart auf die Blätter der Geschichte niederschreibt. Was die Mächtigen täglich frevelten gegen die göttliche Stiftung jenes Unaussprechlichen, welcher allein der Weg, die Wahrheit und das Leben ist, was sie an Banden und Ketten zusammen trugen, zur Knechtung der Braut des Herrn, was sie ersannen und gesetzlich regelten, zur Niedertretung der Gewissensfreiheit, zur Entchristlichung der menschlichen Gesellschaft, — Alles geschah im Geiste moderner Bildung nach ihren Begriffen. Frech und Genossen freuten sich der Herrschaft des Augenblickes. Im

Genusse ihrer blühenden Despotie schwelgten sie, höhnisch hernieder schauend auf die Klagen ihrer mißhandelten Opfer; ganz die Art aller Tyrannen hinsinkender Zeiten.

Dennoch behauptete Doctor Frech in Kammerreden, ein Freund des denkenden Clerus zu sein. Hierin lag eine neue Stirnlosigkeit. Atzel und Consorten nannte Frech die Denkenden des Clerus, während sie in Wahrheit die Verkommenen, der Abschaum dieses erhabenen Standes bildeten, — eine kaum sichtbare wüste Gruppe in der glänzenden Heerschaar würdiger Priester.

Frech hatte die Vorlesung geschlossen.

„Der Ausgang ist zwar nicht nach Wunsch, wir haben jedoch das Möglichste versucht," sprach er gleichgültig, die Schrift bei Seite legend.

Der Müller saß schweigend, in einer Art von Betäubung, blaß und niedergebeugt.

„Wünschen Sie etwa detaillirte Rechnung über mein Guthaben an Sie?" hob der Anwalt wieder an. „Mein Schreiber hat gestern die zahlreichen Posten addirt," — er zog ein dickes Buch aus dem Fache des Schreibtisches. „Alle Posten des ganzen Prozesses belaufen sich für meinen Theil auf siebenhundert fünfzig Gulden fünfundzwanzig Kreuzer."

Durch Strehlings Körper ging ein krampfhaftes Zucken, sein Gesicht gewann Farbe.

„Es kommt mir sonderbar vor, Herr Doctor Frech, daß Sie in dieser schrecklichen Stunde von mir fordern, was ich Ihnen schuldig bin. Das thut weh, — und scheint zu bestätigen, was unser voriger Pfarrer von den Fortschrittsleuten einmal gesagt hat."

„Darf ich wissen, was der Geistliche gelehrt hat?"

„Warum nicht? Strehling, hat er zu mir gesagt, der heutige Fortschritt bringt dem Volke keinen Segen, schon aus dem einfachen Grunde nicht, weil diese Partei den religiösen Unglauben und die Läugnung der religiösen Sittlichkeit für Bildung hält. Wer nicht an den heiligen Gott glaubt und dessen Gebote verachtet, der ist fähig zu jeder Gottlosigkeit. Wenn nun die Gottlosen regieren und Gesetze machen, so kann unmöglich etwas Gutes für das Volk dabei herauskommen. — Ich widersprach damals meinem Pfarrer. Ich wies hin auf die Behauptungen in liberalen Zeitungen, daß die Fortschrittspartei das Wohl des Volkes anstrebe. — Das ist eine Täuschung, Strehling, oder richtiger: eine grobe Lüge! sagte mein Pfarrer. Die Ungläubigen und Religionslosen wollen nur das Volk mißbrauchen für ihre geheimen, nichtswürdigen Zwecke. Sie lassen sich von der großen

Masse in die Kammern wählen, und dort machen die Ungläubigen Gesetze gegen den Glauben, die Gottlosen bekämpfen Gott und seine heilige Offenbarung. In dieser Weise wird am Ende Alles verkehrt und umgestürzt. An die Stelle des Glaubens tritt der Unglaube, an die Stelle der Sittlichkeit tritt die Unsittlichkeit; denn für der Menschen geheimes Thun ist nicht mehr Gottes Willen Richtschnur, sondern die Lüsternheit der bösen Neigungen. Darum sollen auch die Geistlichen aus den Schulen hinausgetrieben werden, damit die junge Menschheit heranwachse ohne Kenntniß Gottes und seiner heiligen Offenbarung. Aus Christen sollen Heiden gemacht werden. Dies Alles kann aber gewiß nicht zum zeitlichen und ewigen Heile der Menschen ausschlagen. Und wenn die Herren behaupten, das Volkswohl gehe ihnen sehr nahe, so ist dies einfach nicht wahr. — An diese Worte meines ehemaligen Pfarrers werde ich jetzt lebhaft erinnert, Herr Anwalt, da Sie für mein Unglück kein Wort des Trostes haben, wohl aber Ihr Geld fordern."

„Ich staune, Herr Strehling!" rief Doctor Frech. „Niemals hätte ich geglaubt, daß Sie durch die Hetzereien eines bigotten Pfaffen sich bethören lassen. Verlange ich das Geld, so ist dies einfach Geschäftsstyl, — keine

Rücksichtslosigkeit, kein Beweis von Gleichgültigkeit für Sie."

Der Müller zuckte die Achseln und schwieg.

„Nach bestem Vermögen und Wissen bin ich eingestanden für Ihre Sache," betheuerte Frech, „aber meine Anschauung drang bei den Gerichten nicht durch, was ich lebhaft bedauere."

Der Müller blieb stumm und sah vor sich hin.

„Das ist's, Herr Strehling! Haben Sie etwa sonst einen Wunsch?"

Der Verurtheilte hob seinen Kopf.

„Einen Wunsch? O ja! Ich wünsche, der Himmel möge einstürzen und die Schlechtigkeit der Welt begraben."

„Ungesunde Gemüthsbewegungen!" entgegnete Frech. „Nur immer kalt und gelassen. Jedem Manne steht es gut an, der Laune des Schicksals trotzig in das Gesicht hinein zu sehen."

„Das sind Redensarten, die nichts helfen," sagte der Müller.

„Der oberste Gerichtshof hat gesprochen, — wir müssen uns fügen."

„Gibt es keine weitere Appellation mehr?"

„Nein! Alle Instanzen sind durchlaufen."

Strehlings Gesicht begann zu glühen.

„Demnach soll ich mein Gut herausgeben, — soll vielleicht einige tausend Gulden Unkosten zahlen, — soll ruinirt werden, — und dies Alles, weil die Gerichte einem Menschen Recht geben, der falsch geschworen hat?“

Doctor Frech zog beide Achseln empor.

„Ich protestire gegen die Entscheidung des obersten Gerichtshofes!“ rief Strehling in steigender Erregung. „Der oberste Gerichtshof hat falsch entschieden, er hat geirrt.“

„Materiell mag er sich geirrt haben, formell hat er nicht geirrt, kann er nicht irren, weil er unfehlbar ist,“ belehrte der Doctor.

„Unfehlbar? Schon wieder — unfehlbar? Ha, — ha!“ lachte unheimlich der Müller. „Unfehlbar, wie der Grundschmecker und der Viehdoctor. Der unfehlbare Viehdoctor brachte mich um ein Mastschwein. Der unfehlbare Grundschmecker setzte mich, wider alles Recht, in die höchste Bonitätsklasse. Der unfehlbare Gerichtshof macht Recht zu Unrecht. Die Pest über alle Unfehlbaren!“

„Herr Strehling, ich verstehe Sie nicht!“

„Und ich verstehe nicht, wie der Ausspruch von

Leuten für ein Evangelium mag gehalten werden, die einem Meineidigen Recht geben, — die einem Schurken das Eigenthum des ehrlichen Mannes zusprechen."

„Hören Sie mich einmal gefälligst ruhig an!" sprach der Anwalt. „Im Staate muß ein oberster Gerichtshof bestehen, der bei Streitigkeiten endgültig entscheidet, von dessen Urtheil an eine höhere Instanz nicht mehr appellirt werden kann, — kurz, dessen Entscheidungen die streitenden Parteien als bindend, als zu Recht bestehend, anerkennen müssen. Insofern ist der Spruch des obersten Gerichtshofes allerdings ein Evangelium, dem sich Alle unterwerfen müssen, — er ist unfehlbar."

Strehling ballte die Fäuste und fuhr wild in der Luft herum.

„Hören Sie nur weiter! Angenommen, es gäbe keinen solchen obersten Gerichtshof: — wie sollten Rechtsstreitigkeiten geschlichtet werden? Könnten die Parteien in das Unendliche appelliren, dann wäre jede Gerichtsordnung aufgehoben, — Prozesse wären gar nicht zu beenden. — Ist Ihnen dies klar? Begreifen Sie, daß im Staate eine gerichtliche Unfehlbarkeit existiren muß?"

Der Müller sah feindselig auf einen Mann, der sich auf Seite Firners zu stellen schien.

„Das ist doch komisch, Herr Anwalt! Haben Sie nicht im Schwanengarten draußen neulich eine Rede gehalten gegen die Unfehlbarkeit? Haben Sie nicht vor vielen Leuten den Papst recht spöttisch hingestellt, weil er unfehlbar sein will? Und jetzt reden Sie der Unfehlbarkeit das Wort?"

„Der Unfehlbarkeit im Staate — ja! Nicht aber der päpstlichen Unfehlbarkeit, welche etwas ganz Anderes ist," warf der Anwalt ein.

„Nein, das ist nichts Anderes!" rief Strehling heftig. „Wenn es im Staate eine Unfehlbarkeit gibt, warum sollte es in der Kirche nicht auch einen obersten Gerichtshof geben, der unfehlbar ist? Ich sag' Ihnen, es gibt gar keine Unfehlbarkeit! Tod und Teufel über Alle, die sich unfehlbar nennen! Adieu, Herr Anwalt!"

Er stürmte hinaus.

Spät in der Nacht kam Strehling nach Hause — im betrunkenen Zustande. Er fluchte und schimpfte ohne Unterlaß. Weib und Kind sahen erschreckt und weinend auf den rasenden Gatten und Vater.

„Sepp, um Gotteswillen, sei doch ruhig!" bat die Müllerin. „Seit wir verheirathet sind, bist Du niemals betrunken gewesen, — hast immer den Mann

gemacht. Und heut', — o du mein Gott, — o du mein Gott!" und ihre Thränen stürzten heftig hervor.

„Ja, — Du hast Recht, Eve, — hab' immer den Mann gemacht! Hab' mich gequält von Früh bis Spät, — was hat's genützt? Ruinirt sind wir, — ruinirt durch einen schlechten Kerl," — und neuerdings fluthete ein Strom wüster Schmähreden über seine Lippen.

Am folgenden Morgen erhob sich der Müller nicht zu gewöhnlicher Zeit vom Lager. Lange blieb er liegen. Dann ging er verschlossen umher, finster und mißvergnügt. Er selber fühlte sich verwandelt. Alle Spannkraft, alle Freude an der Arbeit war dahin. Kaum warf er einen Blick auf die Thätigkeit des Müllerburschen. Den Dingen in Haus und Hof und Feld ließ er ihren Lauf. Er selbst arbeitete gar nichts. Gegen Abend ging er in das Wirthshaus, wo seine Wuth gegen Firner und gegen alle Unfehlbaren losbrach. Die Leute von Heimhofen standen lauschend vor dem Wirthshause. Sie hörten, daß Firner ein schlechter Kerl sei, der falsch geschworen habe.

Adam erschien zum ersten Male traurig in der Mühle.

„Was ist denn das mit Deinem Vater, Traudel?

Der Mann ist ganz auseinander, ganz rasend. Alle Leute verwundern sich."

Gertraud weinte heftig.

„Wir haben den Prozeß verloren," sagte sie schluchzend. „Wir kommen in's Unglück."

„Sei darum nicht bekümmert, Traudel!" tröstete er. „Ob wir ein Tagwerk Land mehr oder weniger haben, das verschlägt gar nichts!"

„Aber mein Vater, — mein armer Vater!"

„Das geht vorüber, Traudel! In einigen Tagen ist er wieder der alte, tüchtige Mann, vor dem die ganze Welt Respect haben muß."

Blacks Annahme erfüllte sich keineswegs. Strehling sank immer tiefer. Schon am frühen Morgen stieg er in den Keller hinab zum Weinfaß. Das Hinabsteigen wiederholte sich, bis er völlig betrunken war.

„Ich muß mir die Grillen vertrinken, — kann's sonst nicht aushalten," entgegnete er jedesmal auf die Bitten und Vorstellungen seines bekümmerten Weibes.

Der Anwalt hatte die Rechnung geschickt, sofortige Zahlung gefordert.

„Siehst, Eve, die Leut' meinen schon, der Müllersepp wär' bankrott, — der Advocat will gleich bezahlt sein," rief Strehling, gekränkt über das Drängen des

Gläubigers. „So tief herunter bin ich noch nicht, kann meine Schulden alle bezahlen. In zwei Tagen soll der Advocat sein Geld kriegen, — der Teufel mag's dem alten Spitzbuben, dem Firner, ankreiden. Vierhundert Gulden haben wir baar in der Schublade, — es war gemünzt für einen Acker. Heut' noch verkauf' ich die beiden Rinder und die frischmelkende Kuh, damit die siebenhundert fünfzig Gulden voll werden."

Der Hausfrau schnitt es durch das Herz, die beiden hoffnungsvollen Rinder und ihre beste Kuh verkaufen zu müssen. Aber sie sagte nichts, sie schluckte den Gram hinab. Als jedoch zwei Juden die drei Stücke durch den Hof trieben, als die Kuh am Hause stehen blieb, den Kopf nach der offenen Hausthüre wandte, und wie zum Abschiede traurig brummte, da stürzten der Müllerin die hellen Thränen aus den Augen. Nicht minder bewegt war Gertraud. Sie saß in ihrer Kammer und weinte bitterlich, — weniger über den Verkauf der Thiere, welche sie mit Aufmerksamkeit gefüttert und getränkt, als über die Zerstörung des Friedens und des Glückes in der Familie, über des Vaters wachsenden Hang zur Trägheit und zur Trunkenheit.

In den Tagen des Heumachens berauschte sich Strehling ausnahmsweise nicht. Diese Zeit hatte ihn immer

gefreut, wenn Frauen und Männer, Burschen und Mädchen, sauber gekleidet zur Arbeit gingen, wenn das Dengeln der Sensen von den Bergen wiederhallte und das gewürzige Gras vor den Mähern dahinsank. Stolz war er vor seinen Wiesen gestanden, er hatte Vorübergehende auf den reichen Segen hingewiesen, eine Menge Kräuter genannt, die alle auf den Wiesen wuchsen. Jetzt stand er vor der letzten Aernte seiner Wiesen, niedergebeugt und kummervoll. Zuweilen stürzten ihm sogar Thränen aus den Augen. Dann wieder ballte er die Fäuste, und erdrückte grimmige Flüche zwischen den Zähnen. Nicht einmal der schmale Wiesenstreifen, das verhängnißvolle d—f des Planes, blieb ihm; denn er mußte Land verkaufen, zur Bestreitung der hoch angelaufenen Unkosten. Vor allem wollte er jenes Gut abtreten, das an den Besitz des verhaßten Firners grenzte, dessen Nachbar er nicht sein mochte.

Eben arbeiten der Müllersepp und Gertraud auf den Wiesen. Mit Rechen wenden sie das duftende, raschelnde Heu. Die Wangen des früher blühenden Mannes sind eingefallen, die Augen liegen tief, die Gesichtsfarbe ist bleich. Oft hält er inne bei der Arbeit, auf den Rechenstiel gestützt, steht er finster und sieht vor sich hin.

Vom Felde herüber kommt langsam der alte Firner. Sein gewöhnliches falsches Lächeln ist verschwunden, dafür steht eine schlaue Berechnung in den Falten des Gesichtes. Schon ist der Alte den Wiesen nahe, schleichend wie ein grauer Fuchs. Gertraud bemerkt ihn, sie steht erschreckt und sieht bangvoll nach dem Vater hin. Sie wendet sich vor dem Abschlusse der Arbeitslinie, und flüchtig rechend hat sie den Vater in demselben Augenblick erreicht, als Firner, freundlich grüßend, vor dem Müller anlangte.

Strehling schaute auf. Er hatte das Herannahen des Feindes nicht wahrgenommen. Nun stand er in hohem Grade überrascht.

„Das Heu ist schön, — Sie kriegen's gut heim, das Wetter hält," sagte Firner.

Der Müller antwortete keine Sylbe. Aber seine Hände zitterten, er fühlte ein Beben des ganzen Körpers.

„Tragen Sie mir nichts nach, Herr Strehling!" hob der Alte wieder an. „Weiß Gott, auch mir thut's leid, daß es so gekommen ist. Aber ich muß doch an meinem Recht halten, — hab' auch Kinder."

Der Müller arbeitete wüthend darauf los. Alle

Kräfte spannte er an, den kochenden Grimm niederzudrücken.

„Geht fort, oder es gibt ein Unglück!“ stieß er mit Heftigkeit hervor.

„Seien Sie nicht ungehalten, Herr Strehling! Wollte nur ein wohlmeinendes Wort zu Ihnen reden. Sie können die Wiesen behalten, — mag sie gar nicht, — will Ihnen noch Aecker dazu geben.“

Der Müller schaute empor.

„Hab' ich recht gehört, Firner?“

„Ja, so ist's, — wie ich sage! Sie können die Wiesen behalten, wenn Sie auf meinen Antrag eingehen wollen.“

„Auf Euren Antrag? Wird ein kurioser Antrag sein!“

„Ein freundschaftlicher Antrag, Herr Strehling! Gott weiß, ich will mit Ihnen keine Feindschaft.“

„So redet!“

„Geben Sie Ihre Tochter meinem Paul und Alles ist abgethan.“

Der Müller stieß ein furchtbares Gelächter aus.

„Was? Himmel und Erde, — was? Mein Kind einem Taugenichts, der gerade so viel werth ist, wie sein Vater? Wollt Ihr meiner noch spotten? Oder

meint Ihr, der verlorene Strehling muß Euch sein Fleisch und Blut hingeben? Um Hab und Gut habt Ihr mich gebracht, — Ihr wollt auch mein Kind unglücklich machen?"

„Ich habe Sie nicht um Hab und Gut gebracht, — die Gerichte haben durch alle Instanzen einen richtigen Spruch gefällt."

„Was, — dies sagst Du mir unter die Augen, — mir — Du schlechter Kerl?" schrie wüthend der heißblütige Müller. „Wo ist der Revers, — Du Spitzbube? Hast Du nicht falsch geschworen, — Du alter Teufel?" — und mit erhobenem Rechenstiel stürzte er auf den Feind los.

Allein Gertraud war auf der Wache gestanden. Mit jähem Aufschrei umfingen ihre starken Arme den Vater.

„Weg, Traud, — weg, laß mich den Kerl todt schlagen! Weg, sag' ich!"

Allein ihre Arme schlossen sich nur fester.

„Ach, Vater, — lieber Vater, es gibt ein Unglück! bat sie. Ach, herzlieber Vater, denkt an die Mutter, denkt an Euer Kind! Stürzt uns nicht in's Elend!"

Firner war ruhig stehen geblieben. Er sah aus

boshaft schielenden Augen auf den Wüthenden, ohne vom Platze zu weichen.

„Ich steh' auf meinem Grund und Boden," sagte er. „Rühret mich an, — schlagt mich nieder, — dann in's Zuchthaus!"

„So, — darauf hast Du's abgesehen, — Du alter Satan?" schrie der Müller entgegen.

„Ich hab's auf gar nichts abgesehen, Herr Strehling! Aber ich muß offen sagen, daß Sie kein Mann sind, der sich bezähmen kann, sondern daß Sie sind, wie ein wildes, rasendes Thier. Pfui — der Schand, — pfui! Schämen Sie sich vor Ihrem Kind'!"

Gertraud fühlte, wie plötzlich die Spannkraft des Umklammerten nachließ.

„So, — kein Mann bin ich, — ein wildes, rasendes Thier!" wiederholte er im Tone der Beschämung. „Und das muß ich mir vom Firnerfritz sagen lassen!"

„Leider hab' ich Ihnen nur die Wahrheit gesagt, Herr Strehling! Ihr Betragen ist unmännlich, gar nicht schön."

„Kind, laß nur Deinen Vater los, — es ist Jähzorn gewesen, — der verdammte Jähzorn!" sprach er mit veränderter Stimme.

Sie gab ihn frei. Er hob den entfallenen Rechen

auf und arbeitete weiter. Firner stand schweigend und sah ihm zu.

„Wie gesagt, Herr Strehling," hob er wieder an, „ich wollte Ihnen nur die Möglichkeit zeigen, die Wiesen behalten zu dürfen. Gehen Sie auf meinen Vorschlag nicht ein, dann ist's auch gut. Sonach bleiben wir bei dem Spruch des obersten Gerichtshofes, der niemals irrt."

„Der oberste, unfehlbare Gerichtshof ist da droben, Herr Firner! Dort werden wir einmal zusammen kommen."

Er warf den Rechen auf die Schulter und ging nach der Mühle.

Im Hausflur begegnete ihm Adam.

„Gut, daß Du gerade da bist, — hab' was mit Dir zu reden! Komm' einmal herein."

Der junge Mann folgte etwas beklommen in die Seitenkammer; denn Strehlings Wesen war unheimlich.

„Gerad' ist der Firnerfritz bei mir gewesen, — hat meine Traud für seinen Paul gefordert, — und zwar nicht umsonst gefordert, — ha, — ha! Nein, nicht umsonst! Die Wiesen hat er mir lassen wollen, — dieselben Wiesen, die von Rechtswegen mir gehören, —

die aber der unfehlbare oberste Gerichtshof ihm zugesprochen."

Der Müller hielt einige Augenblicke inne, den aufsteigenden Zorn hinab zu schlucken. Black saß athemlos vor Spannung.

„Natürlich," fuhr Strehling weiter, „kriegt der Firnerpaul meine Traud nicht, und wäre er ein Millionär. Ich mein Kind, so zu sagen, verkaufen? An einen lüderlichen Kerl wegwerfen, der sechs Jahre lang in den Schulen nichts gelernt hat, als Lumpereien? Und wenn ich mein Brod betteln müßt', der Paul aber ein Prinz wäre, mein Kind gäb' ich ihm doch nicht."

Wieder hielt er inne, die Furchen seines Gesichtes glätteten sich. Black athmete auf.

„Dies wollt' ich Dir eigentlich nicht sagen, Adam, sondern etwas anderes. — In Rom sind eben die Bischöf' beisammen, um den unfehlbaren Papst zu machen. Hab' gestern im „Boten" gelesen, daß sie mit dem Unfehlbaren schier gar fertig sind. Haben aber einmal die Bischöf' den Papst für unfehlbar erklärt, dann ist der Spruch für alle Katholiken geradeso entscheidend, wie der Spruch des obersten Gerichtshofes, der ja auch unfehlbar ist. Alle Katholiken müssen den unfehlbaren

Papst glauben, oder sie sind ausgeschlossen von der Kirch'. — Ist's nicht so, — Adam?"

„So ist's, Herr Strehling! Was die allgemeine Kirchenversammlung als Glaubenslehre darstellt, müssen wir annehmen; — dies weiß ich noch ganz genau aus dem Katechismus."

„Demnach wirst Du fest glauben, daß der Papst unfehlbar ist?"

„Ja, Herr Strehling! Ich halt' an meiner Religion."

„Halte nur daran, Adam! Aber das sag' ich Dir, meine Traudel kann nimmer Dein Weib werden."

Der Jüngling wurde leichenblaß, die weit geöffneten Augen sprachlos auf den schrecklichen Vater gerichtet.

„Du verfärbst Dich, Adam, — thut mir leid!" fuhr Strehling ruhig weiter. „Du liebst mein Kind wie Deinen Augapfel, — weiß das. Bist auch ein tüchtiger junger Mann, fleißig, brav, verstehst den Landbau. Keinem im Dorf' hätt' ich meine Traud gegeben, als Dir. Glaubst Du aber an den Unfehlbaren, dann kann's nicht sein."

„Herr Strehling, — um Gotteswillen, — was hat denn die päpstliche Unfehlbarkeit zu schaffen mit der Heirath?"

„Das will ich Dir sagen, Adam! Mir haben alle

Unfehlbaren Unglück gebracht. Was der dumme Kuhmichel kurirt hätte, das hat der unfehlbare Viehdoctor ruinirt, — ein Mastschwein, wie ich noch keines im Stalle hatte. Der unfehlbare Grundschmecker hat meine gering ausgebenden Thaläcker in die höchste Bonitätsklasse gesetzt. Der unfehlbare Gerichtshof bringt mich um meine Wiesen und noch um Vieles mehr. Verhaßt sind mir alle Unfehlbaren. Unglück stiften sie. Der unfehlbare Papst würde auch Unglück in eure Ehe bringen, — darum sollst Du Traudel nur dann kriegen, wenn Du nicht glaubst an den unfehlbaren Papst."

„Herr Strehling, verlangen Sie Alles von mir, mein Vermögen, mein Leben, — Alles, — nur thuen Sie mir keine Gewalt in meiner Religion."

„Gewalt? Durchaus nicht, Adam! — Du behälst Deinen Glauben an den unfehlbaren Papst, — ich behalte mein Kind."

Adam krümmte sich, wie ein Wurm, vor dem schrecklichen Spruche.

„Seien Sie doch barmherzig, Herr Strehling! Zerstören Sie nicht mein Lebensglück. Ohne Traudel ist mir die ganze Welt verleidet."

„Gut, — entsage Deinem Glauben an den Unfehl-

baren und meine Tochter ist Dein!" versetzte hart der Müller.

„Von meiner Religion abfallen? Nein, — Herr Strehling, — nein! Dies können Sie von einem Christenmenschen nicht verlangen."

„Verlange es auch nicht! Mein Kind kriegt aber Keiner, der an den Unfehlbaren glaubt. Darauf hast Du mein Wort, — ich halt's! Zudem ist's ein Unsinn, irgend einen Menschen zum Herrgott zu machen."

„Den Papst zum Herrgott machen, Herr Strehling? Das kann nicht sein, — dies wär' ja Götzendienst."

„Doch, — doch, — so ist's! Der Papst ist unfehlbar, also ist er Herrgott. Du kennst ja das Sprüchwort: „Irren ist menschlich.„ Das heißt: alle Menschen irren, weil sie eben Menschen sind. So wenig Einer bewirken kann, daß er kein Mensch ist, so wenig kann Einer bewirken, daß er niemals irrt. Wenn nun der Papst unfehlbar gemacht wird, so heißt dies wahrhaftig doch nichts anderes, als den Papst zum Gott machen. Das ist blödsinnig, — das ist gotteslästerlich."

„Wenn's so ist, wie Sie sagen, — ja!"

„Wie soll's anders sein? Der Papst ist unfehlbar, er kann nicht irren, — also!"

„Ich weiß zwar nicht, was die päpstliche Unfehlbar-

keit eigentlich bedeutet, aber das weiß ich, daß die allgemeine Kirchenversammlung keinen Unsinn lehren kann, und auch keine Gotteslästerung, weil sie vom heiligen Geiste regiert und geleitet wird," sprach glaubensstark der junge Mann.

„Was die Unfehlbarkeit bedeutet, das will ich Dir sagen, erwiederte Strehling. Weil der Papst zum Herrgott gemacht wird, darum kann er auch Alles, wie ein Gott, er ist auch der Herr über Alles, wie Gott. So kann er neue Glaubenslehren ersinnen, ganz nach Belieben. Wenn er morgen lehrt: fünf sind sechs, — so mußt Du's glauben. Wenn er ausschreibt: Glaubenslehre ist's, daß alle Katholiken ihm, dem Papst, Hab und Gut geben müssen, — so hast Du weiter nichts zu thun, als Deine Aecker zu verkaufen und das Geld nach Rom zu schicken, — oder in den Bann zu kommen."

„Das kann nicht sein, Herr Strehling, — das kann unmöglich sein!"

„Doch ist's so, — die himmelschreiendst' Tyrannei ist's! Himmel — Herrgott! Das Herz dreht sich mir im Leib' herum! Der unfehlbare Papst ist noch unverschämter, als der unfehlbare Grundschmecker, noch dummer, als der unfehlbare Viehdoctor, noch ungerechter, als der

unfehlbare Gerichtshof. Glaub' das Zeug, Adam, — glaub's! Aber Traudel kriegst Du nie und nimmer!"

Er verließ heftig die Stube.

Black saß noch eine Weile. Er meinte, in einem Abgrunde zu liegen, in den kein Tageslicht hinab dringt. Alles um ihn her war furchtbar, grausig, schrecklich. Taumelnd erhob er sich endlich und ging hinaus. Er sah Gertraud auf den Wiesen und schritt wankend nach ihr hin.

„Heilige Mutter Gottes, — Adam, — was hast? Du bist ja kreidenweiß!" rief das erschreckte Mädchen.

Und als er den väterlichen Spruch verkündete, verwandelte sich auch die Lebensfrische ihres blühenden Gesichtes in Schneefarbe.

„Das hat mein Vater gesagt?" sprach sie entsetzt. „Wie ist denn so etwas möglich? Ist er denn betrunken?"

„Ganz nüchtern!" antwortete dumpf der Jüngling.

Ihr Blick ruhte eine Weile auf dem Tiefgebeugten. Dann rötheten sich ihre Wangen wieder, in ihren Zügen erschien ein leichter Trotz.

„Mach Dir keinen Kummer, Adam, — Keinen anderen nehm' ich, als Dich!" sprach sie fest.

„Und ich bleib' ledig mein Leben lang, wenn ich Dich nicht krieg'," bekannte er.

„Mein Vater ist unwirsch wegen des verlorenen Prozesses, mit der Zeit wird er den Sinn ändern."

„Möcht's auch gern' glauben, Traudel! Aber Dein Vater hat seinen Kopf. Er gibt nicht nach. Sein Wort hat er eingesetzt, Keinem Dich zu geben, der an den unfehlbaren Papst glaubt; — er wird das Wort halten."

Sie standen schweigend und sahen vor sich hin. Dem Mädchen schossen Thränen in die Augen, ihre Brust zog sich zusammen. Sie aber kämpfte das Herzleid nieder, den Geliebten nicht zu grämen. Als jedoch Adam fortgegangen und verschwunden war, da sank sie hin auf die Matten und der Schmerz krümmte ihren Leib.

In der Mühle wurde es mit jedem Tage trauriger, trostloser. Strehling verlor immer mehr an sittlichem Gehalt. Er vernachlässigte die Arbeit, überließ dem fremden Burschen die Mühle, dem Knechte den Feldbau. Er selber saß bis tief in die Nacht im Wirthshause. Die erste Hälfte des Tages verschlief er, die zweite Hälfte begann er abermals im Wirthshause.

Sein Weib litt unbeschreiblich. Sie liebte ihren Sepp, dessen sittlicher Niedergang sie weit mehr schmerzte, als der verlorene Prozeß und der bedeutende Verlust in Haus und Feld, hervorgerufen durch Müßiggang und

Leichtsinn des Gatten. Obwohl er scharfen Tadel verdiente, schimpfte sie ihn doch niemals. Ihr Wort blieb sanft und liebevoll. Sie beschwor ihn oft unter Thränen, wieder der tüchtige, für Alles besorgte Mann zu werden.

Dieses Benehmen seines lieben Weibes und dessen Kummer um ihn packten den Müller mit Geiergrallen. Er machte ein Wesen unglücklich, das ihn seit vielen Jahren inniger liebte, ihm zugethan blieb mit unveränderlicher Treue. Er ballte seine Faust über die eigene Nichtswürdigkeit. Er hatte Augenblicke tiefer Reue. Aber der Gedanke an sein Unglück, an die himmelschreiende Ungerechtigkeit gegen ihn, trieben immer wieder in Grimm und Verzweiflung, die er im wüsten Rausche zu ersäufen trachtete.

Die religiösgläubige Müllerin suchte Hilfe bei Gott und seinen Heiligen. Sie betete viel. Sie kniete Stunden lang vor dem Altare in der Kirche, welcher das Standbild der schmerzhaften Mutter Gottes trägt. Ihr klagte sie Noth und Elend, ihren Beistand flehte sie unablässig an. Auch gelobte sie eine zehnpfündige Wachskerze an den Altar, wenn die gütige Mutter Gottes Hilfe bringe.

Den verhängnißvollen Revers hatte sie wiederholt

gesucht. Sie hatte den ganzen Schrank ausgeräumt, in dem er aufbewahrt worden. Sie hatte alle Spalten und Risse des alten Möbels durchsucht, und nichts gefunden. Aber sie verzweifelte nicht, wie ihr Mann; dies ließ ihr frommer Sinn nicht zu. Ihr gläubiges Gemüth erwartete eher ein rettendes Wunder des Allmächtigen, als das Schweigen des Allgerechten zur Unthat des Firnerfritz. In diesem festen Glauben an die Weltregierung Gottes, sowie an eine Leitung und Führung der Menschen durch den Allerhöchsten, bestärkte sie die Kriegserklärung Napoleons an Preußen.

„Unser Herrgott hängt den Kriegsmantel herunter, weil die Menschen gar zu gottlos geworden sind," sagte sie. „Der Krieg ist eine Strafruthe, wir werden sie alle fühlen müssen."

Die waffenfähigen Burschen des Dorfes wurden eingerufen, unter diesen Paul Firner. Die Truppendurchzüge begannen. In endlosen Colonnen marschirten die Soldaten auf der Landstraße dahin. Die Bauern rasteten oft bei der Arbeit, sie standen auf den Feldern, in sorgenvollem Anschauen der Marschirenden.

„Nun ist's ein Glück, daß Dir ein Finger fehlt," sagte Gertraud. „Auch Du hättest fort müssen in den Krieg, wie die Anderen."

„O, — ich ginge gern'!" antwortete Adam traurig. „Käm' eine Kugel, dann wär' ich gestorben für das Vaterland. Mein Kummer hätt' ein End'."

„Verliere doch nicht den Muth, Adam! Wir warten, bis der Vater seinen Sinn ändert. — Da sieh' nur die armen Soldaten! In der Hitze kommen sie beinah' nimmer fort, ihre Kleider sind dick voll Staub. Ach, Gott, — dort liegt schon wieder einer im Straßengraben! Gestern hab' ich einen ganzen Kessel voll Kaffee gekocht, bin mit der Magd an der Straße gestanden und hab' den armen Soldaten ausgetheilt. Möchte es jeden Tag thun, aber," — bekannte sie zögernd, „es wird anfangs knapp bei uns. Der Prozeß verschlingt Alles."

„Mir kommt's verwunderlich vor," sagte Adam, „daß sich die vielen Menschen einander umbringen, von denen Keiner dem Anderen jemals ein Leid zugefügt hat. Väter müssen fort von Weib und Kind, Söhne verlassen ihre Eltern. Wie manches Kind muß jetzt Hunger leiden, weil das tägliche Brod, der Vater, fort ist. Elend und Noth kommen über viele Menschen, und bald wird das Blut stromweis vergossen. Und warum ist all' dies schreckliche Unglück? Weil es dem Napoleon gefallen hat, den Krieg zu erklären. Das ist doch eine ganz heillose

Einrichtung, daß ein einziger Mensch so namenlosen Jammer anrichten kann. Hat der Napoleon etwas mit dem Bismarck, dann soll er's mit ihm ausfechten, — die Zwei allein sollen es ausfechten. Wozu aber viele tausend Familien in das Unglück stürzen? Wozu große Heere gegen einander hetzen, damit sie sich todtschießen, — Alles wegen diesem Napoleon? Guck', Traudel, ich würd's gar nicht glauben, daß so etwas möglich wär' in der Welt, wenn ich's nicht vor Augen säh'."

„Es wird halt so sein müssen, Adam! Ist immer so gewesen. Wenn Gott die bösen Menschen züchtigen will, sagt meine Mutter, so schlägt er sie mit Pest, Hunger, oder Krieg. Der Krieg aber muß einen Anfang haben. Hätt' ihn der Napoleon nicht angefangen, dann hätt's ein Anderer gethan. Auch der gewissenlose Firnerfritz ist gezüchtigt. Sein Augapfel, der Paul, hat fort gemußt, und der Alte geht herum, so niedergeschlagen und bekümmert, daß er mir leid thut."

Die Soldaten waren vorbeigezogen. Beide arbeiteten weiter auf dem Tabaksacker des Müllers, dessen kluge Behandlung Adam übernommen hatte.

Der Fund.

Die „deutsche Wissenschaft" ist in den Augen vieler Teutonen eine Macht geworden, der sich alle sichtbaren und unsichtbaren Kräfte der Welt unterwerfen müssen. Seit Adam neugierig in den Apfel gebissen, gereizt durch seines verkappten Feindes arglistigen Rath: „Ihr werdet sein, wie Gott, wissend das Gute und das Böse," — seit Adam belogen worden, gab es keinen Thron von solcher Berechtigung zur Herrschaft über alle Völker der Erde, als den Thron deutscher Wissenschaft. Nach der Ueberzeugung aller ausgewachsenen Teutonen sind alle Nationen des Erdkreises, von den Franzosen und Engländern angefangen, bis zu den Wilden der beiden Pole, eigentlich erst bei den Anfangsbuchstaben des Wissens angelangt. In sämmtlichen Reichen herrscht Dämmerung, nur in Deutschland glänzt die Sonne höchster Erkenntniß in allen Zweigen des Wissens. Diese

deutsche Wissenschaft ist aber keineswegs Gemeingut des deutschen Volkes, sondern nur Jener, die auf dem Throne sitzen: — das sind die Professoren auf ihren Lehrstühlen exacter Forschungen.

In Betreff des Vorwitzes hat es offenbar Stammvater Adam seinem ganzen Geschlechte angethan. Alle Nachkommen des Urmenschen sind wißbegierig, sie alle haben durch Jahrtausende geforscht, gestrebt auf allen möglichen Gebieten. Unter den Milliarden denkender Köpfe seit Adam, ist jedoch keiner gewesen, welcher den Stein der Weisen gefunden: — die deutsche Wissenschaft. Dieser Fund, nach dem längst verschollene Völker vergebens gegraben, war erst den deutschen Professoren gelungen. Der heilige Apostel Paulus hat sehr geirrt, wenn er meinte, der Weltheiland sei der Eckstein, auf dem sich das Heil der Menschheit aufbaut. Ueberhaupt haben alle Apostel geirrt, wenn sie der wiedergebärenden Allmacht des Erlösers vertrauten. Sie gingen sehr auf Irrwegen, wenn sie von seinem Wirken und seiner Lehre Rettung hofften für die hinfaulenden Geschlechter des Heidenthums; — denn es hat die deutsche Wissenschaft diesen Apostelglauben berochen und von der Höhe ihrer Aufgabe als dummen Wahn entdeckt.

Es ist freilich etwas kalt auf jenen Höhen, deren

Hörner die Lehrstühle deutscher Wissenschaft tragen; denn nicht kindlich warmer Glauben, nicht geheimnißvolles Ahnen des Herzens gedeiht in jenen Atmosphären, wo nur die schneidige Schärfe eisigen Verstandes an den härtesten Nüssen beißt. Darum ist auch der weise Salomon ein Dummkopf gewesen vor deutscher Wissenschaft; denn Salomon glaubte bescheiden, was er nicht begriff. Dabei ist genannte Wissenschaft eine so verführerische stolze Schönheit, daß ehedem gelehrte Männer in alten Tagen noch Thoren geworden sind, von Liebe entbrannt zur deutschen Wissenschaft.

Die Babylonier wollten bekanntlich einen Thurm nach den Wolken bauen, gewiß ein kühnverwegenes Unternehmen. Dennoch ist jener babylonische Thurm nur ein Zwerg gegen den Riesenbau deutscher Wissenschaft, dazu erfunden und erdacht, allen Völkern das zu bescheeren, was nicht Moses und die Propheten, nicht einmal Christus zu bieten vermochten: — einen Himmel auf Erden, voll Glück und Herrlichkeit. Und was der Seher Johannes geschaut und in den Worten niedergelegt: „Nacht wird ferner nicht sein, und nicht benöthigen sie des Lichtes einer Lampe und nicht des Lichtes der Sonne," — dies galt offenbar vom Zeitalter deutscher Wissenschaft.

Demzufolge ist begreiflich, wenn der Lärm über einen wissenschaftlichen Fund sogar die Kanonen auf den fernen Schlachtfeldern in Frankreich übertönte. Im Garten des Schwanenwirthes zu Heimhofen waren nämlich Gegenstände aus der Erde gegraben worden, welche das ganze Professorenthum der Stadt alarmirten. Doctor Wunderlich, Professor der Geschichte und der Alterthumskunde, hatte in der Zeitung darüber berichtet, ohne jedoch Form und Inhalt des Fundes näher zu bezeichnen. Ihm genügten Andeutungen, ganz dazu geeignet, Neugierde und Wissensdrang des gebildeten Publikums anzuregen. Dagegen hielt Herr Wunderlich eine lange geschriebene Lobrede auf deutsche Wissenschaft, deren exacte Forschungen bereits soweit gediehen seien, das Geheimnißvollste zu ergründen, das nächtigste Dunkel in Licht zu verwandeln. Schließlich folgte die nüchterne Anzeige, daß er, Doctor Wunderlich, unter dem Beistande anderer Männer der Wissenschaft, nächsten Sonntag Nachmittag den gebildeten Klassen an Ort und Stelle, nämlich im Garten des Gasthauses zum Schwanen in Heimhofen, Bedeutung und Wesen des merkwürdigen Fundes erklären werde.

Mehrere Neugierige hatten den Sonntag nicht abgewartet. Sie waren hinausgewandert nach Heim-

hofen, wo sie jedoch die Gartenthüre fest verschlossen fanden.

„Meine Herrschaften, bedauere sehr, ihnen den Garten nicht öffnen zu können," erklärte freundlich der kluge Wirth. „Herr Professor Doctor Wunderlich hat den Schlüssel. Beehren sie mich gefälligst nächsten Sonntag."

Mithin war der schlaue Wirth im Bunde mit der Wissenschaft, wozu ihn die exacteste Spekulation beredete, nämlich die Aussicht auf einen gewinnreichen Tag.

Dennoch mußte etwas ruchbar geworden sein im Dorfe über den Fund. Der Müllersepp hatte die gelehrte Rede und Anzeige des Professors Wunderlich gelesen und seine Faust geballt über die Wissenschaft. Dann hatte er Flüche gemurmelt über die Unfehlbaren, und war vom Kuhmichel bei einem grimmigen Monolog überrascht worden, den er allen Professoren, Doctoren und Gerichtshöfen hielt.

„Was hast, Sepp? Bist ja ganz unbändig?"

Der Müllersepp hatte zur Entschuldigung die hochtrabende Anzeige vorgelesen, der Kuhmichel anfänglich seinen kahlen Kopf geschüttelt, bis ein schallendes Lachen den achtzigjährigen Bau des Alten erschütterte. Auf

das Lachen folgte eine Erklärung Kuhmichels, die auch des Müllers Lachmuskeln reizte. Dann begann zwischen Beiden eine lange Unterredung, welche Strehling mit den Worten schloß:

„Nur fein mäuschenstill, — das gibt einen Hauptspaß! Die Unfehlbaren sollen diesmal erfahren, daß sie Esel sind."

Endlich kam der vielersehnte Sonntag Nachmittag. Auf der Landstraße nach Heimhofen wandelten viele geputzte Menschen, in der Hoffnung, heute ihren Kaffee im Garten des Schwanenwirthes mit seltenen wissenschaftlichen Genüssen verzuckern zu können. Noch war die Thüre zu den Räumen des Geheimnisses verschlossen; denn Herr Doctor Wunderlich, heute der Löwe des Tages und Inhaber des Gartenschlüssels, zögerte. Hie und da rümpfte ein Fräulein das Näschen über den ungalanten Mann. Sogar stechende Bemerkungen flossen über verblühte Lippen anspruchsvoller Damen, und sämmtliche Chignons stiegen noch höher und häßlicher empor aus Zorn, über den rücksichtslosen Professor. Den Wirth nach dem Geheimnisse zu fragen, ging nicht an; denn es hätte dies nicht wohlanständigen Vorwitz verrathen. Nur ein Trupp Studenten bildete von dem allgemeinen Mißvergnügen eine löbliche Ausnahme.

Diese künftigen Männer hatten sich um den Tisch eines Seitenzimmers gesetzt, bei vollen Bierkrügen die Wissenschaft bald vergessen, und jetzt schlug ein wilder Chor durch die Fenster in den Hof hinaus. Das Vorbild der Studenten fand Nachahmung. Das Gastzimmer füllte sich, wo Alle bei Kaffee und Brödchen, oder bei Schinken und Wein, des Mannes mit dem Schlüssel harrten.

Endlich verkündete ein lang gedehntes „Ah — Ah,“ — das Erscheinen des Professors. Feierlich schritt er einher, getragen vom stolzen Gefühle, heute ein Herold zu sein der Wissenschaft an die wissensdurstige Klasse der Gebildeten. Sogar in der Luft lag es, wie Spannung. Alle Zweige und Blätter verhielten sich ruhig, wie aufmerksame Zuhörer. Wenn nicht ein Wölkchen den Himmel trübte, die Sonne im vollsten Glanze strahlte, so geschah dies Alles, nach dem Empfinden des Doctors, zur Verherrlichung der Wissenschaft. In der Linken trug er einen dicken rostigen Schlüssel, und die Rechte führte oft das Taschentuch über das erhitzte Gesicht des Erregten. Auch das Aeußere des Doctors entsprach einigermaßen der Würde seines Lehrstuhles. Hochragend von Gestalt, zierten sein Gesicht zwei bewegliche Augen und ein aufmerksam gepflegter Vollbart, während schon der Ausdruck

seines höchst selbstbewußten Wesens die unfehlbare Majestät der Wissenschaft dokumentirte.

Ihm zur Rechten schritten Doctor Unstät, Professor der Philosophie, und Anwalt Doctor Frech, der als Häuptling des Fortschrittes unmöglich bei einer so außerordentlichen Gelegenheit fehlen durfte. Zur Linken Wunderlichs gingen „der Grundschmecker," Doctor Uhrig, zugleich Professor der Chemie, und endlich Thierarzt Doctor Knöchel.

Während Professor Wunderlich, in Mitte des Hofes stehend, die begonnene wissenschaftliche Erörterung völlig erschöpfte, ergossen sich die Wartenden aus dem Hause nach der Gartenthüre.

„Eilen Sie gefälligst zum Schlusse, Herr Professor!" drängte Anwalt Frech. „Sie haben heute ein Publikum, das Rücksichten verdient."

„Vor dem Throne der Wissenschaft," antwortete Doctor Wunderlich, „sind Rücksichten des Anstandes von sehr bescheidenem Werthe."

Dennoch zog er freundlich den Hut vor den Versammelten, durchschritt die schmale Gasse, steckte, bei allgemeiner Spannung, den Schlüssel in das Schloß und öffnete. In anständigem Drängen gelangten Herren und Damen in einen großen Garten, den hohe Bäume

und schattiges Buschwerk zierten. Alle Augen spähten nach dem merkwürdigen, geheimnißvollen Funde. Vor den Blicken der Erregtesten wurde es lebendig in den Büschen. Allerlei undeutliche Gestalten und Dinge tauchten empor, um sofort wieder, als Kinder der Einbildung, zu verschwinden. Desto sicherer schritt Geschichtprofessor Wunderlich voran nach einem freien Rasenplatze, von niederem Gehölz umgeben. Dort stand ein Tisch, mit Dingen belegt, deren Anschauen manches Frauengesicht erbleichen machte. Ein „Ah" — und „Oh — wie grausig!" flog von zarten Lippen, und verschiedene Hände suchten das Riechfläschchen.

Vom Tische grinste ein menschlicher Todtenkopf mit schwarzen Augenhöhlen und starkem Gebiß. Um ihn her lagen menschliche Gebeine von seltener Größe, Rippen und Beinknochen, alle von gelblichrother Farbe. Helm und Panzerstücke, vom Roste durchfressen, umgaben die Ueberreste ihres ehemaligen Trägers. Schließlich vollendete eine kleine zerbrochene Flasche, von blindem Glase, die Zahl der merkwürdigen Dinge auf dem Tische. Vor dem Tische stand ein ungeheuerer Sarg aus Stein, in dem Alles gelegen war. Der Sarg enthielt keine Inschrift, nicht einen Buchstaben, an dem sich der Scharfsinn der Wissenschaft versuchen konnte. Aber der Rand

einer Längeseite war stark abgerieben, ein Umstand, welcher dem Alterthumskundigen Gelegenheit gab, einen tiefen Forscherblick zu thun, in Sitten und Gebräuche längst vergangener Zeiten.

Obwohl der Fund ernst und ergreifend war, und der Todtenkopf ein leibhaftiges Memento mori, so fanden sich Viele doch enttäuscht. Sie hatten etwas ganz Anderes erwartet. Was? Sie wußten es selbst nicht. Jedenfalls aber etwas Pikantes, Gaumenkitzelndes, Genußreiches, wozu Todtenkopf und fleischlose Menschenrippen nicht gehörten.

In weitem Kreise umstanden die Wißbegierigen den Tisch, erwartungsvoll der wissenschaftlichen Erklärung des Archäologen harrend. Ohne Frage enthielten die unscheinbaren Ueberreste Geheimnisse, unkundigen Augen verborgen. Alle hofften, der gelehrte Geschichtprofessor werde den Todtenschädel zwingen, aus vergangenen Zeiten überraschende Kunde zu bringen, sogar aus dem Steine des Sarges werde sein Forschergeist Lichtfunken schlagen, zur Bereicherung der Wissenschaft.

Am äußersten Rande des vornehmen Kreises standen Strehling und der Kuhmichel. Im Gesichte des Müllers spielte etwas, wie befriedigte Rache, wenn sein Blick auf den Grundschmecker und den Thierarzt fiel.

„Hochansehnliche Versammlung!“ begann der Geschichtforscher. „Der Fund, den Sie hier vorliegen sehen, wurde in diesem Garten gemacht, und zwar in einer Tiefe von zehn Fuß. Die Rüstungsstücke, etwas arg vom Roste mitgenommen, dennoch aber dem Auge der Wissenschaft kenntlich, — dieser Riesensarg, — hier das bekannte Todtenglas, — sowie das monströse Gebein, — Alles verkündet unfehlbar die Thatsache, es sei das Grab eines urgermanischen Helden geöffnet worden.“

Der Kuhmichel lächelte verschmitzt, und stieß seinen Nachbar an.

„Nur ruhig!“ flüsterte der Müller. „Es kommt noch schöner.“

„Geschichtliche Quellen berichten,“ fuhr der gelehrte Doctor weiter, „daß hier die Römer ein Standquartier hatten. In römischen Legionen dienten bekanntlich viele Germanen, freilich mit ächter Vaterlandsliebe unvereinbar, dennoch aber zu entschuldigen im Geiste jener gewaltigen Zeit. Was noch unbewußt schlummerte in der Brust der Bewohner deutscher Urwälder, mußte der Culturgang zum Bewußtsein allmälig entwickeln, bis endlich der große Arminius im teutoburger Walde des Vaterlandes Befreiung vom römischen Joche verwirklichen konnte. Hättte nicht Arminius Kriegsdienste genommen

bei den gebildeten Römern, hätte er nicht seine Sitten und vollendete Kriegskunst erlernt, — niemals würden rohe Kräfte den Sieg errungen haben über geschulte Taktik. So ist auch hier wieder die Schule, die Wissenschaft, im Grunde die Mutter der Freiheit für unser Vaterland. — Schon dem Laien zeigt das erstaunliche Maß dieser Gebeine, daß sie nicht einem Römer, die bekanntlich von kleiner Körpergestalt gewesen, angehört haben, sondern einem riesigen Sohne deutscher Urwälder. Ebenso fest steht, daß der hier Begrabene ein Held, oder wenigstens ein tapferer Herzog gewesen. Diese Thatsache erfließt, abgesehen von der Feierlichkeit des Begräbnisses in einem Steinsarge, zugleich aus dem Umstande, daß die Kriegsgenossen die Todtenfeier begingen durch das Schärfen ihrer Waffen am Sarge des Helden. Hier sehen wir, am Rande des Sarges, den Stein glatt abgerieben, — eine Erscheinung, die sich nur durch erwähnten tiefsinnigen Vorgang erklären läßt. Zugleich ist diese Thatsache neu. Meines Wissens wurde noch kein Sarg zu Tage gefördert, welcher diese kriegerische Weise der Todtenfeier eines Helden berichtet."

Wieder lächelte klug der Kuhmichel.

„Was so ein gelehrter Mann doch nicht Alles herausknöchelt!" raunte er dem Müller zu.

„Still, Michel, — nur still! Er ist noch lange nicht fertig."

„Ohne die Bescheidenheit zu verletzen," fuhr der Professor weiter, „darf ich wohl bekennen: — stolz bin ich darauf, der Erste zu sein, der im Schwertschärfen am Todtensarge verstorbener Helden, eine neue Sitte der Vergangenheit entdeckte. — Dieses Glas hier, zwar verstümmelt, läßt dennoch mit Sicherheit eines jener Gefäße erkennen, die sich in fast allen Särgen jener Zeit finden. Sie waren mit Oel gefüllt. Die Bedeutung des Oeles ist zwar wissenschaftlich noch keineswegs festgestellt, mag jedoch, — ich spreche hier nur eine Hypothese aus, — mit dem christlichen ewigen Lichte in Verbindung stehen, wie es im Jenseits leuchtend gedacht wird, und schon im Diesseits ein Symbol gefunden vor dem Altare der katholischen Kirchen."

Der Professor hielt einen Augenblick inne, wischte sich den Schweiß vom Gesichte, hob seine Gestalt mit Selbstgefühl empor und sprach:

„Anknüpfend an diesen Fund, möchte ich, die Manen dieses und aller großen Todten einer längst überwundenen dunkeln Zeit zu ehren, einige Weihrauchkörner der Alles versöhnenden und Alles richtenden Wissenschaft an diesem Sarge niederlegen. Die Geschichte der Mensch-

heit ist im Grunde nur die Geschichte der Wahrheit. Die Kämpfe der Racen, die Kriege der Dynastien, die Schlachten der Eroberer, — eitle Vergänglichkeiten, — eine Hand voll Staub! Nichts blieb von alledem, als jene Thaten, welche den Geist gefördert, als jene Anstrengungen, welche die Wahrheit gemehrt haben. Mitten durch Blut und Feuer, über Berge von Leichen, unter Schutthaufen von Städten, suchte die wilde Gier der noch denkunfähigen Menschheit nichts, als den Gedanken, nichts, als die Wahrheit. Wenn wir gelernt haben werden," behauptete mit Zuversicht der Geschichtprofessor, „von diesem Gesichtspunkte die Geschichte zu betrachten, dann werden wir Geschichtschreiber haben. Wer über ein Volk zu Gericht sitzen will, der muß vor Allem die Frage stellen: wie hat es die Wahrheit empfangen, was hat es zum Wachsthum derselben beigetragen? Die Antwort auf diese Frage ist die Bilanz dieses Volkes. Die Geschichten von Höfen und Prinzen bilden nur die Draperie der Geschichte und nähern sich dem Reiche des Romanes. Ob die Fürsten ihre Schlachten gewonnen oder verloren haben, daran liegt wenig; — nur die Siege der Wahrheit zählen in der Republik der Menschheit."

Viele Augen ruhten verwundert auf dem Redner, die

Doctoren standen ernst, die Studenten riefen: „Bravo, — da capo!“

Der anerkennende Zuruf machte den Geschichtprofessor kühner. Klarer entschleierte er die Geheimnisse seiner Wissenschaft.

„Gemeinhin bezeichnet man das Christenthum als die Religion der Wahrheit, wie ja Christus selber gesagt haben soll: Ich bin die Wahrheit. Allein diese Annahme ist vor dem Throne der Wissenschaft eine naive Täuschung. Ebenso ist es geradezu albern, eine Weltregierung, wie die christliche, die das Ergebniß einer vorausgegangenen unermeßlichen Entwickelung ist, und deren Factoren Hunderte von Völkern und Tausende von Jahren sind, in der jüdischen Provinz Galiläa localisiren zu wollen.“

Es entstand unter den Versammelten eine Bewegung. Wenige Christusgläubige, beleidigt durch die boshaften Seitenhiebe auf das Christenthum, verließen murrend den Garten.

Der Professor fuhr kräftig weiter.

„Betrachten wir diese Ueberreste des germanischen Helden, versetzen wir uns lebhaft in die Anschauungsweisen seiner Zeit, dann müssen wir lächeln über manches Kindische des albernsten Aberglaubens. Dennoch dürfen

Millionen der Gegenwart sich nicht über den niederen Standpunkt einer längst überwundenen Culturperiode erheben; denn sie stehen noch ebenso tief, vielleicht noch tiefer, als jene Bethörten, welche Stein oder Baum anbeteten. Müßte der uncultivirte Germane nicht gar manches Wunderding kopfschüttelnd betrachten, das heute noch mißgeburtlich jeden Denkenden ärgert? Manche Mysterien des Christenthums würden sogar die Rohheit der Urwälder verletzen, vorzüglich der neugemachte Gott, der unfehlbare Papst."

„Bravo — bravissimo!" riefen einige Herren.

„Unfehlbar ist nur die deutsche Wissenschaft!" versicherte Wunderlich.

„Famos, — famos!" schrieen beifällig die Studenten.

„Uebrigens," fuhr einlenkend der Professor weiter, „verdankt das Christenthum seine Macht weniger seinen Dogmen und Doctrinen, als der Bundesgenossenschaft der Barbaren, welche dem römischen Reiche ein Ende machten und die Kirche zu seiner Erbin einsetzten. Indem diese haarbuschigen Krieger zur neuen Lehre übertraten, theilten sie derselben die speculative Kraft der germanischen Race mit, und begründeten so im Keime damals schon die Weltherrschaft der deutschen Wissen-

schaft. Aber mit ihrem energischen Glauben pflanzten die Barbaren auch ihren blutdürstigen Fanatismus dem Christenthum ein, das nun, aus einer verdorbenen aber cultivirten in eine unverdorbene aber wilde Gesellschaft versetzt, nothwendig seine philosophische Milde in priesterliche Grausamkeit verwandelte. Kern und Charakter des Christenthums wurden hierdurch wesentlich umgestaltet; denn eine Religion ist gerade so viel werth, als das Individuum, das sich zu ihr bekennt."

Der Professor hatte mit einem Gedanken geschlossen, der zwar nicht im Buche der Weisheit geschrieben steht, wohl aber dem Geiste deutscher Wissenschaft angehört. Noch kräuselten die Wellen bewundernden Beifalls der Zuhörer, als eine uncultivirte, rauhe Stimme des Hintergrundes Aufmerksamkeit erregte.

„Machen sie einem alten Mann ein bischen Platz, — nur ein klein bischen, — so, — so, —" und der Kuhmichel erschien knixend auf der Bühne, wo Doctor Wunderlich soeben mit Glanz seine wissenschaftliche Rolle geschlossen.

Der ganze gebildete Kreis sah mit einiger Verwunderung auf den alten gebeugten Bauer, mit kahlem Schädel und zahnlosem Munde. Die Häupter aller Doctoren fuhren etwas nach dem Nacken zurück, und

die scharfen Augen der deutschen Wissenschaft sahen vornehm hernieder auf den altersklein en Mann. Nur Doctor Knöchel schoß giftige Basiliskenblicke nach dem schädlichen Kuhmichel.

„Herr Professor," begann der Alte bei lautloser Spannung der Versammelten, — „Sie haben allerlei aus den Sachen da gemacht," er deutete auf Sarg, Knochen und Rüstungsstücke. „Wenn's Ihnen recht ist, so will ich den Herren und Damen deklariren, wie sich's eigentlich mit all dem Zeug da verhält."

Wachsende Spannung des Kreises. Merkliche Betroffenheit sämmtlicher Doctoren.

„Wer seid Ihr? Was wollt Ihr im Grunde, alter Mann?" frug der Geschichtprofessor.

„Ich heiß' Michel Deutscher, — gewöhnlich heißen mich die Leut' nur Kuhmichel, — der Herr Doctor Knöchel kennt mich ganz gut," antwortete der Alte, mit einem pfiffigen Augenzwinkern. „Gegenwärtig will ich aber nit in die unfehlbare Wissenschaft hineinpfuschen, wie der Herr Doctor Knöchel neulich gesagt hat, — ich möcht' nur den Herren und Damen ganz einfach sagen, was ich weiß von den Sachen da."

„Wie könnt Ihr von Dingen ein Verständniß ha-

ben, das weit über der Sphäre Eures Berufes liegt?" rief erhaben Doctor Wunderlich.

„Doch, — das kann ich ganz gut, Herr Professor! Bin ja dabei gewesen, wie die Kaiserlichen den Küraſſierer da begraben haben."

Allgemeines Erstaunen. Auf vielen Gesichtern ein bedeutsames Lächeln.

„Der Mann ist wohl blödsinnig?" wandte sich Doctor Wunderlich an die zunächst Stehenden.

„Doch nicht, Herr Professor!" antwortete dienstfertig der Müllersepp. „Der Mann ist vollkommen bei Verstand, und zwar so vortrefflich, daß er krankes Vieh besser zu kuriren versteht, als mancher wissenschaftlich gebildete Thierarzt. Herr Doctor Knöchel weiß dies aus Erfahrung, und ich kann es aus Erfahrung bestätigen."

Knöchel wurde dunkelroth und drehte verlegen am Schnurrbart.

„So, — so!" sprach Wunderlich, den es etwas zu frösteln begann, vergebens nach einer Lücke des festgeschlossenen Kreises spähend, um anständig entschlüpfen zu können. Allein der Kreis öffnete keine Gasse. In allen Zügen lag der offenbare Drang, nach klarem Austrag des Handels.

„Wenn Ihr bei dem Begräbniß gewesen seid," sagte Doctor Uhrig, „dann müßt Ihr wohl achtzehnhundert Jahre alt sein."

„So alt gerad' nit, Herr Geometer, wohl aber vier und achtzig Jahr'!" antwortete der Kuhmichel. „Jetzt sind's zwei und siebenzig Jahr', als die kaiserlichen Küraſſierer ihren Kameraden da begraben haben. Damals war ich ein Bub' von zwölf Jahr', — es gedenkt mir Alles noch so gut, als wenn's gestern erst passirt wär'."

Die Sache wurde furchtbar ernst. Dem alterthumskundigen Geschichtprofessor wollten fast die Sinne vergehen. Er wurde roth und bleich in raschem Wechsel. Einige Herren lachten vernehmbar, die Damen hüstelten in ihre Taschentücher, im Hintergrunde rief eine Studentenstimme: „O weh, — der Wissenschaft gruselt!"

„Mir scheint da eine Posse zu spielen," sagte Anwalt Doctor Frech. „Laßt uns den Alten examiniren. — Kuhmichel, — Ihr kennt mich doch?"

„Warum nit? Sie sind der Herr Advocat Frech, — hab' Sie schon vor Gericht und schon oft im Wirthshaus' gesehen."

„Gut!" sprach der Anwalt, eine gesetzesstrenge Miene annehmend. „Antwortet mir ganz der Wahr-

heit gemäß auf meine Fragen, — geradeso, als stündet Ihr vor Gericht. — Wer hat Euch angeleitet, hier zu erscheinen und Aufschlüsse zu ertheilen?"

„Angeleitet? Dazu brauch' ich nit angeleitet zu werden. Hab' selber zugehorcht, wie der Herr Professor gepredigt hat, und weil die Predigt falsch war, darum wollt' ich den Herren sagen, wie's eigentlich steht mit der Sach'."

„Wo haben die Küraſſier ihren Kameraden begraben?"

„Dort hinten im Garten, unter einem dicken Birnbaum, der schon lang' umgehauen worden ist. Die Wurzeln stecken aber noch, — ich hab' vorhin in die Grub' hinabgeguckt."

„Wie kamen die Soldaten dazu, ihren Waffengenossen im Garten und nicht auf dem Kirchhofe zu beerdigen?"

„Wie sie dazu gekommen sind, weiß ich nit. Damals ist halt Krieg gewesen, — ein arger Krieg. Wir hatten fast immer Volk im Dorf' liegen, bald Kaiserliche, bald Franzosen. Der Küraſſierer, von dem die Knochen da liegen, war mit seinen Kameraden beim Großvater des jetzigen Schwanenwirths einquartirt. Er ist ein himmelhoher Kerl gewesen, — er gedenkt mir

noch ganz gut. Er hatte einen rothen Schnurrbart und ein feuerrothes, pockiges Gesicht vom vielen Schnappstrinken."

„Weßhalb legten die Soldaten den Todten in diesen Steinsarg?"

„Das ist kein Sarg, Herr Advocat! Das ist ein Brunnentrog, aus dem das Vieh des Schwanenwirths gesoffen hat. Der Trog stand hart am Brunnen, das Vieh wurde herausgetrieben; hab's als Bub' selber einige Mal losbinden helfen."

Die Züge der Zuhörer verkündeten wachsende Heiterkeit.

Der Geschichtprofessor stand ergeben in sein Schicksal.

„Dann müßt Ihr auch wissen," setzte der Anwalt das Verhör fort, „weßhalb der Trog hier abgerieben ist."

„Das kommt von den Ketten, Herr Advocat! Oft hatte das Vieh die Ketten am Hals, und die Ketten des saufenden Rindvieh's rieben hin und her, so daß sich der Stein so gemacht hat, wie er heut' noch ist."

„Dies wäre also das „Schwertschärfen am Sarge des germanischen Helden," sagte halblaut eine boshafte Stimme des lauschenden Kreises.

„Da ist noch ein Glas, — wie verhält es sich hiermit?“ frug der Anwalt.

„In dem Glas war Schnapps.“

Schallendes Gelächter.

„Schnapps?“ wiederholte Frech stirnrunzelnd. „Was hat hier Schnapps zu schaffen?“

„Das kann ich Ihnen sagen, Herr Advocat! Der Kürassierer hat gar zu gern und viel Schnapps getrunken. Da haben seine Kameraden einen Spaß gemacht und ihm ein Fläschchen voll mitgegeben. Auch 'ne Predigt hat Einer gehalten, aber keine christliche; denn ich weiß noch, wie die Reiter dazu gelacht haben.“

„Habt Ihr sonst noch eine Bemerkung zu machen?“

„Sonst wüßt' ich gerad' nix mehr, Herr Advocat,“ antwortete der Kuhmichel.

Der Kreis löste sich. An verschiedenen Punkten des Gartens schlug helles Gelächter auf, von rücksichtslosen Studenten verübt. Ernste Herren und gefühlvolle Damen hingegen bedauerten aufrichtig den armen Mann der Wissenschaft.

Wie ein Verurtheilter war Doctor Wunderlich am Tische stehen geblieben. Alle hatten ihn verlassen, bis auf Anwalt Doctor Frech.

„Sie haben durchaus nicht Ursache, den Kopf hängen

zu lassen, Verehrtester!" tröstete der Anwalt. „Errare est humanum, — irren ist menschlich. Auch die Wissenschaft ist nicht immer unfehlbar. Denken Sie beispielsweise an die entdeckten Pfahlbauten, welche vor einigen Jahren die halbe Welt bewegten. Die gründlichsten Forscher hatten aus den Pfahlbauten wissenschaftlich erörtert, daß Ueberreste eines Culturvolkes entdeckt worden, das einige tausend Jahre vor der christlichen Zeitrechnung blühte. Mithin, so folgerten die Gelehrten weiter, war Adam, der biblische Stammvater des Menschengeschlechtes, eine Fabel. Was stellte sich indessen schließlich heraus? Die naive Thatsache, daß sich die Wissenschaft arg verrechnet hatte, daß selbst heute noch solche Pfahlbauten auf kleinen Alpenseen bewohnt werden."

„Der Sachverhalt ist wirklich so," bestätigte Doctor Wunderlich. „Damals war mir die Täuschung ein Aergerniß, heute ist sie mir ein Trost."

„Denken Sie weiter an die geheimnißvollen Töpfe, mit den räthselhaften Buchstaben, welche im verflossenen Jahre zu Paris ausgegraben wurden," sagte der Anwalt. „Eine wissenschaftliche Größe von Paris kaufte einen solchen Topf für fünfzigtausend Franken. Alle gelehrten Köpfe strengten sich an, die Schrift des grauen Alterthums zu entziffern. Es gab bereits einige Dutzend

scharfsinnige Lesarten. Die ächte Lesart lieferte aber ein pariser Kaufmann, der seine Senftöpfe erkannte. — Also, Verehrtester, wenn berühmte Größen der Wissenschaft irren, weßhalb sollte nicht auch Ihnen einmal ein Schuß neben das Schwarze gehen?"

„Dennoch ist heute der schwärzeste Tag meines Lebens," bekannte der gelehrte Doctor.

„Ah — bah! Kommen Sie! Dort sitzen bereits Ihre Herren Collegen um den schäumenden Gerstensaft. Prüfen wir den Stoff."

Er schob seinen Arm unter jenen des Professors, und geleitete den Niedergebeugten nach dem Tische.

Streitberg.

Im Schatten eines Baumes saßen die Doctoren um volle Bierkrüge. Der Anwalt und der Geschichtprofessor trafen den Philosophen und den Chemiker bereits in lebhafter wissenschaftlicher Erörterung, die sich allmälig in einen gelehrten Streit zuspitzte.

Einige Schritte von den Professoren entfernt, saßen Strehling und der Kuhmichel.

„Das war ein Hauptspaß! Nicht hundert Gulden nähm' ich d'rum!" versicherte Müllersepp. „Trinkt, Vetter Michel! Weil Ihr die Unfehlbaren als Ochsen und Esel hingestellt habt, halt ich Euch zechfrei heut'."

„'S ist doch merkwürdig, was der Lange aus den Sachen Alles herausgerochen hat!" sprach wohl gelaunt der Kuhmichel. „So ein gelehrter Herr könnt' wahrhaftig aus einem Sandkorn einen Berg, und aus einem Frosch einen Ochsen machen."

„Und bleibt doch dabei ein gelehrter Herr," sagte Strehling. „Mehr noch thät's mich freuen, wenn der Grundschmecker, oder der Viehdoctor als Esel wären hingestellt worden."

„Sorg' nit, Sepp, die Andern ärgern sich genug, weil ihr Kamerad so angelaufen ist."

„Horch, — jetzt kommen sie selber hintereinander!" sagte Strehling, nach dem Tische hinüber lauschend.

„Grund aller Dinge ist der Stoff," rief Doctor Uhrig, Professor der Chemie. „Die ganze Natur ist ein Riesenlaboratorium, worin die Stoffe sich entwickeln und gestalten. Die chemischen Kräfte der Stoffe sind die Schöpfer der Welt, der Gott aller Dinge. Der Stoff allein ist unsterblich, unvernichtbar. Kein Stäubchen im Weltall kann verloren gehen, keines hinzu kommen. Nicht das kleinste Atom können wir uns hinweg oder hinzu denken, oder wir müßten annehmen, daß die Welt hiedurch in Verwirrung gesetzt würde. Die Gesetze der Gravitation würden gestört, das nothwendige, unverrückbare Gleichgewicht der Stoffe schwände, in Folge dessen müßten die Sterne vom Himmel fallen, das ganze Weltall ein Chaos werden."

„Und dies Alles müßte geschehen, wenn ein Stäub-

chen verloren ginge?“ frug in hohem Grade überrascht der Anwalt.

„Mit Nothwendigkeit!“ behauptete kühn der gelehrte Doctor. „Was ist ein Stäubchen? Stoff! Was ist Stoff? Materie. Und die Materie ist das wahrhaft Seiende, mithin kann sie niemals Nichts werden. Die Materie allein ist ewig, also kann nicht ein Atom vergehen. Die Materie ist Alles, außer ihr ist nichts.“

„Sepp, — horch, — mir kommt's gerad' so vor, als ob der Grundschmecker auf einmal ein Narr geworden wär'.“

„Das versteht Ihr nicht, Vetter Michel! Das ist Wissenschaft, — und Ihr seid ja ein Pfuscher, ein Dummkopf, — der Viehdoctor hat's gesagt,“ antwortete spöttisch der Müller.

„Derselbe Kohlenstoff und Stickstoff,“ fuhr der Chemiker eifrig fort, „welchen die Pflanzen der Kohlensäure, der Dammsäure und dem Ammoniak entnehmen, sind nach einander Gras, — Klee, — Waizen, — Spelz, — Thier und Mensch.“

„Hm, — das hab' ich auch noch nit gewußt,“ sagte trocken Vetter Michel, „daß ich einmal Klee oder Dammsäue gewesen bin.“

„Aber dem Grundschmecker hört man heute noch an,

daß er vor fünfzig Jahren ein Krautkopf gewesen ist," erwiederte Strehling.

„Ihr System ist unhaltbar, trotz aller Forschungen der Chemie," rief der Philosoph, Doctor Unstät. „Ihr System besteht durchaus nicht vor logischem Denken. Sie haben gesagt, die Natur sei ein Laboratorium, worin sich die Stoffe entwickeln und gestalten."

„Jawohl, dies habe ich gesagt!" rief der Chemiker lebhaft entgegen.

„Gut, Herr Doctor!" fuhr siegesgewiß der Philosoph weiter. „In Ihrem Laboratorium sind Sie der Handelnde, Sie mischen die Stoffe, Alles steht unter Leitung und Analyse des thätigen Chemikers. Nun sagen Sie mir doch gefälligst: — wer ist denn im Riesenlaboratorium der Natur der leitende Chemiker?"

„Das Gesetz der Gravitation!" antwortete Uhrig.

„Gesetz? Ich staune! Wer ist der Gesetzgeber?"

Der Chemiker stutzte.

„Die Atome!" antwortete er.

„Was sind diese gesetzgebende Atome?" frug der Philosoph.

„Atome sind winzige, untheilbare Stofförperchen," antwortete der Professor der Chemie. „In ewiger Be-

wegung kreisend, sind Atome Schöpfer des Alls und seiner Gesetze, mithin auch des Gesetzes der Gravitation."

„Endlose Widersprüche!" behauptete der Philosoph. „Atome sind Stoff, der Stoff aber ist eine todte, bewegungslose Masse, — dennoch soll dieser Stoff sich in ewiger Bewegung befinden? Der Stoff ist bewußtlos, — dennoch soll aus dem Bewußtlosen das Selbstbewußtsein hervorgehen? Aus dem Blinden und Todten soll Geist und Leben sprossen? — Ich berufe mich auf das gesunde Denken dieser Herren, ob so etwas möglich ist!"

„Mein juridisches Denken findet die widerspruchsvolle Thätigkeit der Atome allerdings etwas gar zu wunderbarlich," sprach lächelnd der Anwalt.

„Dann gehe ich zur Offensive über!" rief ungehalten der Chemiker. „Wenn nicht der Stoff aller Dinge und Wesen Schöpfer ist, — wer denn?"

„Alleiniger Erklärungsgrund aller Dinge ist das Absolute," antwortete ruhig der Philosoph. „Das Absolute ist unendlich, aus ihm ist Alles hervorgegangen, was in den Reichen der sichtbaren Natur und des Geistes lebt und sich bewegt."

„Wie, Herr Doctor, Sie ein Ultramontaner?" rief

der Chemiker verwundert. „Ei, — ei, — dies hätte ich niemals geahnt!“

„Wie kommen Sie zu dieser ganz erstaunlichen Annahme?“ frug Unstät entgegen.

„Durch Ihre Worte! Sie behaupten, der absolute Geist sei Schöpfer aller Dinge, — das ist Gott. Gibt es aber einen persönlichen Gott, dann gibt es auch nur eine einzige wahre Religion, und zwar gerade jene, deren höchstes Organ der unfehlbare Papst zu sein vorgibt.“

„Und Sie könnten, den persönlichen Gott des Christenthums angenommen, diese Ungeheuerlichkeit beweisen?“ frug der Philosoph.

„Sehr leicht, mein Herr! Gibt es ein höchstes, allmächtiges, persönliches Wesen, welches denkt und will, so muß dieses höchste Wesen sich offenbaren, es muß seinen Geist und Willen den denkenden Wesen, den Menschen, zur Kenntniß bringen. Dies muß Gott umsomehr, als er ja selber den Drang nach Erkenntniß in die Menschenbrust legte. Er darf also nicht zugeben, daß die wahrheitsuchenden Menschen in der Irre herum gehen, die Lüge für Wahrheit nehmen. Könnte Gott gleichgültig sein gegen das höchste Interesse der Menschheit, dann wäre er schon nicht mehr Gott, kein voll-

kommenes Wesen, weil er die Wahrheit verschweigt. Hieraus folgt, daß Gott die Wahrheit offenbaren muß. Dies hat er wirklich gethan. Er hat gesprochen zu Adam, zu Abraham, zu Noe, zu Moses und den Propheten, zuletzt durch seinen göttlichen Sohn. Dieser göttliche Sohn hat seinerseits wieder ein unfehlbares Lehramt eingesetzt, damit für alle Zeiten die Wahrheit rein erhalten bleibe, durch Lüge nicht verketzert werde. Der Papst behauptet, dieser unfehlbare Lehrer zu sein, er beweist dies aus Schrift und Tradition. Mithin kann nur die katholische Religion die einzig wahre sein, — muß es sein."

„Ihre logischen Folgerungen sind alle richtig, insofern dieselben ausgehen von der Existenz eines persönlichen Gottes," antwortete Doctor Unstät. „Aber, wohlgemerkt, mein Herr, diesen persönlichen Gott negire ich. Das Absolute meines Systems ist keineswegs persönlich, keineswegs von den Stoffen wesenhaft verschieden, — die Stoffe sind vielmehr alle in ihm enthalten. Somit kann ich sagen: Die Natur ist Gott, und alles Natürliche ist göttlich."

„Nach meinem Verständniß denken die Herren so ziemlich gleich," sprach Doctor Frech. „Herr Doctor Uhrig sagt: Der Stoff ist Gott; — Herr Doctor Un-

stät sagt: Gott ist der Stoff. Meinestheils acceptire ich diesen Gott; denn nach seinen Gesetzen läßt sich bequem leben."

„Und manche Bauern sagen: Alles ist Natur!" ergänzte Vetter Michel. „Was die gescheidten Herren doch für einen Lärm aus Nichts machen."

„Das bringt so die Wissenschaft mit sich!" erklärte Strehling.

Doctor Wunderlich hatte allgemach die Betäubung abgeschüttelt. Eben im Begriffe, sich in den Streit zu mischen, fiel sein Auge auf einen jungen Mann, dessen Anblick ihm den Mund verschloß und alles Blut aus dem Gesichte trieb. Der Fremde lehnte am Stamm eines nahen Baumes, eine duftende Havannah rauchend und dem gelehrten Streite mit lebhaftem Interesse folgend. Sein Wuchs war stattlich, sein Gesicht schön, seine Augen überaus geistreich, voll Gemüthstiefe und strahlenden Lichtern. Sein Kinn schmückte ein zierlicher Knebelbart, und über den sprechenden Lippen wuchs ein Schnurrbart von solcher Eleganz, daß er in vollem Einklange stand mit dem feinen vornehmen Gesichte.

„Alle Götter stehet mir bei!" murmelte der bestürzte Wunderlich. „Streitberg, — der schreckliche Streitberg!

Erfährt er meinen Unstern, — sein Spott wird grenzenlos sein."

Als sich der Schreckliche bemerkt sah, trat er grüßend heran. Anwalt Frech sprang vom Sitze nach einem Stuhl.

„Ah, — Herr Baron! Schenken Sie mir die Ehre Ihrer unmittelbaren Nachbarschaft."

Der junge Mann ließ sich nieder. Sein Erscheinen brachte auf Alle einen ganz eigenthümlichen Eindruck hervor. Sämmtliche Doctoren schienen den Stattlichen zu hassen, zu fürchten und zu achten. Offenbar kannte der Baron diese widersprechende Gesinnung gegen ihn; denn sein scharfes Auge streifte mit einem satyrischen Leuchten die Professoren.

„Längst bin ich Zuschauer des Turnieres zwischen Pantheismus und Materialismus gewesen," sagte Streitberg lächelnd. „Die Herren müssen sich mit einander vertragen lernen, sintemal sie blutsverwandt sind."

„Dagegen nicht verschwägert mit Ihren Hausgenossen, Herr von Streitberg!" versetzte der Chemiker.

„Entfernt nicht!" gestand der Freiherr. „Das Glaubensbekenntniß unseres Hauses heißt: Credo in unum Deum, factorem coeli et terrae, — mit diesem einen persönlichen Gott, Schöpfer des Himmels und

der Erde, wollen ewiger Stoff und absolute Natur keine Gemeinschaft. Ohnehin paßt der Allmächtige ganz und gar nicht in das Riesenlaboratorium."

„Auch nicht in die Kette vernünftigen Denkens," sprach stolz der Philosoph.

„Denn alle Anbeter Gottes haben weder Vernunft, noch Verstand," ergänzte Streitberg in heiterer Laune. „Uebrigens wurde mir Kenntniß von einem gereimten Glaubenssymbol der Stoffreligion. Dürfte ich es den Herren mittheilen?"

„Sie würden uns verbinden," antwortete Unstät.

„Das Glaubensbekenntniß erscheint zwar etwas kurz, dennoch ist es erschöpfend," sagte Streitberg, ein schelmisches Lächeln in den Zügen. „Die Herren mögen selbst urtheilen, — hier ist's:

Das Weltall ist ein Laboratorium,
In dem sich die Stoffe reiben und wägen und messen,
Bis aus dem ganzen Bimborium
Der Mensch wird, der Gott, nebst allerlei Delicatessen "

Der Anwalt lachte hell auf. Die Wissenschaftlichen sahen geärgert nieder.

„Herrgott, — der hat den Unfehlbaren tüchtig über's Ohr gehauen!" sagte Strehling vergnügt. „Seht nur, was sie für Gesichter schneiden!"

„Ihre satyrische Ader sprudelt heute wieder gegen alle Ordnung, Herr Baron!“ sagte Uhrig.

„Um Vergebung, Herr Doctor! Wir leben gegenwärtig in einer Zeit, in der alle sprudelnden Adern vertrocknen müssen. Eines aber ist mir klar geworden durch Ihren gelehrten Wortstreit: — Die Nothwendigkeit eines unfehlbaren Papstes. Gäbe es nämlich keine Autorität, welche der unbegrenzten Speculation Halt geböte, die ganze Menschheit versänke im Bodenlosen. Alles würde zurückkehren in das Chaos ewig kreisender Atome; denn nicht zwei Geister der Wissenschaft sind einig in den wichtigsten Fragen. Mit Pfeil und Bogen, mit Kolben und Streitaxt, mit Lanze und Schwert, sogar mit gefährlichen Waffen, mit Drehpistolen und Kugelspritzen, befehdet sich die exacte Forschung. Sie wissen es, meine Herren, wie oft schon Sterne und Sonnen herabgeschossen wurden vom Himmel der Gelahrtheit, so daß die vormaligen Lichter im Dunkel der Vergessenheit spurlos vergingen. Und wer sind die Schützen nach den gemordeten Sternen und Sonnen gewesen? Weithintreffende Männer der Wissenschaft, denen später die schnöde Vergeltung geworden, als Irrende gleicherweise zu verschwinden. Einzige Rettung

gegen diesen ruhelos mordenden, zerstörenden Geisterkampf ist — die Wahrheit."

Der Freiherr hatte in ein Wespennest gestoßen.

„Sie kleidet wahrhaftig dieser Standpunkt nicht schön, Herr Baron!" rief der Chemiker. „Ein Schriftsteller, der bereits in zehn Sprachen gelesen wird, wie Sie, sollte endlich aufhören, die geniale Begabung an die Todten zu verschwenden. Auch nicht Ihr glänzendes Talent wird den Leichnam des religiösen Wahnes zum Leben erwecken, — Sie mögen ihn höchstens galvanisiren."

„Eine Abnormität unter bevorzugten Söhnen des Parnassus zu sein, können Sie gar nicht bestreiten," rief der Philosoph. „Niemals hat eine poetische Größe zur Verherrlichung des Aberglaubens das Flügelroß bestiegen, — Sie Unglückseliger ausgenommen! Niemals warf sich ein Liebling der Musen in die goldene Rüstung, eine verlorene Sache zu vertheidigen, — außer Ihnen."

„Denn Homer besang den wirklichen Olympos," schaltete Doctor Wunderlich ein, „wirklich — im gläubigen Kindesalter der Griechen. Sie hingegen bleiben Kind im Zeitalter gereiften Wissens. Seit Homeros haben Sie nicht einen Schritt vorwärts gethan; denn Hymnen

singen Sie auf den kindlichsten Glauben. Auf den Zinnen der Kirche stehen Sie in Wehr und Waffen gegen das Wissen, gegen den erhabenen Genius unserer Zeit."

Endlich gab es eine Pause. Die erhitzten Doctoren schöpften Athem. Der Anwalt hatte mit Erstaunen das heftige Geschützfeuer des Cathebers beobachtet, und Streitberg hatte sich beschießen lassen, ohne getroffen zu werden; denn seine Augen wurden noch leuchtender, seine Züge noch muthwilliger.

„Sepp," frug Michel seinen Nachbar, „hast Du ein Wort von dem verstanden, was die g'studirten Herren so hitzig durcheinander geschrieen haben?"

„Die Worte hab' ich schon verstanden, aber nichts darin gefunden. Horcht, — sie fangen schon wieder an!"

„Und das Schlimmste von Allem ist Ihr Beifall zu dem größten Frevel der Jahrtausende, zur Unfehlbarkeit des Papstes," rief Doctor Unstät entrüstet. „Auf dem zerbröckelten Felsen Petri erhebt sich in vermessenem Blödsinn ein neuer Gott, — eine neue Quelle der Wahrheit, — unfehlbar, irrthumslos, wie der Weltenschöpfer selbst, — und Sie klatschen dem Ungeheuerlichsten Beifall! Auf dem hinsinkenden, aus dem Leim

brechenden Stuhle zu Rom läßt sich ein Despot nieder, — ja, ein Despot über alle Denker und über alle Gedanken, — über alle Könige und Bischöfe, — über alle Creatur der Welt, und Sie finden dies vernünftig!"

„Das Papstthum hat immer den Scepter der ruchlosesten Despotie geführt, es hat immer die Geister unterdrückt, — der ärgste Tyrann aber ist der neunte Pius," rief zornig der Geschichtprofessor. „Was er mit dem wahnwitzigen Syllabus begonnen, das hat er vollendet durch seine dogmatische Schöpferkraft. Herr Baron, ich staune und bejammere, auch Sie vor dem Papstgötzen knieen zu sehen."

„Bald wird der unfehlbare Papst die Welt mit neuen Glaubenslehren überschwemmen, die noch abgeschmackter sind, als seine Vergöttlichung," rief glühend der Philosoph. „Die Katholiken müssen glauben, der heilige Vater besitze die volle, unbeschränkte Gewalt über alle Welt, — er könne Fürsten absetzen, — den Eid der Treue lösen, — Land und Leute verschenken, — Staatsgesetze für nichtig erklären und von deren Beobachtung entbinden, — über Leib und Leben, Gut und Freiheit der Gebannten und Ketzer nach Belieben verfügen, — sogar den katholischen Monarchen befehlen, ge-

bannte Fürsten und Völker mit Krieg zu überziehen und zu unterjochen. Und Sie, Herr Baron, statt den Blödsinn eines alten Gecken, dessen Hoffart noch größer ist, als seine Unwissenheit, zu bekämpfen, werden mit Ihrem glänzenden Talente einstehen für den monströsen Wahn."

„Fürwahr, meine Herren," erhob Streitberg seine Stimme, — „Schlangengift und Drachenschwanz, Basiliskenblick und Natterngift, das Schrecklichste der Schrecken, der Mensch in seinem Wahn, — dies Alles zusammengenommen ist die reinste Unschuld gegen Ihren Papst! Meine Herren, auf mein Wort! — ich verachte Ihren Papst, ich verabscheue und anathematisire ihn. Besäße ich allen Zorn der Welt und alle Wuth der Hölle, — Ihr Papst verdiente Beide. Aber Ihr Papst, meine Herren, ist nicht der edle, fromme, vielverläumdete Dulder Pius IX. Ihr Papst ist ein Monstrum der Einbildung, ein häßliches Geschöpf des Janus, eine Mißgeburt der Concilsbriefe der augsburger allgemeinen Zeitung, eine wüste Erfindung Jener, die einer solchen Erfindung bedurften, um ihren Religionshaß heuchlerisch verhüllen zu können im Gewande religiösen Eifers. Die neueste Sorte moderner Pharisäer! — Pius IX. hingegen ist ein bescheidener Greis, der sich fremde Rechte

und Vorzüge nicht anmaßt. Er ist ein treuer Hirt auf gewissenhafter Wache gegen die Lüge, der einzig starke Mann, nicht wankend beim allgemeinen Beben des Erdkreises."

„Sie bestreiten demnach die päpstliche Unfehlbarkeit?" frug Unstät.

„Nicht allein dies, — ich verdamme eine so abscheulich geartete Unfehlbarkeit," antwortete der Freiherr. „Seit Pharao seinen Baal mit Füßen aus Thon zur Anbetung aufgestellt, gab es keinen häßlicheren Götzen, als Ihren unfehlbaren Papst, meine Herren!"

„Sie läugnen die Oberherrschaft des Papstes über alle Fürsten in rein weltlichen Dingen?" rief Wunderlich.

„Ohne Bedenken; denn jeder Papst ist ja der Statthalter Jesu, welcher gesagt hat: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt," antwortete Streitberg.

„Die päpstliche Unfehlbarkeit ist aber doch zum Dogma erhoben?" warf der Anwalt ein.

„Aber nicht in der Auffassung der Herren Professoren," versetzte der Edelmann.

„Doch!" behauptete Doctor Frech. „Auch ich theile vollständig die Auffassung dieser Herren."

„Und ich verdamme dieselbe, weil sie falsch und nicht katholisch ist.“

„Nun, Herr Baron,“ sagte mit spöttischem Lächeln der Anwalt, „ich begreife und billige Ihre Kampfesweise. Wie sollte auch ein Mann von europäischem Rufe nur einen Augenblick anstehen, den Unsinn zu verwerfen? — selbst wenn dieser Unsinn von einem Papste und sieben hundert Bischöfen dogmatisirt worden wäre.“

Streitberg wurde plötzlich sehr ernst.

„Herr Doctor Frech,“ sagte er würdevoll, „Dank für die mir zugedachte Heuchlerrolle.“

„Um Vergebung, Herr von Streitberg, so war es nicht gemeint!“ entschuldigte Doctor Frech. „Fassen Sie doch eine unschuldige Bemerkung gerade nicht von der schlimmsten Seite auf.“

„Ihre Erklärung befriedigt!“ sagte kopfnickend der Freiherr. „Mir aber ist's heiliger Ernst, — keinen Augenblick verläugne ich meine katholische Ueberzeugung Herr Anwalt, ich werde Sie unverweilt über meine Gesinnung sicher stellen.“

Er zog sein Taschenbuch hervor, schrieb einige Worte und überreichte dem Anwalt das herausgerissene Blatt. Dieser las: „Gut für eintausend Gulden. Joseph Freiherr von Streitberg.“

„Nun, Herr Anwalt," fuhr der Baron fort, „beachten Sie genau meine Worte! Ich sage: Es ist katholische Lehre, daß der Papst niemals aufhört, ein sündiger, fehlerhafter Mensch zu sein, — daß der Papst im gewöhnlichen Verkehr falsche Ansichten aussprechen kann, Unwahrheiten, Irrthümer, selbst in Glaubens- und Sittenlehren, — daß er mithin keine Spur jener Unfehlbarkeit besitzt, welche die Herren Doctoren meinen. Ich sage weiter: katholische Lehre ist es, daß der Papst sogar irren kann in Glaubens- und Sittenlehren, wenn er als Gelehrter ein Buch oder eine Abhandlung schreibt, daß mithin die Katholiken niemals verpflichtet werden können, derlei päpstliche Privatmeinungen als Glaubenslehren hinzunehmen. Ich sage ferner: katholische Lehre ist es, daß der Papst niemals, unter keinen Umständen, neue Dogmen erfinden kann, — daß der Papst demzufolge keine dogmatische Schöpferkraft besitzt, — daß er zugleich, als irrthumsfähiger, sündiger Mensch, unendlich weit weg ist von göttlicher Natur."

„Sie sind im Bann!" rief der Philosoph.

„Sie sind exkommunizirt!" behauptete der Geschichtprofessor.

„Sie sind ein Ketzer!" rief lachend der Chemiker.

„Ich bin ein gläubiger katholischer Christ!“ antwortete ruhig der Freiherr.

„Dann muß ich fragen,“ rief der Anwalt, die geballte Faust auf den Tisch legend, „worin besteht nach Ihrer Auffassung die päpstliche Unfehlbarkeit?“

„Der Papst ist nur unfehlbar, wenn er ex cathedra spricht zur gesammten katholischen Welt, und hier nur wieder beschränkt, nämlich einzig und allein in Glaubens- und Sittenlehren. Selbst hier bindet ihn die fernere Beschränkung, daß er dem göttlichen Gesetze unterworfen ist, an dem er nicht ein Jota ändern kann.“

„Demnach könnte der Papst niemals eine neue Glaubenslehre erfinden?“ frug der Anwalt.

„Niemals!“ antwortete Streitberg.

„Und Ihre Auffassung soll der wirkliche Sinn des Unfehlbarkeitdogmas sein?“

„Ohne Frage, Herr Anwalt!“

„Nein, — nein, so haben es Papst und Bischöfe nicht gemeint!“ bestritt Doctor Frech.

„Hier liegen tausend Gulden als Einsatz für meine Behauptung,“ versetzte ruhig der Baron. „Wollen Sie die Wette eingehen?“

Der Rechtskundige zögerte.

„Ah, — mein Herr, Sie scheinen des Papstgötzen

doch nicht so ganz sicher!" rief Streitberg mit Laune. „Wie Schade, daß dieses neuentdeckte Monstrum der erfindungsreichen Gegenwart nur in der Einbildung besteht!"

„Legen Sie gefälligst Ihre Geißel nieder, — ich acceptire die Wette," sprach der Anwalt. „Und wer soll Richter sein über den wirklich gemeinten Sinn des neuen Dogmas?"

„Die Bischöfe selbst in ihren Hirtenbriefen," antwortete der Freiherr.

„Donnerwetter, der Streitberg hat Schneid'!" sagte Strehling. „Tausend Gulden hat er eingesetzt, — keine Kleinigkeit! Hätt' ich's nur verstanden, wie er's eigentlich meint mit der Unfehlbarkeit! Aber die lateinischen Brocken, — die gelehrten Wörter, — es schnurrt Alles so hurtig ab, man kommt nicht nach, — man begreift's nicht. Und dann, er könnte die Wette ja auch verlieren. — Ich selber gäb' was d'rum, wenn der Papst nicht unfehlbar wär'."

„Auf die Gefahr hin, kannst Deine Traudel dem Adam schon geben, Sepp!" sprach vertraut der Kuhmichel. „Der Adam ist ein braver Mensch."

„Das wurmt mich eben, — das wurmt mich! Ich seh', wie mein Kind ihn lieb hat, ich weiß, daß er

zehnmal sein Leben hingäb' für meine Traud. Aber mein Wort hab' ich d'rauf gesetzt, daß er sie nicht kriegt, so lang' er glaubt an den Unfehlbaren. Und dieses verwünschte Wort muß ich halten, — natürlich!"

Die Stirne des bekümmerten Vaters zog tiefe Furchen des Trotzes. Er trank in langen Zügen, und stellte heftig das Glas auf den Tisch.

„Wenn ich doch nur mit dem Streitberg einmal reden könnt'! Ich seh' ihn heut' zum ersten Mal. Kennt Ihr den Herrn, Vetter Michel?"

„Warum nit? Er wohnt in dem schönen Haus vor der Stadt, — weißt, in dem Haus, hinter dem ein kleiner Wald steht, — wo's immer so still ist, wo man nie einen Menschen sieht. Beim Holzholen im Wald' bin ich dem jungen hübschen Baron gar oft schon begegnet. Er geht immer allein und scheint viel zu denken."

„Und wenn Sie die Wette verlieren, Herr Baron, was dann?" frug Unstät.

„Dann werde ich Atheist, Phanteist, Materialist, Atomist, oder was Sie wollen," antwortete mit Humor der Gefragte. „Jeder folgerichtige Denker muß vor dem Stoffe anbetend niederfallen, wenn Jesus Christus nicht Gott und seine Stiftung, die Kirche, nicht göttlicher Einsetzung ist."

„Ganz meine Ansicht!“ bestätigte Doctor Uhrig. „Ich wünsche von Herzen, Ihr vielbewundertes Talent möge bald das verlorene, unhaltbare Panier des Glaubens verlassen, kämpfend in den ersten Reihen des Wissens.“

„Dort würde Ihren Verdiensten auch jene Anerkennung, die ihnen gebührt,“ sprach der Anwalt. „Begehrenswerthe Auszeichnungen finden Sie nur im Reiche des Wissens; denn der Glaube führt nicht mehr Scepter und Krone.“

Ueber des Dichters Antlitz leuchtete ein schelmisches Lächeln.

„Ich verstehe!“ sprach er mit erkünstelter Feierlichkeit. „In jedem Knopfloch ein Bändchen, — an jedem Bändchen eine blanke baumelnde Schaumünze, — einige Orden um den Hals, — die Brust voll Orden, — am Busen eine fürstliche Stecknadel, — am Finger königliche Ringe in Brillanten, — und also geschmückt und ausstaffirt durch die Straßen wandelnd: — ein Gegenstand des Neides allen Ordensdurstigen, und ein Aergerniß den göttlichen Musen. Meine Verehrten, in vollem Ernste: — kein Bürger des himmlischen Parnassus nimmt Auszeichnungen von jenen Fürsten, Königen und Kaisern, die nur von der Menschen Gnaden sind. Blos Dichterlinge lecken um die Stufen des Thrones, schöne Gaben

feil bietend, Launen und Grillen fürstlicher Gönner dienstbar. Die ächten Musensöhne hingegen steigen niemals herab von sonnigen Höhen in den Schatten der Kronen, um die Häßlichkeit des Bösen mit schönen Röcklein zu bekleiden. Sie warten ihres heiligen Amtes, Prediger sind sie des Wahren, Guten und Schönen. Ist die Aufgabe gelöst, dann knieen sie dort Oben nieder vor dem Herrn der Welten, aus seiner allerhöchsten Hand den ewigen Lorbeer zu empfangen."

„Das ist eine großartige Auffassung dichterischen Berufes!" rühmte der Philosoph. „Allein gerade im Lager der Gläubigen hat man für dieses erhabene Amt kaum ein Verständniß. Die guten Hirten bedürfen einzig der Kanzel und des Beichtstuhles, mit diesen Brettern erobern sie die Welt."

„Ich bestreite nicht diese unwürdige Verirrung einzelner beschränkter Köpfe," erwiederte Streitberg. „Und diese Verirrung rächt sich, wie jede Mißachtung geistiger Kräfte, durch hinschwindenden Einfluß auf die Gestaltung der Dinge. Aber, meine Herren, diese Verirrung ist nicht ein Kind des kirchlichen Geistes, vielmehr ist sie eine engbrüstige, blinde, lebensunfähige Mißgeburt, deren Mutter die Dummheit, und deren Vater ein bureaukratisch gedrehter Zopf ist."

„Meinen Sie?“ rief der Philosoph entgegen. „Nein, diese Mißgeburt ist erzeugt im Schooße der Kirche, ernährt und großgezogen von der Milch blödsinniger Selbstgenügsamkeit. Wie Schade, daß Sie nicht persönlich dies erfahren können! Wären Sie hingegen Priester, dann sollten Sie bald die erleuchtete Weisheit der Kirche kennen lernen. Man würde Ihr reiches Talent nicht im Mindesten berücksichtigen. Man würde Sie dahinten im Walde auf einer abgelegenen Dorfpfarrei begraben. Dort könnten Sie ihren Pegassus in das Joch spannen und Haferfelder pflügen. Die Kirchenluft verträgt nicht den frischen, lebenskräftigen Flügelschlag des schöpferisch thätigen Geistes, — daher kommt es auch, daß jedes Genie ausstirbt oder verdirbt im ungesunden Luftkreise der Kirche.“

„Auch meine Ansicht!“ bestätigte der Anwalt. „So viel ich die Geister kenne, welche maßgebend in kirchlichen Kreisen umgehen, leiden dieselben bedeutend an Sehkraft und kluger Würdigung der Fähigkeiten. Im Hause des Bischofes ist eine vollendet construirte Bureaumaschine aufgestellt, die ganz vorzügliche Fabrikate liefert, — freilich nur Fabrikarbeit, aber sie genügt den Bedürfnissen. Die Maschine steht und geht, eifrige Maschinisten speisen

sie mit Tinte und Papier, — schöpferischer Geisteskräfte bedarf es weiter nicht."

„Die Richtigkeit Ihres Urtheiles über lokalen Unverstand mag unangefochten bleiben," versetzte der Baron. „Wenn aber Beschränktheit irgendwo maßgebend waltet, so geschieht dies im Widerspruche mit dem Geiste der Kirche. Niemand fördert mehr das geistige Leben und Streben, als gerade sie. Im Mittelalter, dem finsteren, hatte die Kirche schrankenlose Liebe und Anerkennung für bücherverfassende Talente. Selbst nur Bücher abschreibende Mönche waren dispensirt vom Chorgebet. Den Künsten ist die Kirche immer eine pflegende Mutter gewesen. Was hingegen ausnahmsweise an geweihter Stätte gegenwärtig spukt, das ist eine schleichende Krankheit der Zeit, ein lebentödtender Zug bureaukratischer Stickluft, der sich aus dem modernen Staatswesen in manches Gotteshaus verirrte. Wenn sich der Bureaukratismus im Staate immerhin Schlauheit bewahrte, Arglist und gewaltthätigen Sinn, so wird er im Reiche der Kirche beschränkt und täppisch, — der Teufel ist blind in den Sphären des Lichtes, feige und kampfesscheu. Beim Dräunen staatlicher Gewalthaber flüchtet er hinter papierene Wälle, begnügt sich mit regelrecht geschriebenen wirkungslosen Protesten, aber den ernsten Kampf meidet

er. Natürlich! In der dicken Bureauluft stirbt das Feuer heiliger Begeisterung, in Kampf und Tod zu gehen für Gottes Sache. Das ist Siechthum und Verderbniß, und wehe, wenn die Entscheidungsschlachten herandrängen! Man wird das Bureaupapier zittern und beben sehen. — Und Sie wagen es, meine Herren, diese armen Kleinen, in papierenen Röcklein, in Verbindung zu bringen mit jener Säule, auf welcher die Wahrheit ruht, das Glück der Nationen und der Frieden der Seelen? Lassen Sie der Säule ihren Stolz und ihre Größe, trotz jener Kleinen, die um ihren Fuß krabbeln. Der nächste Sturm fegt die Papiermotten hinweg, — alles geistig Fremde und innerlich Abgestorbene schüttelt er vom Baume des Lebens; — die Säule der Wahrheit stehet ewig fest. — Meine Herren, ich spreche aufrichtig zu Ihnen: — auch das bescheidene Priestergewand hindert nicht Selbstachtung und Selbstgefühl einer reichen Begabung. Auch dem Talente des Ultramontanen ist das Bewußtsein nicht verboten, daß kein Mensch, trüge er auch Scepter und Krone, oder gar die päpstliche Tiara, es höher zu stellen vermöchte, als Gottes Gnade dies gethan."

„Ei, — ei, — dies Alles ist offenbare Rebellion gegen vorgeschriebene Unterwürfigkeit!" rief der Geschicht-

professor. „Ist nicht der heilige Vater in Rom die Quelle aller Gnaden?“

„Nein! Der Papst ist nur ein Knecht Gottes, nur ein Ausspender der Gnaden, — nicht deren Quelle, die Gott allein ist.“

„Um Vergebung, Herr Baron!“ sprach der Philosoph. „Ihr Standpunkt ist nicht jener der katholischen Wirklichkeit, sondern der ideale des Dichters.“

„Sie täuschen sich, mein Herr! Und gerade Sie dürfen nicht der Täuschung von Millionen anheimfallen. Indem Unzählige die Schwächen und Sünden der Menschen verwechseln mit der Herrlichkeit des göttlichen Geistes in der Kirche, denken sie gering von der Kirche selbst. Ich sage Ihnen, nicht der erste Judas, nicht der sechste Alexander und alle ihre Gesinnungsgenossen zusammen, vermögen es, den reinen Glanz der Braut des Herrn zu besudeln. Weil aber Millionen die Judase äußerlich in Verbindung sehen mit der Kirche, darum schmähen sie die Sonne, deren Glanz auch die Häßlichkeit des Sumpfes beleuchtet. — Ist ein solches Verfahren logisch, Herr Professor der Logik?“

„Was Sie da sagen von der „Braut des Herrn,“ ist ebenso eine Mythe, wie jenes Märchen vom Felsen Petri, welchen die Macht der Hölle nicht überwältigen

kann," behauptete Doctor Frech. „Unserer Zeit ist vorbehalten, genannte Mythe gründlich zu beseitigen. Die letzten Stunden des Papstthums haben geschlagen. Nächstens wird Victor Emmanuel im Vatikan sich häuslich niederlassen. Der ohnehin gebrechliche Stuhl Petri geht völlig auseinander. Das päpstliche Rom wird Hauptstadt Italiens, der Papst italienischer Bischof. Ebenso müssen alle Bischofsstühle der Welt nationalen Charakter annehmen. Die Einheit der römischen Kirche ist dahin, und aus ihren Trümmern entwickeln sich Sonderkirchen, ganz nach Geschmack und Bedürfniß der einzelnen Völker und Länder."

„So muß es augenscheinlich kommen," entgegnete der Freiherr. „Der hilflose Greis auf dem Stuhle zu Rom ist ja die Beute des gewaltigsten und gewaltthätigsten Ordens der Welt, — des Freimaurerordens. Alle Mächtigen haben den Papst verlassen, oder befehden ihn auf Tod und Leben. Der Statthalter Christi ist ein Anstoß, ein Aergerniß der ganzen modernen Zeitströmung, die ihn verschlingen, hinwegspülen muß. Demzufolge ist, nach aller menschlichen Berechnung, der Papst unrettbar verloren. — Wie aber, meine Herren, wenn die Gesammtheit aller Machthaber den ohnmächtigen Greis nicht zu beseitigen vermöchte? Wenn alle Stürme

vergebens wüthen gegen den vermeintlich morschen Stuhl des heiligen Petrus? Wenn die Vertilgungsversuche der Gegenwart ebenso erfolglos sind, wie jene dreihundertjährigen Vertilgungsversuche der römischen Kaiser? Ich meine, dann sollten alle Denkenden Gottes Finger deutlich sehen, an dessen Walten ohnmächtig zerstäubt der Sturmlauf feindlicher Geister. Und wem die Erkenntniß nicht wird, daß Gottes Finger allein den Papst hält gegen die ganze Welt, nur Gott, weil er allein sich einen Statthalter gesetzt auf Erden, — den verurtheilt sein böser Willen. Denn wir leben in einer Zeit, in der offenbar die Macht des Allerhöchsten sich enthüllt."

„Ihre Andeutungen regen zum Denken an," gestand der Philosoph. „Ueberdauert auch diesmal der alte Stuhl zu Rom den feindseligen Anlauf, dann könnte man wirklich versucht sein, an den Felsen Petri zu glauben, unbesiegbar den Mächten der Hölle. Vorläufig warten wir ab. Und Ihren „Finger Gottes" betrachten wir prosaisch als natürliche Entwickelung geschichtlicher Elemente."

„Den Finger Gottes sieht nur der Glaube, nicht das Wissen."

„Und glauben mag nur die Einfalt."

Streitbergs Augen ruhten groß und ernst auf dem spöttisch lächelnden Unstät. Dann sagte er gelassen:

„Sie stimmen hierin mit dem Heilande überein, welcher gesagt hat: „Ich preise Dich, Vater, Herr des Himmels und der Erde, weil Du Solches verborgen vor Weisen und Verständigen, Kleinen aber geoffenbaret hast [1]).“

Noch sprach der Baron, als eines der Kleinen durch die Pfade des Gartens heranlief. Das Kind, zwischen fünf und sechs Jahren, klatschte in die Händchen und jubelte dem Dichter entgegen. Da gewahrte es die ernsten, fremden Männer und blieb einige Schritte vom Tische entfernt stehen. Sämmtliche Doctoren sahen gefesselt auf den schönen Knaben. Fast durchsichtig rein, von einem ätherischen Glanze umflossen, stand er vor ihnen. Seine leuchtenden Kindesaugen waren liebliche Boten aus einer schönen Welt, und sein Wesen stimmte nicht mit der Zweifelsnacht wissenschaftlich unsicheren Forschens.

Streitberg winkte den Verschüchterten heran. Er legte zärtlich seine Hand auf den Lockenkopf, hob den Kleinen empor und küßte ihn. Das Kind lächelte kaum. Es sah immer wieder auf die stummen Männer, deren Nähe ihm nicht behaglich schien.

1) Matthäus XI, 25.

„Onkel Joseph," flüsterte er dem Freiherrn zu, „Mama ist da und Papa."

„Und ich soll mit Dir gehen, — nicht?" frug liebevoll der Onkel. „Meine Herren," wandte er sich an die Doctoren, „wir wollen einmal diesen Kleinen fragen, was er von Gottes Finger hält."

„Was man ihn gelehrt hat," warf Unstät hin.

„Wir fragen nicht das Wissen, sondern die Kindesnatur," erklärte Streitberg näher.

Er neigte sich zu dem Kleinen und sprach einige geheime Worte. Das Kind nahm eine feierliche Haltung an. Noch saßen die lauschenden Doctoren gespannt, als die Hände des Kleinen vor der Brust sich falteten, das Lockenköpfchen sich hob, die klaren Augen den Himmel suchten und eine helle Stimme sicher und andachtsvoll sprach:

„Mein Vater in dem Himmelreich,
Dem Niemand ist an Güte gleich,
Blick' auf Dein Kind hernieder!
Dein Auge sieht mich Tag und Nacht,
Hält über mir gar strenge Wacht,
Dein Engel ist mein Hüter.

D'rum nichts geschieht von ungefähr,
Von Gottes Hand kommt Alles her,
Und was er will und was er thut,
Ist uns zum Heil und ewig gut."

Nicht in den einfachen Worten, wohl aber in der ganzen Erscheinung des betenden Kindes lag eine fast überirdische Größe. Mit rührender Glaubenssicherheit stand es, wie ein Seraph an Unschuld und Schönheit, vor dem Herrn. Gottes Antlitz lächelte sichtbar über dem Kinde, und das Kind sah vertrauensvoll und rein in das Angesicht des Allgegenwärtigen. Nachdem es gebetet, bekreuzte es sich und blieb feierlich, wie ein Kronvasall vor seinem Kaiser.

Die Doctoren hatten überrascht das seltene Kind betrachtet. Empfindungen hatten sie beschlichen, die nicht heimisch waren auf dem Gebiete ihrer Thätigkeit.

„Meine Herren, was Sie am Wesen dieses Kleinen eben abgelesen," sprach der Dichter, „das ist eine Schrift des nämlichen Fingers, welchen Sie bestreiten. Vielleicht könnte man die Kindesunschuld eine verkörperte Idee aus dem Jenseits nennen; denn keine Schönheit der Erde ist glänzender, rührender, würdevoller, als die reine Kindesseele. Gestatten Sie mir die Schlußbemerkung, daß die Unschuld ein schlagender Beweis von der Existenz des Guten und des Bösen sei, sowie von der Unrichtigkeit einer Wissenschaft, welche Gut und Böse negirt."

Er zog den Hut, grüßte freundlich und schritt mit dem Kleinen von dannen.

Die Doctoren schauten dem Hinweggehenden schweigend nach.

„Eine vollendete Dichternatur!“ sprach der Philosoph. „Diese weiß auch das Todte zu beleben, das Gewöhnliche zu adeln, das Irdische zu idealisiren, selbst der dunklen Gläubigkeit einige Lichtschimmer zu entlocken.“

„Seine Freisinnigkeit ist erstaunlich!“ rief der Chemiker. „Man sollte diese Charakterzierde an dem Ultramontanen nicht erwarten.“

„Nach meinem Dafürhalten steht er keineswegs auf ultramontanem oder strenggläubigem Boden,“ behauptete der Geschichtprofessor. „Der heilige Vater ist ihm nur ein Titel; denn Jener, welcher diesen Titel führt, ist nach seiner Ueberzeugung ein sündiger Mensch. Er wagt, über das Pantoffelküssen bedauernd die Achsel empor zu heben und auf die Fußwaschung des demüthigen Heilandes hin zu deuten. Er führt scharfe Streiche auf Bösewichter, die wiederholt den Sitz Petri geschändet. Alle diese Merkmale kennzeichnen das selbstständige Denken, bekanntlich vom Glauben nicht geduldet. Ich hoffe, diesem reichen Talente im Dienste der Wissenschaft noch zu begegnen.“

„Schwerlich!“ versetzte der Anwalt. „Für Mißbräuche in der katholischen Kirche hat er ein scharfes Auge. Er

geißelt in seinen Schriften parteilos die Entartung, wo er sie findet. Er zürnt der staatlichen Bevormundung der Kirche ebenso, wie dem feigen bureaukratischen Treiben irgend eines Ordinariates. Rücksichtslos bekämpft er das Laster, und wäre es in den Ornat des heiligen Vaters gewickelt. Aber, meine Herren, für die Lehre Jesu Christi, für seinen Glauben an den Sohn Gottes, läßt er sich rösten und braten. Edelsinnig und rein von Sitten, meint er's aufrichtig mit der Religion. Wären alle Gläubigen von seiner Art, von seiner Redlichkeit und Geradheit, man könnte sich versöhnen mit dem Ultramontanismus."

„Nein, — niemals!" widersprach heftig der Chemiker. „Diese schädliche Race muß bekämpft werden bis zur Vertilgung. Der Wissenschaft allein gehört ganz und voll die Zukunft. Der Glaube, ein Kind barbarischer Zeiten, hat jede Berechtigung ferner Existenz verloren."

„Vollkommen einverstanden!" fiel Doctor Wunderlich ein. „Das Wissen genügt zur irdischen Beseligung. Der Seligkeitswahn des Jenseits stirbt mit seinem Vater, dem religiösen Glauben. Die Erde genügt jedem Denkenden, und den Himmel auf Erden zu schaffen durch Bildung, Freiheit, Gesittung und Genuß, das ist Sache der Wissenschaft."

Der Anwalt trommelte auf dem Tische. Die Ansicht der Professoren schien ihm nicht ganz behaglich.

„Gestatten Sie einem Manne der Gerichtssäle, praktische Bedenken zu erheben, gegen völlige Ausrottung des religiösen Glaubens," sprach er endlich. „Für Fachmänner, für Gelehrte, mag die Wissenschaft genügen, ebenso für Gebildete, — nicht aber für die große Masse ungebildeten Volkes. Täglich zwingen Rohheit und Leidenschaften den Richter, nach Artikeln des Strafgesetzes zu verfahren. Die gemeinste Bosheit ist heute gerade noch so mächtig, wie vor tausend Jahren. Die Menschennatur bewahrt hartnäckig ihr böses Gelüsten. Aufsicht der Polizei und Gesetzesstrenge reichen nicht aus, zur Bändigung wüster Leidenschaften. Deßhalb ist der sittliche Zwang der Religion durchaus nothwendig, die Rohheit der Massen in Schranken zu halten. Eine Religion muß absolut existiren zur öffentlichen Wohlfahrt. Das Volk muß seinen überirdischen Gott haben, dessen Hölle dem Verbrecher geöffnet bleibt. Aber eine Papstreligion muß es nicht sein, auch nicht eine Lutherreligion, sondern eine — Staatsreligion, aufgebaut nach vernünftigen Vorstellungen, angepaßt der modernen Entwickelung. Wenn die Vergangenheit ihren Moses, ihren Jesus Christus, ihren Mohamed hervor-

brachte, sollte die Gegenwart, so reich an Erfindungen, nicht den Stifter einer zeitgemäßen Staatsreligion hervorbringen können? Möge diese Staatsreligion emporsteigen aus den politischen Umwälzungen der Gegenwart."

„Vom Standpunkte des Nützlichkeitprincipes haben Sie nicht Unrecht," sprach der Philosoph, dessen weitere Rede durch ein Scherbengeklingel unterbrochen wurde.

Alle Köpfe der Doctoren wandten sich nach dem Tische, wo Strehling und der Kuhmichel saßen.

Der Müller hatte mit gespanntester Aufmerksamkeit Streitbergs Worten gelauscht. Er war mit vorgerecktem Halse gesessen, seine Blicke hatten den Baron verschlungen, er hielt den Mund geöffnet, das Verständniß der fallenden Reden zu erleichtern. Dennoch war ihm das Meiste unverständlich geblieben. Aber einen Gesammteindruck empfing er dennoch, stark genug, um den Versinkenden mächtig aufzurütteln. Was ihm die mangelhafte Bildung an Verständniß versagte, gewann er im Bilde des für Wahrheit und Religion warm glühenden Freiherrn. Der Müller hatte seine Augen nicht abwenden können von den begeisterten Zügen des jungen Mannes, die einen so erhabenen Seelenadel ausdrückten. Und als das betende Kind, schön wie ein Engel,

vor Strehlings Augen stand, da fiel eine Thräne über die durchfurchten Wangen. Dann hatte er, nach Streitbergs Weggehen, schweigend gesessen. Was die Doctoren sprachen, beachtete er nicht im Geringsten. Es wühlte und kämpfte in ihm. Der Kuhmichel hatte es aufgegeben, ihn anzureden; denn er blieb ohne Antwort. Strehling schien nicht zu sehen, nicht zu hören. Plötzlich sprang er empor, faßte krampfhaft das volle Glas und warf es über den Tisch, daß ringsum die Scherben flogen.

„Was hast, Sepp?“ rief erschreckt der Alte.

Strehling starrte auf die Nässe des Tisches, ballte, Flüche murmelnd, die Faust, und jetzt verließ er mit heftigen Schritten den Garten. Bekannte Zechbrüder riefen ihm zu, er beachtete es nicht. Immer vor sich hinsehend, stürmte er nach der Mühle, wo er die Stubenthüre weit aufriß, und wo sein brennendes Gesicht und wildes Wesen seinem Weibe einen leisen Aufschrei erpreßte.

„Geschworen hab' ich's, Frau! Ja, geschworen, ein ganzes Jahr lang keinen Tropfen Bier zu trinken. Ich halt' mein Wort.“

„Das freut mich, lieber Sepp! Wie bist Du zu diesem christlichen Vorsatz gekommen?“

„Wie?“ — und der Müller stand plötzlich erstaunt vor sich selbst. Er sollte Aufschluß geben über eine Sache, die ihm selbst nicht verständlich war. „Wie ich dazu gekommen bin? Das kann ich Dir eigentlich nicht sagen. Man muß so etwas gesehen und gehört haben.“

„Was hast Du denn gesehen und gehört, lieber Sepp?“

„Einen Herrn sah und hörte ich, wie ich gar nicht geglaubt hätt', daß es einen gibt. Ein Kind sah ich, so schön, wie ein himmlisch Wesen, so unschuldig, so, — ich weiß gar nicht wie! Und gebetet hat das Kind, so rührlich, daß es mir durch alle Knochen fuhr. Da hab' ich auf einmal meine ganze Lüderlichkeit eingesehen. Hab' daran gedacht, wie auch ich ein Kind war, und wie ich jetzt bin. Pfui Teufel, Sepp, — hab' ich zu mir selber gesagt, Du bist ein recht schuftiger Kerl! Wie bist Du gewesen, — was bist Du jetzt? Was hast aus Dir gemacht? — Ja, sagt' ich zu mir selber, dies hat das Bier gethan, — das verfluchte Bier! Dann hab' ich das Bier verschworen auf ein ganzes Jahr. Eve, ich halt' mein Wort!“

Das fromme Weib, täglich vor dem Herrn knieend für die Besserung ihres Gatten, sah dankend zum Himmel.

„Dies hat Gottes Gnad' bewirkt, Sepp!“

„Ei was, — Gottes Gnad'!" widersprach er heftig. „Ich bin ja so erbärmlich, daß mich unser Herrgott gar nimmer anschauen mag."

„Red' nicht so, Lieber! Auch den Mörder am Kreuz hat unser Herrgott barmherzig angesehen; — Du bist doch kein Mörder."

„Nicht? Meinst, ich hätt' den alten Spitzbuben, den Firner, nicht todtgeschlagen im Jähzorn, wenn mich die Traud nicht gehalten hätt'? Mach' mich also nicht besser, als ich bin, dies kann ich nicht leiden."

Die Thüre öffnete sich. Gertraud kam herein, niedergeschlagen und traurig; denn hartnäckig bestand der Vater auf seiner Weigerung, ihre Hand dem Adam zu geben.

Der Müller warf einen langen Blick auf seine Tochter. Der heimliche, verzehrende Kummer des liebenden Mädchens entging ihm nicht. Er wußte sich als den Urheber dieses Kummers. Längst reute ihn das vorschnelle Wort. Dennoch nahm er dasselbe nicht zurück, weil der Müllersepp niemals sein Wort zurücknahm. Vielleicht war dieser Zug der schönste und fruchtbarste im ganzen Charakter des Mannes, hätte er keine falsche Anwendung gefunden.

Gertraud legte einige Geldstücke auf den Tisch.

„Vater, da schickt der Adam das Geld wieder! Das Tabaksfeld habe er nicht um Geld, sondern aus Freundschaft gebaut."

„So, — aus Freundschaft! Ich mag seine Freundschaft nicht, — sag's ihm nur!" schrie zornig der Müller. „Was ich gesagt hab', das bleibt. Er kriegt Dich nicht."

Gertrauds Thränen brachen hervor.

„Geh', Sepp, sei doch nicht so grimmig!" bat die Müllerin.

„Grimmig? Bin ich grimmig? Durchaus nicht! Mein Wort halt' ich! Ihr Weibsleut' sollt keinen Laufekerl aus mir machen, der sein Wort gebrochen hat. — Traud, nimm das Geld und schick's ihm wieder."

Sie gehorchte, strich die Geldstücke in die Hand und verließ die Stube. Sie schritt durch die Küche mit zusammengepreßten Lippen, in den Augen einen sonderbaren Glanz. Laut hätte sie aufschreien mögen vor Schmerz, über des Vaters ungerechte Härte gegen den tüchtigsten, stattlichsten Burschen der ganzen Umgegend, von ihr geliebt mit der vollen Gluth des jugendlichen Herzens. Selbst das Wehe ihrer Seele, ohne Unterbrechung lebendig seit der Stunde, da sie aus Adams Mund des Vaters schreckliche Entscheidung vernommen

und jammernd auf der Wiese hingesunken war, schwieg in diesem Augenblicke. Sie hatte gesehen und beobachtet, mit welchem Fleiße Adam das Tabaksfeld gebaut, wie ihm hiebei Stunden lang der Schweiß über das Angesicht geronnen. Sie hörte das Lob vorübergehender Bauern über die sorgfältige Behandlung des Ackers. Sie würdigte einsichtsvoll die edle Gutmüthigkeit des jungen Mannes, den nun der Vater behandeln wollte, wie einen Taglöhner! Dessen freundschaftliche Gesinnung er verächtlich zurückstieß! Heftig zürnte sie dem Vater. Hätte sie nicht die Zähne übereinander gebissen, Worte wären hervorgebrochen, die ein Kind nicht aussprechen darf gegen die Aeltern.

Würde Strehling gegenwärtig die Tochter beobachtet haben, er mußte erkennen, daß Leidenschaftlichkeit und Trotz des eigenen Wesens theilweise auf sein Kind übergegangen.

Gertraud öffnete eine Thüre, welche zum Bache hinab führte. Sie warf hinter sich die Thüre in das Schloß und stieg die Treppe hinunter. Auf der letzten Stufe blieb sie stehen. Zu ihren Füßen schoß der Bach pfeilschnell dahin, die Wasser rauschten, die Schaufeln der Räder schlugen die Fluth. Das Tosen und Brausen that ihr wohl; denn es stand im Einklang mit dem

Stürmen ihres Inneren. Sie sank auf die Stufe hin und weinte heftig. So laut wurde ihr Schluchzen, so drangvoll das Ausströmen ihres Schmerzes, daß einzelne Klagelaute das Rauschen des Baches übertönten. Der wilde Junge der Berge fing ihre niederrinnenden Thränen auf, trug sie fort und versuchte, ihre Füße mit den reinsten Perlen seines klaren Wesens zu schmücken.

Endlich kehrte ihre Fassung wieder. Sie trocknete Augen und Wangen und kehrte zurück in die Küche, wo sie auf der Bank am Herde ein altes, gichtkrankes Weib fand. Die Arme gewann ihren Unterhalt durch Almosen, welche ihr regelmäßig in der Mühle gereicht wurden. Ihr Nahen machte sich jederzeit bemerkbar durch Aechzen und Stöhnen und das Aufstoßen eines langen Stockes, an dem sie ging. Auch jetzt begrüßte sie die eintretende Tochter des Hauses durch kräftige Aeußerungen ihrer Leiden.

„Wo warst Kind? Ach Gott, — meine Füße, — meine Beine, — mein Rücken, — meine Brust, ach Gott! Ich komm' fast nimmer fort, — bin gar zu elend. Das gedörrte Fleisch, wo Du mir geben hast, ach Gott, — kann ich nimmer beißen, — ach Gott! Kaffee thut mir am Besten, — aber, — ach Gott, —

die Krämer geben mir keinen umsonst, — ach Gott, — und Geld hab' ich kein's. Wenn nur der liebe Gott mit mir einmal ein End' machen thät."

Gertraud ging an den Küchenschrank, öffnete die blecherne Kaffeebüchse, leerte einen Theil des Inhaltes in eine Tasse und reichte die Gabe der Alten.

„Ach Gott, — was Du für ein herzgutes Kind bist! Gott vergelt' Dir's, Traudel! Ganz Deine gute Mutter, — sie ist doch gesund?"

„Ja, Ursel!"

„Ach Gott, — Kaffee hab' ich, — hätt' ich nur auch Milch!"

„Ich bring' Euch einen Hafen voll heut' Abend."

„Einen Hafen voll? Ach Gott, wie gut Du bist! Ich weiß, Du kommst gern' zu mir, auch darum, weil der Adam gerad' gegenüber wohnt. Ach Gott, — was das für ein solider Mensch ist, der Adam! Er ist gar nicht, wie die anderen Buben, — gar nicht frech, nicht übermüthig, nicht verthunisch, nicht grob und spöttisch gegen die alten Leut'. Aber fleißig und rechtschaffen ist der Adam. Einen ganzen Korb voll auserlesene Kartoffeln hat er mir gestern gebracht, sie vor mich hingestellt und gesagt: „Da Ursel, laßt sie euch gut schmecken. Wenn ihr keine mehr habt, sagt's nur, ich geb' euch

wieder." — So hat er gesagt. Ach Gott, — was für ein braver, sauberer Mensch! — Aber, Traudel, — seh' ich recht, — ich mein', Du hast gegreint? Ach Gott, — lieb's Kind, was hast?"

Die Gefragte antwortete nichts. Sie mochte beim Klappern der Gefäße, welche sie reinigte, die Frage nicht verstanden haben.

„Wie dumm ich doch bin!" fuhr die Alte fort. „Kein Wunder, wenn Du greinst, Traudel! Auch der Adam geht oft herum, so traurig, so niedergeschlagen, daß einem 's Herz weh' thut. — Sei nur getrost, Kind, Dein Vater wird den Sinn schon ändern. Der Grund, weßhalb Du den braven, hübschen Adam nicht nehmen sollst, ist doch gar zu absonderlich. Dein Vater hat von jeher einen harten Kopf. Wie er noch ein Kind gewesen ist, hatte er schon seinen Trotzkopf. 's ist gar zu abscheulich, wenn die Leut' so starrköpfig sind. Schon zu Deinem Großvater hab' ich gesagt: Stoffel, Dein Sepp wird nichtsnutzig, wenn Du ihm den Starrkopf nicht weich schlagst. Gerad' so ist's jetzt gekommen. Pfui Teufel, ist das ein Vater gegen sein Kind!"

„Ursel, das duld' ich nicht!" unterbrach Gertraud die Scheltende. „Ihr sollt meinen Vater nicht herabsetzen. Er hat seine Fehler, wie jeder Mensch, aber

auch seine guten Eigenschaften. Jedermann im Dorf' muß ihm das Zeugniß geben, daß er, vor dem Unglück mit dem Proceß, der rechtschaffenste und thätigste Mann gewesen ist. Freilich, seit dem Unglück ist's anders geworden. Betet für meinen Vater, Ursel, aber schmäht ihn nicht."

„Beten? Ach Gott, — jeden Tag bet' ich für ihn. Auch wollt' ich Deinen Vater nicht herabsetzen, — lieb's Kind! Es war nicht bös gemeint. — Nun will ich wieder fort; denn ich brauch' lang', bis ich heim komm'. — Soll ich dem Adam sagen, daß Du heut' Abend kommst, Traudel?"

„Nein, Ihr sagt ihm kein Wort! Sonst sieht's aus, als ob wir heimlich zusammen kämen. Adam will so wenig Heimlichkeiten, wie ich. Unser Verhältniß muß so rein und sauber bleiben, daß die ganze Welt es sehen kann."

„Ach Gott, — was Du für ein braves Mädchen bist, Traudel! So ist's recht, — bleib's nur," — sagte die Alte, Stock und Füße unter Aechzen und Stöhnen in Bewegung setzend.

Judas Iskariot.

Doctor Frechs Hinweis auf eine „Staatsreligion" war kein zufälliger Gedanken gewesen. Längst arbeiteten die Mächte im Schurzfell an genannter Ungeheuerlichkeit. Vorläufig bestand die Arbeit im Niederreißen des Alten, damit Raum werde für das Neue. Seit Jahren durfte die Presse mit obrigkeitlicher Bewilligung das Christenthum herabwürdigen, dessen Glaubenslehren und Sittengesetze verdächtigen, den Clerus in gemeinster Weise verläumden und verhöhnen. Diese dämonische Thätigkeit bezweckte, die Christusreligion allmälig zu entvölkern, der künftigen Staatsreligion die Wege zu bahnen. Die Arbeit gedieh. Die Zahl der religiös Ungläubigen schwoll an, die Glaubenswärme erkaltete in Millionen, der kirchliche Einfluß wurde täglich mehr durch Kammergesetze hinausgedrängt aus Schulen und wirkungsreichen Kreisen. Der Staat bekannte sich offen zum modernen

Heidenthum. Die Zeit nahte, eine Religion zu gründen, deren Fundamente nicht ruhten auf göttlicher Offenbarung, sondern auf der Staatsallmacht. Hegel's abgeschmackter Lehrsatz: „Der Staat ist die Wirklichkeit der sittlichen Idee, der sittliche Geist, der sich denkt und vollführt," — hatte Fleisch und Bein angenommen. Und die dogmatisirte Unfehlbarkeit des Papstes schien die längst geplante Staatsreligion zu fördern.

Anwalt Doctor Frech, genau bekannt mit den Absichten seines Ordens, zugleich Meister vom Stuhl und thätiger Maurer im großen Weltenbunde, empfahl sich den Professoren und ging nach dem Pfarrhause.

Herr Atzel saß beim Kartenspiel. Schulmeister Dünkel und zwei Bauern waren des Pfarrers Spielgenossen. Ein kleines Faß lag neben dem Hausherrn auf einem Stuhl, aus dem er seinen Gästen Bier zapfte. Sämmtliche Köpfe waren stark geröthet und die Leidenschaften des Spieles dermaßen fortgeschritten, daß Atzel an die Pflicht des Gastwirthes durch vernehmliches Klappern des Krugdeckel gemahnt werden mußte. Der Eintritt des Anwaltes blieb unbeachtet, bis derselbe zum Tische trat und seine Hand vertraut auf Atzels Schulter legte. Nun sprangen Alle empor.

„Ei, grüß Dich Gott, mein lieber Doctor!“ rief Atzel erfreut.

„Ein tröstlicher Anblick: Kirche und Staat in gemüthlicher Eintracht!“ rühmte der Anwalt. „Bürgermeister, Adjunct, Pfarrer, Lehrer, bei angenehmer Unterhaltung zusammen, — wie erfreulich!“

Bürgermeister und Adjunct lächelten geschmeichelt, Lehrer Dünkel verbeugte sich vor dem Gewaltigen des Fortschrittes.

„Darf ich Dir einen Krug zapfen, Doctor?“ frug der Pfarrer.

„Natürlich, mein Bester!“ antwortete Frech, indem er sich niederließ. „Aus Deiner geweihten Hand schmeckt jedes Getränk vortrefflich.“

Die Ortsvorstände lachten.

„Auch haben Deine Bierkrüge die beliebteste Form, — sie halten etwas,“ fuhr der wohlgelaunte Doctor fort. „Du bist thatsächlich der gute Hirt, welcher seine Schafe kennt und deren Bedürfnisse.“

Wieder lachten die Gäste. Auch Pfarrer Atzel lachte.

„Niemals lernte ich einen Priester kennen,“ versicherte Frech, „an dem die heiligen Weihen so nützliche Wirkungen hervorbrachten, wie an Dir. Alle Priester

sind, mehr oder weniger, engherzig, kopfhängerisch, abhold jeder lauten Lebensfreude. Wollen sich die guten Pfarrkinder einmal tüchtig vergnügen bei Tanz und Gelagen, so werden sie am nächsten Sonntage gehörig dafür abgekanzelt. Es gibt eine gewaltige Predigt nach dem Text: „Seid nüchtern und wachsam! Kein Trunkenbold, kein Unzüchtiger, kein Schwelger kann eingehen in das Reich Gottes.“ Darob empfinden die armen angepolterten Pfarrkinder einen solchen Schrecken, daß ihnen die süßen Nachwirkungen erlebter Freuden gründlich verbittert werden. — Du hingegen, lieber Pfarrer, bist fröhlich mit den Fröhlichen! Die Traurigen und Kopfhänger magst Du gar nicht. Du schmähest niemals, wenn die Leute lustig sind. Du lässest Jeden seine Wege gehen, ohne den friedlichen Wanderer zu überfallen, wie ein keifendes, böses Weib. Du siehst niemals den Splitter im Auge Deines Nächsten, auch nicht den Balken im eigenen Auge, weil Du keinen darin hast. Du richtest Niemand, damit Du nicht gerichtet werdest. Deine liebenswürdige Bescheidenheit wird niemals anmaßend, niemals herrschsüchtig. — Wo habt ihr Heimhofer es nur verdient, einen so guten Hirten zu bekommen?“

Wieder lachten die Ortsvorstände.

„Unser Herr Pfarrer ist recht," rühmte Lau, der Bürgermeister.

„Ich sage immer: unser Herr Pfarrer lebt und läßt Andere leben," versicherte Hans Dünkel, der Schulmeister.

Der Anwalt wußte, daß sein Rühmen des Pfarrers Aßel in der ganzen Gemeinde bekannt sei, bevor zwölf Stunden vergehen, daß sein Lob zugleich eine perfide Herabwürdigung des erhabenen, heiligen Priesteramtes sei. Beide Absichten lagen in des Anwaltes Berechnung. Er wollte Aßels Stellung befestigen, den Unwürdigen im Urtheile des Bauern sicher stellen; denn die tief gesunkene Gemeinde Heimhofen legte viel Gewicht auf das Urtheil der Doctors Frech. Verdächtigung und Herabwürdigung des Priesterthums waren indessen überflüssig; hiefür sorgte Aßel selbst in reichem Maße.

„Uebrigens bin ich der Meinung," schloß der kluge Anwalt, „ein böses Geschick werde Heimhofen bald seines guten Hirten berauben."

„Wieso?" frug der Bürgermeister.

„Das wird doch nicht sein?" rief der Adjunct.

„Dagegen müssen wir protestiren!" rief Dünkel entschieden. „Dem Herrn Pfarrer gefällt es bei uns, — wir gefallen ihm, er gefällt uns. — Dürften wir den

Herrn Anwalt um nähere Aufklärung seiner, wie es scheint, ernst gemeinten Aussage bitten?"

„Warum nicht?" antwortete Doctor Frech. „Bisher war des Pfarrers Stellung gesichert durch staatliche Hut. Da nun aber mit einem Male der Papst unfehlbar geworden, so ist kein Mensch, trüge er auch Krone und Scepter, am wenigsten ein freisinniger Pfarrer, in seinem Hause mehr sicher. Die Pfarrer werden bischöflicher Willkühr preisgegeben. Gefällt es morgen dem Bischofe, zu sagen: „Herr Pfarrer Atzel, packen Sie unverweilt Ihre Koffer und verlassen Heimhofen," — so muß es geschehen."

„Oho, — darein haben wir auch ein Wort zu reden!" rief der Bürgermeister.

„Wir lassen unseren Pfarrer nicht fort, und wenn's zehn Bischöfe verlangen," behauptete der Adjunct.

„Die Unfehlbarkeit fällt in Heimhofen auf unfruchtbaren Boden," sagte der Schulmeister. „Wir glauben die Gottheit des Papstes nicht. Schützt der Staat nicht gegen römische Gewaltthat, dann werden wir uns selber schützen müssen."

„Können Sie im Namen der ganzen Gemeinde also sprechen, Herr Lehrer?" frug der Advocat.

„Jawohl, — der ganzen Gemeinde; — einige Römlinge ausgenommen, die nichts gelten."

„Das ist löblich!" sprach kopfnickend der Doctor. „Halten Sie fest, meine Herren, an dieser vernünftigen Ueberzeugung! Wahren Sie Gewissensfreiheit gegen Roms Tücke und Tyrannei."

„Ein Pfarrer, den seine Gemeinde liebt und hält, fürchtet weder bischöfliche, noch päpstliche Angriffe," sagte Atzel.

„Sehr wahr! Die Bürger von Heimhofen sind aufgeklärt genug, von ihrem Pfarrer die Predigt der Unfehlbarkeit nicht zu verlangen," versetzte lauschend der Advocat.

„O, Herr Anwalt!" rief Dünkel, in dessen Augen es giftig zu funkeln begann. „Von unserem Herrn Pfarrer ist ein solches Verbrechen gegen den gesunden Menschenverstand entfernt nicht zu erwarten."

„Wissen Sie nicht," entgegnete forschend der Rechtskundige, „daß der heilige Vater zu Rom in liebevollster Weise mit dem Bannfluche Alle bedroht, welche an seine Unfehlbarkeit nicht glauben wollen?"

„Bah, — der Bannfluch ist ein veraltetes Instrument!" rief Hans Dünkel leidenschaftlich. „Bildung und Humanität setzen sich mit Heiterkeit über eine

Lächerlichkeit hinweg, die im Zeitalter der Aufklärung nur komisch erscheinen kann."

„Ich gratulire den Herren zu diesem intelligenten Lehrer," wandte sich der Anwalt an die Ortsvorstände. „Wenn die Schule in so guten Händen ruht, dann ist für den gebildeten Nachwuchs der Gemeinde wohl gesorgt."

„Wir sind recht zufrieden," sagte Bürgermeister Lau.

Doctor Frech zog die Uhr und forschte nach der Zeit.

„Es will Abend werden, — und ich hätte ein Wort mit Dir zu sprechen, lieber Atzel!"

Die ländlichen Gäste erhoben sich. Sie knixten vor dem Anwalt und wurden vom Pfarrer bis zur Thüre geleitet.

„Meine Herren, heute Abend pünktlich im Schwanen!" erinnerte Atzel die Scheidenden.

„Du kannst den Streich pariren, von Rom gegen jede Unabhängigkeit geführt," begann der Advocat. „Deine Bauern sind freisinnige Leute. Sie werden treu zu Dir halten im bevorstehenden Kampfe."

„Im bevorstehenden Kampfe?" wiederholte Atzel verwundert. „Die neue Glaubenslehre wird von mir einfach ignorirt."

„Dies geht nicht, Freund! Du wirst Dich erklären

müssen. Du wirst zu entscheiden haben, ob Du geneigt bist, das Joch vollständiger Geistesknechtschaft zu tragen, oder nicht."

„Du scherzest wohl, mein Bester!"

„Voller Ernst! Der Bischof hat einen Hirtenbrief geschrieben über das Dogma der Unfehlbarkeit. Dieser Hirtenbrief ist von allen Kanzeln den Gläubigen zu verkünden. Mithin wird auch Dir zugemuthet, ein Verkündigungsorgan dieses neuesten Unsinns zu sein."

„Und die Regierung läßt dies geschehen?" rief Atzel zornig. „Will etwa der Staat Polizeidienste der römischen Jesuitenpartei leisten? Nein, Frech, — dies glaube ich nicht."

„Einmischungen in religiöse Fragen sind für den Staat immer heikel, zuweilen auch gefährlich gewesen," versetzte der Andere. „Am guten Willen der Regierung, die pfarrliche Unabhängigkeit zu schützen, fehlt es nicht. Aber es fragt sich, ob irgend ein Pfarrer den Regierungsschutz anrufen mag."

„Wenn Keiner, — dann ich!" schrie Atzel wild. „Sind Alle Jesuitenknechte, Alle Anbeter der päpstlichen Selbstvergötterung geworden, — ich werde es nicht! Nein, — niemals! Lieber springe ich aus der Kutte!"

Der Anwalt reichte ihm schweigend die Hand.

„Bist noch der alte hitzige, streitlustige und freisinnige Corpsbursch, wie vor fünfundzwanzig Jahren," sprach lächelnd der Doctor. „Kirchenluft und Weihrauchduft haben Dein klares Denken nicht umnebelt. Auch bin ich des Glaubens, daß vielleicht die meisten Pfarrer ebenso denken, wie Du, fehlt ihnen auch Dein Muth. — Es gilt, den Kampf mit Rom aufzunehmen. Wärest Du geneigt, die Ehre des Vorkämpfers in den Augen der ganzen gebildeten Welt Dir zu verdienen?"

„Wenn mich die Regierung schützt, — ja!" antwortete Atzel.

„Sie wird Dich schützen!"

„Ich fordere unverkürzten Gehalt, — Wahrung meiner pfarrlichen Stellung; — dann sind mir Roms Flüche und bischöfliche Exkommunikation leicht verdauliche Dinge," versicherte Atzel.

Nach einer längeren Unterredung, verließ Doctor Frech den Universitätsfreund.

Eine dicke, unheimliche Finsterniß lag um das Pfarrhaus. Kein Fenster zeigte hellen Lichtschein.

Atzel schritt ruhelos im Dunkel des Zimmers. Mit jenen Mächten hatte er sich verbündet, die er bekämpfen sollte.

Obwohl in das Heiligthum eingebrochen, wie ein

Dieb, ohne Beruf, ohne Glauben, ohne Wissen, durch ein wüstes Studentenleben mit Gottes heiligen Gesetzen längst verfallen, fortlebend in häßlicher Verkommenheit, unpriesterlich im Denken, unchristlich im Handeln, wie ein Blinder tappend im Lichte der Christuslehre, den Altar schändend durch unreine Hände, — schrack der Nichtswürdige dennoch zusammen, bei näherer Ueberlegung des unternommenen Schrittes. Lebhaftes Schuldbewußtsein quälte seine Seele. Ein wildes Getümmel unheimlicher Bilder belebte das Reich der ungesund thätigen Einbildungskraft. Und bald tauchte der rothe Kopf des Judas Iskariot, wie er ihn, den göttlichen Meister im Oelgarten küssend, auf dem Gemälde eines alten Meisters gesehen, in greifbarer Gestalt vor ihm auf. Betroffen stand Herr Atzel vor Judas dem Verräther, dessen falsches Gesicht ihn vertraut angrinste. Ihm selbst schien die Aehnlichkeit zwischen dem verrätherischen Apostel und dem verrätherischen Priester erschreckend groß. Judas hatte seinen Herrn und Meister verkauft an unversöhnliche, tückische Feinde, — er, Pfarrer Atzel, schloß einen Bund mit ebenso tückischen, unversöhnlichen Feinden des Heilandes, mit den Trägern modernen Pharisäismus, mit Freimaurern und kirchenfeindlichen Mächten des Staates. Dies that er zwar nicht um dreißig Silber-

linge, wohl aber um den Preis eines schnöden Unterhaltes. Nicht gebunden überlieferte er seinen Erlöser den Feinden, wie es Judas gethan, wohl aber setzte er die Machthaber modernen Heidenthums in Stand, die Braut des Herrn, die Kirche, zu befehden, zu spalten, zu schädigen. Judas stürzte nur für seine Person in den Abgrund des Verderbens, in Verzweiflung machte er durch einen Strick seinem elenden Dasein ein Ende, — er aber, Pfarrer Atzel, riß Jene mit hinab, die ihm zur Hut anvertraut worden. Er brachte Schisma, Unglauben, Fluch über eine ganze Gemeinde.

Von ähnlichen Betrachtungen gefoltert, raste der Elende durch das Zimmer. Einen Versuch, jene Banden zu sprengen, die ihn seit Jahren fesselten an das Böse, machte er nicht. Im Gegentheil, sein Grimm wuchs gegen die längst verhaßten sittlichen Schranken göttlicher Gesetze. Er beredete sich, ein Opfer hierarchischer Tyrannei zu sein, und seine verbitterte Leidenschaftlichkeit gegen die Autorität der Kirche trieb zur Rache. Jene strenge Ordnung, von der Kirche in mütterlicher Fürsorge dem Clerus gezogen, empfand er als ungerechte Hemmnisse natürlich berechtigter Genüsse. Die Stunde schlug, jene Ordnung frech nieder zu treten.

Und bei aller Niedertracht und geistigen Beschränkt-

heit war Atzel von wahnwitzigem Hochmuth besessen. Er dünkte sich ein kleiner Luther, für seine Zeit berufen, der Kirche ebenso viel Leid und Spaltung zu bringen, wie es der meineidige Augustinermönch vor dreihundert Jahren gethan. Hatte ja Doctor Frech beim Scheiden gesagt:

„Freund, Du kannst in unseren Tagen ein Kirchenreformator werden, eine Keule gegen Roms schrankenlose Herrschsucht und Unterdrückungsversuche geistiger Selbstständigkeit. Auch Du wirst einen erleuchteten Fürsten zu Deinem Schutze finden, wie ihn der Sachsenmönch Martin Luther an seinem Fürsten gefunden."

Dieser Hinweis auf das brachium saeculare war keine leere Phrase. Atzel kannte die Todtfeindschaft in Regierungskreisen gegen die Kirche Gottes.

„Ich wage es, — ich gehe voran! Tausende meines Standes werden folgen," rief Atzel, tappte im Dunkel nach seiner Pfeife und ging nach dem Schwanen.

Ein Minister.

Doctor Frech bestieg den Dampfwagen und fuhr nach der Residenz. Der Staatsminister war ihm persönlich befreundet, zugleich Mitglied des Freimaurerordens, wie er selbst. Geist und Streben ihres gemeinschaftlichen Bundes wiesen Beide auf gleiche Bahnen. Deßhalb erwuchs dem Advocaten keine Gefahr aus der Verwegenheit, den höchsten Staatsbeamten in weitgehende religionsfeindliche Plane verketten zu wollen.

Gleich nach seiner Ankunft in der Residenz fuhr der Doctor nach dem stolzen Palais des Ministers, wo er dem anmeldenden Kammerdiener auf dem Fuße folgte.

„Herr Anwalt Doctor Frech!" sprach der Bediente in das Cabinett des Ministers.

Die Excellenz hob das sorgenschwere Haupt von einem Bund Papieren. Sie fuhr mit der Hand durch den kleinen Rest röthlicher Haare, dann über die Falten

eines ausdrucksvollen Gesichtes, die hartnäckigen Geister staatsmännischer Bedrängniß zu verscheuchen. Jetzt streckte er mit frohem Aufblick dem Ordensbruder die Rechte entgegen.

„So unverhofft, mein lieber Fritz?“ sprach er, zugleich nach dem Sessel in der Nähe weisend. „Du findest mich bei unerquicklicher Arbeit. Die Machtsprüche des heiligen Vaters haben die ganze Hierarchie rebellisch gemacht. Unsere Bischöfe drängen. Sie fordern Freiheit, Gerechtigkeit, Lebensluft, kurz — ungebundene Hand zur kräftigen Führung des Hirtenstabes.“

„Dazu Raum und Luft für römischen Bannstrahl,“ erwiederte Frech. „Nun, Raum und Luft gehorchen den Befehlen Eurer Excellenz. Jeder päpstliche Blitzstrahl muß ersticken, sobald er Dein Reich berührt.“

„Aber nicht alle Willen im Staate gehorchen meinen Befehlen,“ versetzte mit einem Anfluge des Mißvergnügens der Minister. „Es gibt viele Hunderttausende Strenggläubiger. Diese fordern Gewissensfreiheit, Achtung ihres Bekenntnisses, Schutz ihrer religiösen Uebungen und Sitten. Die Gläubigen wollen leben neben den Ungläubigen. Sie behaupten dasselbe Recht der Existenz, wie Juden und Heiden.“

„Obschon Juden und Heiden nicht feindselig dem

modernen Staatswesen gegenüberstehen, wie die Christusgläubigen," sprach der Meister vom Stuhl. „Wir leben heute in ähnlichen Verhältnissen, wie zur Zeit der ersten Christenverfolgungen. Weßhalb schlachtete der römische Staat die Christen nach Millionen? Weßhalb suchte er diese Sekte zu vertilgen mit allem Aufwande altheidnischer Grausamkeit? Weil er die Todtfeindschaft zwischen Christenthum und Staatswesen richtig erkannte. Die römischen Staatsmänner kämpften um ihre eigene Existenz, indem sie das Christenthum auszurotten strebten. Und weil ihnen die Vertilgung des Christenthums nicht gelungen, darum vertilgte das Christenthum den antiken Staat. Dieselbe Erscheinung muß sich heute wiederholen. Gelingt es nicht, jeden maßgebenden Einfluß der Christen zu vernichten, dann wird sicher das Christenthum den modernen Staat ebenso stürzen, wie es den alten Staat gestürzt hat. Diese Todesgefahr abzuwenden, bedürfen wir keiner Henker und Scheiterhaufen, — eine vernünftige Bildung genügt. Deßhalb ist es die Aufgabe unserer Excellenzen, die Geister nach den Bedürfnissen der Gegenwart erziehen zu lassen, aus den Schulen die Schwarzen zu vertreiben, und auch mit ein wenig Rücksichtslosigkeit die erwachsenen Gläubigen unter ein strammes Regiment zu beugen."

„Zu beugen? Nein! Wer mit Gewaltmitteln das Christenthum bekämpft, wird es nur stärken, — dies haben uns die Gewaltmaßregeln der alten Imperatoren deutlich gezeigt," rief der Minister. „Der gekreuzigte Christus stieg unversehrt, mit großer Herrlichkeit aus dem Grabe empor. Hätte ihn Pilatus nicht kreuzigen und tödten lassen, es hätte keinen auferstandenen Christus gegeben. Verfolgung des Christenthums ist sein Sieg. — Und belehren, erziehen? Was hilft es, den Gläubigen zu sagen: „Die höchste Autorität ist die Staatsgewalt. Sie hat das Recht der Beaufsichtigung und Controlirung aller Religionsgemeinschaften. Ihrer Beurtheilung unterliegen alle Weisungen der Bischöfe und des Papstes an die Staatsangehörigen. Sie ist maßgebend in Sachen der Religion, in Sittenzucht und geistlichem Regiment. Die Staatsgewalt ist berechtigt, rein kirchliche Verordnungen des Papstes zu prüfen, zu billigen oder zu verwerfen, deren Veröffentlichung und Befolgung zu gestatten, oder zu unterdrücken." — Diese und ähnliche Sätze, genau der Rechtssphäre des heutigen Staatswesens entsprechend, verstehen die Gläubigen ebensowenig, wie ein gebildeter Mann ihren religiösen Unsinn. Die Gläubigen schreien über „Gewissenstyrannei, Unterdrückung ihrer Rechte, Vergewaltigung ihrer

religiösen Freiheit." Für den Fortschrittsgeist der Zeit haben diese Menschen kein Verständniß. Sie begreifen nicht, daß wir heute leben und genießen wollen ohne jene starren Schranken, welche der Gott der Juden erfunden, und der Gott der Christen bestätigt hat."

So sprach die Excellenz verächtlich über Dinge, von denen sie nichts verstand. Die moderne Leitung der Staatsmaschine auf üblichen Geleisen hatte der Minister zwar gründlich studirt, auch kannte er alle Räder und wirksame Hebel dieser Maschine. Durch eisernen Fleiß, durch Nachtwachen und strenge Abtödtung jeder selbstständigen Regung gegenüber dem starren Absolutismus, hatte er sich emporgeschwungen zu dem vielbegehrten Sitze. Was jedoch jenseits der Grenzen eines bescheidenen Wissens lag, waren für den Minister unbekannte Reiche. Das Leben vergangener Nationen kannte er ebensowenig, wie die Ursachen ihrer Wohlfahrt oder ihres Zerfalles. Von der Kirche sprach er verächtlich oder dumm, weil er von der Großartigkeit ihres Geistes und von dem Segen ihrer Wirksamkeit keine Ahnung hatte. Sein Gott war der Staat und der Minister dieses Gottes größter Prophet. Nicht einmal die Aeußerung des unsterblichen Washington kannte er, welche

dieser geniale Staatsmann in seiner Abschiedsadresse niederlegte.

„Religion und Moralität sind die unerläßigen Stützen der öffentlichen Wohlfahrt," sagte Washington. „Der ist kein Mann des Vaterlandes, der diese mächtigen Pfeiler der menschlichen Glückseligkeit untergräbt. Jeder wahre Politiker ehrt und liebt sie ebenso gewiß, wie jeder gute Mensch. Ihre Beziehungen zum häuslichen und politischen Glücke sind unermeßlich. Was bürgt für unser Eigenthum, unser Leben, unseren Ruf, wenn der Sinn für religiöse Verpflichtung sich trennt vom Eid, diesem Anhaltspunkte der Gerichtshöfe? Vernunft und Erfahrung beweisen, daß Moralität im Volke nicht bestehen kann ohne Religion. Gerade sie sind es aber, die einer Volksregierung erst Lebenskraft geben müssen."

Aber die kleine Excellenz würde auch dem großen Washington ungläubig getrotzt haben.

„Hieraus magst Du schließen auf mein vielgeplagtes Dasein," fuhr der Minister fort. „Rom und seine Schildknappen führen endlose Kriege mit dem Zeitgeiste, dessen Träger und Schirmer zu sein, der Staatslenker berufen ist. Nun," — fügte er mit feindseligem Lächeln bei, „ich verarge den Römlingen keineswegs die Nothwehr. Es handelt sich um ihr Sein oder Nichtsein."

„Sehr wohl!“ sprach der Meister vom Stuhl. „Aussichtslos ist der Kampf der Schwarzen, — aber unbequem. Man sollte endlich einmal ein entscheidendes Wort sprechen.“

Der Kammerdiener trat ein. Er legte ein Schreiben vor den Minister.

„Da haben wir's gleich wieder!“ rief lebhaft die Excellenz, nachdem sie gelesen. „Der Amtmann von K — berichtet an seine Kreisregierung, daß die Jesuiten, auf Ersuchen des Pfarrers von R — eine Volksmission in genanntem Dorfe halten wollen. Auch die Ortsvorstände und Gemeinderäthe wünschen die Mission. — Ist es nicht zum Verzweifeln mit diesen starrköpfigen Bauern?“

„Gibt es keinen Gesetzesartikel, oder nur irgend einen deutungsfähigen Anhalt irgend einer Verordnung, um die jesuitischen Angriffe gegen Bildung und gesunde Moral zu unterdrücken?“ frug erregt Doctor Frech.

„Gesetzesartikel?“ wiederholte verächtlich der Minister. „Wozu diese Umstände? Wir machen es viel kürzer. — Um Vergebung, Fritz, — die Sache drängt!“

Er griff zur Feder und schrieb an den Rand des Berichtes:

„Die Jesuitenmission zu R — ist, nach allerhöchster

Entschließung, untersagt, wenn nothwendig sogar mit Gewalt zu verhindern, und demgemäß der Jesuitentrupp durch Gendarmen polizeilich abzuführen."

Frech las mit Befriedigung die vorgelegte Randglosse.

Der Freimaurer schob seine allerhöchste Entschließung in einen Umschlag, klingelte und übergab zur unverweilten Beförderung das Schreiben dem Kammerdiener.

„Du hast gesagt, man müsse endlich ein entscheidendes Wort sprechen," hob die Excellenz wieder an. „Der Sinn dieser Andeutung?"

„Ich meine, die Zeitlage sei dem großen Unternehmen günstig, Roms verderbliche Einflüsse für immer zu vernichten," antwortete der Meister vom Stuhl. „Das neue Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit erbittert nicht allein die Denkenden, es macht sogar die Gläubigen stutzig. Ein Plan in dieser Richtung veranlaßt mein Hierherkommen."

Und Doctor Frech berichtete ausführlich seine Unterredung mit Atzel, dessen Bereitwilligkeit, gegen Regierungsschutz und allseitige Wahrung seiner Rechte, Rom den Krieg zu erklären.

„Dein Plan wäre gerade nicht schlecht," sprach die Excellenz, „wenn nur Pfarrer Atzel ein Talent und eine Kraft wäre. Allein dieser Mensch, den wir im Corps,

wegen seiner Trinktüchtigkeit, nur „Loch" nannten, ist einer solchen Aufgabe nicht gewachsen. Er besitzt kein Ansehen bei der Geistlichkeit. Das Ordinariat war nahe daran, ihm den canonischen Proceß zu machen, wegen eines schmutzigen Skandals, und wegen seiner Gewohnheit, in Straßengräben zu fallen. — Kannst Du einen anderen Pfaffen finden, der in's Zeug geht, so wollen wir den Wurf wagen. Atzel ist unbrauchbar."

„Du legst zu viel Gewicht auf Atzels Persönlichkeit," widersprach der Meister vom Stuhl. „Atzel bleibt nur Strohmann, wir Anderen stehen hinter ihm. Atzel ist nur Werkzeug, von starker Hand benutzt. Auch Atzels Namenlosigkeit bildet kein Hinderniß. Unsere Presse wird Lärm schlagen, sie wird den Unbedeutenden zur lebenden Größe emporheben. Noch keine vierzehn Tage währt der Streit, und der Pfarrer von Heimhofen ist ein berühmter Mann. Freilich, — Atzel wiegt leicht in clerikalen Kreisen. Indessen fällt auch dieser Punkt nicht schwer in die Wage der Entscheidung. Die Zeitlage, die Verhältnisse, die Stimmung des Clerus entscheiden, — nicht Atzel. Ein großer Theil der niederen Geistlichkeit mißbilligt das neue Dogma. Viele Pfarrer, vom Geiste moderner Bildung angeleckt, glauben den Wahn nicht. Unsere Universitätsbildung hat mächtig vorgearbeitet, sie

hat die gläubige Theologie durchsäuert mit deutscher Wissenschaft, und von dieser Nahrung haben die meisten jüngeren Pfarrer genossen. Gewahrt der niedere Clerus, daß Pfarrer Atzel durch die Regierung geschützt wird gegen die Folgen der bischöflichen Exkommunikation, daß er in Amt und Würde bleibt, daß ihm die klingende Quelle der Staatskasse nicht verschlossen wird, — dann nimmt die Bewegung große Umrisse an. Es werden viele unzufriedene Pfarrer dem Vorgehen Atzels folgen."

Der Minister saß nachdenkend, indem er fortwährend mit dem Zeigefinger das Nasenbein rieb.

Doctor Frech beobachtete gespannt das Mienenspiel des Gewaltigen. Er setzte einen neuen Hebel an.

„Dein Name wird unsterblich im Buche unseres Ordens glänzen," sprach er, „wenn Deine Staatskunst einen Plan wesentlich fördert, an dem wir seit hundert Jahren rastlos arbeiten."

Der Minister schien die Bemerkung nicht vernommen zu haben, wenigstens erwiederte er nicht hierauf.

„Wahr," — begann endlich die Excellenz, „große Brände erwuchsen öfter schon aus kleinen Funken. Irrt meine Geschichtskenntniß nicht, so entstand jener mörderische und blutige Sklavenkrieg, welcher das alte Rom an den Rand des Verderbens brachte, daher, weil

ein Herr seinen Sklaven arg mißhandelte. Auch die große Kirchenspaltung vor dreihundert Jahren, deren Folgen die päpstliche Weltherrschaft für immer vernichtete, wurde geboren im Geiste eines einzigen Mönches. Weil Luther seinen Trotzkopf nicht beugen wollte vor des Papstes Autorität, weil ihm die Ehelosigkeit beschwerlich fiel, darum entzündete die kühne Hand jenes Pfaffen einen Scheiterhaufen, dessen Flammen die päpstliche Bulle und die Seele des alten Glaubens hinwegfraßen. Warum sollte Atzel, bei gleich günstigen Zeitverhältnissen, nicht Gleiches leisten können?"

„Deine Ausführung ist scharf und schlagend," schmeichelte Doctor Frech. „Ich zweifle gar nicht am Gelingen des großen Planes."

„Wohlan, — versuchen wir es!" entschied der Minister. „Wir setzen nichts ein, — wir wagen nichts. Mißlingt der Anschlag, dann haben wir nichts zu verantworten."

„Pfarrer Atzel kann mithin auf Regierungsschutz sicher rechnen?" frug der Meister vom Stuhl.

„Natürlich! Die Regierung erfüllt nur ihre Pflicht, wenn sie jenen Beamten schützt in allen Rechten, die von Unberufenen geschädigt werden wollen."

„Dank, Freund! Nicht meinen Dank allein, — den

Dank der ganzen gebildeten Welt verdienst Du," sprach der Meister vom Stuhl mit einer gewissen düsteren Feierlichkeit. „Das ist unsere Stunde, — jetzt, oder nimmermehr! Die Christusreligion wird fallen, — muß fallen! Mit unsäglicher Mühe haben wir seit vielen Jahren in allen Städten den religiösen Boden glücklich unterminirt; die Pulverfässer stehen bereit, — der Papst selber reicht uns die zündende Fackel. Sei versichert, von der großen und kleinen Welt der Städte bleibt nur ein winziger Bruchtheil dem Kreuze treu. Millionen gehören äußerlich noch zur Kirche, die längst innerlich mit ihr gebrochen; — nun wird sich der große Abfall auch äußerlich vollziehen."

Der Minister rieb wieder am Nasenbein. Plötzlich schien auch ihm die Tragweite des Umsturzplanes klarer zu werden.

„Atzel genügt wohl der ländlichen Bewegung, nicht aber den Ansprüchen der Gebildeten," sagte er. „Soll die Strömung in reißenden Fluß kommen, so muß die deutsche Wissenschaft eintreten. Wir haben hier einen gelehrten, hochberühmten Magister, eine Autorität im Lager der Ultramontanen. Fürstengunst und Hofluft haben des Alten Scharfsicht stark in dünkelhafte Eitelkeit zersetzt. Er zürnt dem Concil dessen Sprüche seiner

Gelehrsamkeit mißfallen, und schreibt insgeheim bissige Artikel gegen die Ultramontanen in kirchenfeindliche Blätter. Diesen Alten werde ich bestimmen, öffentlich Farbe zu bekennen, Rom zu befehden mit geöffnetem Visier. Warte ab, mein lieber Fritz! Bald wirst Du sehen, daß eine wissenschaftliche Autorität mehr gilt bei Vielen im Lande, als der heilige Geist der Kirchenversammlung. Freilich," fügte der Minister lächelnd bei, „auch hier fehlt es nicht an Humbug! Denn es schmückt sich genannte wissenschaftliche Größe gerne mit fremden Federn, und des Bewunderten Gelehrsamkeit riecht einigermaßen nach der Eselsbrücke. Für einen Mohren ist er aber immer noch gut genug; — also dingen wir den Mohren."

„Ein weiser, vielverheißender Gedanke!" rühmte der Andere. „Ich wage, zu hoffen, Dein Magister dürfte der Stifter einer Religion werden, deren bescheidene Pflichten den Bedürfnissen und Ansprüchen der Gegenwart genügen."

„Auch ich hoffe, schloß der Minister, „der christliche Gott werde gefälligst erlauben, daß wir seine veralteten Offenbarungen unpassend finden nach unserem modernen Geschmack."

Skandal.

Die Gemeinde Heimhofen ist in großer Bewegung. Der Pfarrer hatte beim sonntäglichen Gottesdienste die Kanzel bestiegen, den Hirtenbrief seines Bischofes in der Hand. Er hatte mit wenigen Worten den Inhalt des Hirtenbriefes verkündet, dann gegen die neue Glaubenserfindung in groben Ausdrücken geschmäht, die Unveränderlichkeit der einmal gegebenen Glaubenslehren behauptet, schließlich den Hirtenbrief zerrissen und in vielen Stücken von der Kanzel herabgeworfen.

Den Bauern, großentheils innerlich verkommen und vom Gifte einer ungläubigen Zeitrichtung angesteckt, gefielen Muth und Freisinn ihres Pfarrers. In allen Wirthshäusern fielen Schimpfworte auf den Papst, Lobsprüche auf Atzel. Gewandte Parteigänger aus der Stadt saßen unter den Bauern, emsig die Gluth schü-

rend. Am lautesten schrieen Schulmeister Dünkel und zwei Schreiber des Anwaltes Frech.

Der Anwalt selbst erschien gegen Abend im Dorfe. Durch die Gassen wandelnd, vernahm er das wilde Getöse in den Wirthshäusern und freute sich.

„Hören Sie," sprach er zu Doctor Wunderlich, „unsere Flammen prasseln hoffnungsvoll."

„Möge das Feuer ein allgemeiner Brand werden, der sich verbreitet über ganz Deutschland und noch weiter," wünschte der Geschichtprofessor. „Möge Atzel dem neuen Reiche ein neuer Reformator werden, das alte Gerümpel des Glaubenswahnes in Stücke schlagend, gründlich aufräumend mit jenen Götzen des Aberglaubens, welche Luther's starke Faust übrig gelassen. Die Wissenschaft wird den neuen Luther kräftig unterstützen."

Der Geschichtprofessor ging in den Schwanen, Doctor Frech in das Pfarrhaus.

In der Mühle fand Atzels Unternehmen keinen Beifall. Strehling war aufgeregt aus der Kirche nach Hause gekommen.

„Eve, schad', daß Du heut' nicht in der Kirch' gewesen bist!" rief er sogleich beim Betreten der Stube seinem Weibe zu. „Wir hatten Theater heut'. Denk'

nur, unser Pfarrer hat des Bischofs Hirtenbrief zerrissen und von der Kanzel herabgeworfen."

„Jesus Maria!" rief die fromme Müllerin, ihre Hände zusammenschlagend.

„Dann hat der Pfarrer entsetzlich gescholten gegen jene gottlosen Leut', die neue Glaubenslehren machen wollen. Und wer meinst, daß die gottlosen Leut' sind? — Nun, — der Papst und die Bischöfe."

„Heilige Mutter Gottes!" rief das entsetzte Weib.

„Wir Heimhofer, hat der Pfarrer gesagt, bleiben beim Alten. Wir nehmen keine neugebackenen Glaubenslehren an. Was unsere Vorfahren geglaubt haben, hat er gesagt, das glauben auch wir, — sonst nichts. Von der Unfehlbarkeit des Papstes hat man früher nichts gewußt, sagte er, darum wollen auch wir jetzt nichts davon wissen."

„Sepp, — lieber Sepp, — ist's denn auch wahr? Hast Du recht gehört? Ich kann's ja gar nicht glauben."

„Da frag' die Traudel!" antwortete er, auf die eintretende Tochter deutend.

Das Mädchen bestätigte nicht allein des Vaters Aussage, es wiederholte noch gröbere Ausdrücke des Pfarrers gegen das Concil.

Die Müllerin saß sprachlos, die Hände im Schooße gefaltet.

„Der Pfarrer hat unrecht," sprach finster der Müller. „Ihm steht es nicht zu, sich aufzuwerfen gegen den Papst und alle Bischöfe. Eine Frechheit war's von ihm, den Hirtenbrief zu zerreißen, — dazu wurde er ihm nicht geschickt. Gefällt ihm die Unfehlbarkeit nicht, dann mag er sein Amt niederlegen und weiter gehen."

„So denk' ich gerad' auch, Sepp!" sprach die Müllerin. „Unser Pfarrer ist ein Ketzer geworden, — er kommt in den Bann."

„Wenn ich einen Knecht hab', und ihn was thun heiß', so muß er's thun," fuhr der rechtlich denkende Mann fort. „Will er's nicht thun, so packe er sich aus meinem Dienst'. Bleibt er aber in meinem Dienst' und schafft gegen mich, so ist er ein elender Kerl gegen seinen Herrn. Gerade so steht's mit dem Pfarrer Atzel. Ein elender Kerl ist er, weil er seinen Kirchendienst gegen die Kirch' mißbraucht. Aber das kommt von dem vielen Wirthshaushocken. Ein Pfarrer gehört nicht in's Wirthshaus, weil's dort nicht immer geistlich hergeht. Auch kommt's daher, weil Atzel zu viel mit dem Advocaten Frech und anderen Freimaurern umgeht.

Sag' mir, mit wem Du umgehst, und ich sag' Dir, wer Du bist."

Auf den Müller brachte Atzels Schmähpredigt die merkwürdige Wirkung hervor, daß er nicht bloß einstand für kirchliche Autorität, sondern auch heute nicht das Wirthshaus besuchte.

„Sie werden heut' in allen Wirthsstuben von nichts reden, als von der Predigt," sagte er. „Sie werden den Pfarrer loben und preisen, — das würde mich ärgern. Darum trink' ich heut' meinen Wein daheim."

Des Vaters Rede mochte irgend einen Gedanken von hoffnungsvoller Bedeutung enthalten; denn Gertraud's trauerndes Angesicht erhellten strahlende Lichter.

Nach Tische verrichtete sie eilig die zukommende Arbeit, trat auf einige Augenblicke in ihre Kammer, verließ dieselbe mit ihrem Gebetbuch und schritt durch die Gassen des Dorfes.

„Wohin so geschwind, Traudel?" frugen alle Begegnenden.

„Zur Ursel!" antwortete sie.

„Und dann zum Adam," ergänzte ein eifersüchtiger Bursch.

„Natürlich!" erwiederte Gertraud lachend. „Wenn

man so nah' bei seinen Freunden ist, so schickt es sich, daß man sie besucht."

Sie betrat das Häuschen der Alten. Diese saß im Bette, einen Rosenkranz in der Hand, dessen Steine langsam durch die welken Finger glitten.

Der Rosenkranz war das einzige Kleinod der Armen. Er schloß mit einem massiven Kreuze von Silber, die Vaterunser waren alle von demselben Metall, und zwischen den einzelnen Steinen saßen silberne Plättchen. Den höchsten Werth besaß jedoch der Rosenkranz deßhalb, weil er vom Papste geweiht und bereits von der Urgroßmutter der gegenwärtigen Besitzerin gebraucht worden.

„Der für uns ist gegeißelt worden!" betete die Arme, als sich die Thüre öffnete.

„Seid Ihr krank, Ursel?" frug theilnehmend die Müllerstochter.

„Ach Gott, — lieb's Kind, — ach Gott — sehr krank! Ich mein', es geht dem End' zu. Mir wär's recht; denn auf der Welt ist's gar nimmer schön. Muß ich auch das noch erleben, — auch das noch!" — Sie senkte das Haupt und schwieg.

„Was meint Ihr denn, Ursel?"

„Bist Du heut' nicht in der Kirch' gewesen? —

Nun, — also, wie kannst fragen? Muß ich noch erleben, daß unser Pfarrer von der Kirch' abfällt! Das ist eine Schand' für Heimhofen. Und die allergrößt' Schand' ist, daß Leut' hier sind, welche dem abgefallenen Geistlichen Recht geben."

„Die Meisten geben ihm Recht, Ursel!"

„Weil die Meisten nichtsnutzig sind!" zürnte die Alte. „Pfui Teufel — über so 'nen Pfarrer! Mich darf er nicht versehen, — auch begraben darf er mich nicht, wenn ich sterb'. Ich will von Keinem begraben sein, der im großen Bann ist, und der Atzel ist im großen Bann. Was er in der Kirch' thut, ist Alles eitel, — Alles keinen Heller werth. Sein Beten ist Fluchen vor Gott. Der Hochwürden in Heimfurth soll mich versehen, mich begraben, mir die Todtenämter halten."

„Ihr werdet doch nicht sterben wollen, Ursel?"

„Mit Gottes Willen möcht' ich gern' sterben, lieb's Kind! Ich hab's dem Adam schon gesagt, daß er mir den Hochwürden von Heimfurth herüber holt, wenn's Zeit ist. Der Atzel darf mir nicht vor's Gesicht."

Gertraud spähte wiederholt nach dem gegenüberliegenden Hause. Der Gesuchte ließ sich nirgends sehen.

„Hat Euch der Adam heut' schon besucht?"

„Gewiß, — er und seine Mutter! Ach Gott, was das für gute Leut' sind! Seine Mutter hat mir selber das Essen herübergebracht, — sie hat versprochen, mir jeden Tag eine gute Suppe zu kochen. Gott im Himmel mög's ihr vergelten!"

„Ich möcht' auch etwas für Euch thun," sagte Gertraud. „Ich will mit der Frau Black reden. Wenn's Euch recht ist, Ursel, schick' ich Euch an drei Wochentagen das Essen."

„Ach Gott, — lieb's Kind, — warum sollt' mir das nicht recht sein?"

„Ich thu's aber unter der Bedingung, daß Ihr bei Gott anhaltet, er möcht' meinem Vater einen anderen Sinn geben gegen den Adam."

„Das will ich, Traudel, — das will ich! Ich begreif' Deinen Vater gar nicht. Der Adam ist doch ein so braver, solider, fleißiger Mensch. Ich kenne gar keinen, der's in allen guten Stücken mit ihm aushalten könnt'. Und wie er Dich lieb hat, — es ist ganz merkwürdig! Wenn ich von Dir nur zu reden anfang', da geht er an, wie ein Licht. Ihr Zwei wäret gewiß recht glücklich miteinander."

„Das mein' ich auch, Ursel!" antwortete sie, abermals nach dem Geliebten spähend. „Ich muß einen

Augenblick hinüber, sonst geht er in die Kirch'. — Gute Besserung, Ursel!"

Die Kranke nickte dankend, griff wieder zum Rosenkranze und betete weiter.

Das Mädchen eilte über die Straße, öffnete die Thüre im Hofthor, schritt über den gepflasterten Raum und betrat den mit weißem Sande bestreuten Hausflur. Sie stand einige Secunden aufathmend. Aus der Küche blinkte ihr hell und rein das Geschirr entgegen, in der Wohnstube klang Adams Stimme. Sie trat ein. Die Mutter empfing sie mit freundlichem Kopfnicken, der Sohn mit brennenden Wangen. Auch das Mädchen erröthete. Es ließ sich auf den Stuhl nieder, den ihm Adam neben den Sitz der Mutter gestellt.

„Du hast Dich lange nicht mehr sehen lassen, Traudel!" sagte Frau Black.

„Wir haben so viele Arbeit," entschuldigte sie. „Nun hat mein Vater auch den Knecht fortgeschickt, weil er vorige Woche die Pferde verkaufte. Ich und die Magd müssen Alles thun."

„Es ist ein Jammer!" entgegnete die Frau. „Jetzt auch die Gäul' fort! Dein Vater muß ja ganz von Sinnen kommen."

„O, — Ihr könnt es gar nicht glauben, wie er

manchmal ist!" erwiederte Gertraud niedergedrückt. „Geweint hat mein armer Vater, wie ein Kind, als die Pferd' zum Hof' hinausgeführt wurden. Einen Theil unseres Rindvieh's hat der Prozeß schon gekostet, nun verschlingt er auch die Pferd'. Womit sollen wir nun das Land bauen?"

„Sei nur ruhig, Traudel, ich bau' euer Feld!" sagte Adam.

Sie blickte ihn dankbar an.

„Du willst mehr thun, als ein Mensch leisten kann," sagte sie. „Du strengst Dich gar zu sehr an. Du kannst nicht euer Feld bauen und das unserige dazu. Das geht nicht."

„Ich bin jung und stark, Traudel! Mir ist's die größte Freud', euch helfen zu können."

„Und mir wär's am Liebsten, wenn's ging' mit der Heirath," bemerkte die hochbetagte Frau. „Ich bin alt, möcht' in die Ruh' kommen."

„Ich glaub', daß es geht," erwiederte Gertraud, verschämt den Blick senkend. „Mein Vater hat arg gescholten über den Pfarrer, weil er die Unfehlbarkeit nicht glaubt. Wenn er aber ungehalten ist über den ungläubigen Pfarrer, so kann er doch nicht ungehalten sein über uns, weil wir die Unfehlbarkeit glauben."

Adam wurde größer bei den Worten, sein Gesicht leuchtete.

„Unser Pfarrer ist ein unglückseliger Mensch!“ sagte Frau Black. „Er taugt gar nicht zum Geistlichen. Er hätte sollen Wirth oder Advocat werden, dies wäre sein Beruf gewesen allenfalls, — und dann hätt' er am End' auch noch einen schlechten Wirth und einen noch schlechteren Advocaten gegeben. Und so ein Mensch wird Geistlicher? Das ist gar nicht zu begreifen. Heimhofen ist zwar längst verdorben, — Atzel verdirbt es aber in Grund und Boden.“

„Ich bin drüben bei der kranken Ursel gewesen,“ hob Gertraud wieder an. „Wenn es Euch recht ist, will ich ihr an drei Tagen in der Woche das Essen schicken.“

„Das ist lobenswerth von Dir, mein Kind!“ rühmte die Mutter, nach ihrem Gebetbuche greifend; denn die Glocken läuteten zusammen. „Adam muß heut' das Haus hüten.“

Gertraud lächelte ihm zu und schritt mit der Mutter grüßend hinaus.

Adam stand am Fenster und sah der Geliebten nach. Wie sauber und züchtig ging sie einher. Es gab kein braveres und schöneres Mädchen im ganzen Lande, —

nämlich nach Adams allein maßgebendem Urtheil. Plötzlich wurde der Ausschauende glühend roth im Gesichte: an der Ecke hatte sich Gertraud umgewandt und nach ihm zurückgesehen. Obwohl die Entfernung über hundert Schritte betrug, so meinte er doch, sie habe ihm auf drei Schritte in das Gesicht gesehen. Er schämte sich wie ein Ertappter, ohne zu wissen weßhalb.

Dann beschäftigte ihn lebhaft Gertrauds Bemerkung über des Vaters Sinneswechsel. Er suchte nach einem Grunde, mit Strehling sprechen zu können, und fand ihn endlich.

Am folgenden Morgen trat Adam vor den Müller, den er finster hinbrütend auf der Gartenbank fand. Kalt erwiederte er Blacks freundlichen Gruß.

„Ich wollt' fragen, Herr Strehling, ob Sie erlauben, daß ich Ihre Stoppeläcker umstürze. Ich hab' gerad' nichts zu thun, und könnt' die Arbeit schaffen."

„Warum nicht? Du kannst sie umstürzen; denn ich kann's nicht," fügte er mit einem zuckenden Schmerze hinzu, „weil ich keine Pferd' mehr habe."

„Wollen Sie Rübsamen hineinwerfen?"

„Ja!" antwortete Strehling mechanisch. Er war offenbar nicht bei der Sache.

Adam stand verlegen. Er wußte nicht, wie er die

Gesinnung des Mannes ausforschen sollte, und die geheime Absicht, dies thun zu wollen, machte ihn verlegen.

„Du kannst die Arbeit thun," sprach der Müller nach langer Pause, „jedoch unter der Bedingung, daß ich Dich bezahle."

„Herr Strehling, — lassen wir das!"

„Nein, — nein! Ich mag keine Verbindlichkeiten, so lang' Du an den Unfehlbaren glaubst. Du weißt, was ich gesagt hab', — ich halt' mein Wort."

„Nehmen Sie mir's nicht übel, Herr Strehling, — geben Sie dem Pfarrer Recht?"

„Durchaus nicht! Der Pfarrer hat gefehlt, aber nicht darum, weil er an die Unfehlbarkeit nicht glaubt, sondern darum, weil er sein Amt mißbraucht. Auch ich glaub' nicht an die Unfehlbarkeit, — aber ich bin kein Pfarrer."

Vor Adams Augen wurde es Nacht. Lange stand er schweigend in tiefster Niedergeschlagenheit.

„Nun, wie ist's? Willst Du gegen Bezahlung arbeiten?" hörte er den Müller fragen.

„Wenn Sie's nicht anders thun, ist mir's auch recht," antwortete er.

Strehling sah dem Weggehenden nach, Unzufriedenheit und Mißmuth in den Zügen.

„Ein ausgezeichneter Mensch, — ein ganz respectabler Mensch!“ murmelte er. „Obwohl er mein Kind liebt, wie sein Leben, fällt er doch nicht ab von seinem Glauben, — Respect dafür! Traudel wäre glücklich mit ihm, er würde sie auf den Händen tragen, — bei seinem Fleiße und seiner Tüchtigkeit kämen sie rasch voran. Hätt' ich nur das verdammte Wort nicht gesagt! Aber es ist gesprochen und bleibt gesprochen. — Oh — oh!“ und er ballte wild beide Fäuste. „Seit das Unglück bei mir eingekehrt, verwandelt sich Alles in Unglück.“

Er stieg in den Keller hinab zum Weinfaß. Bier trank er zwar keines; denn er hielt sein Wort. Desto mehr trank er Wein, und Wein ist theuerer und berauschender, als Bier. Darum wurden die letzten Dinge des Müllers ärger, als die ersten.

Dem Pfarrer wurde eine Vorladung nach der Stadt. Er sollte sich dort vor seinem Bischof verantworten. Atzel eilte nach der Stadt, aber nicht zum Bischof, sondern zu Doctor Frech. Die zwei Freunde lachten und tranken viel mit einander. Beim Abschied sagte der Anwalt:

„Nur festgestanden, lieber Atzel! Schutz, Einkommen,

amtliche Stellung sind gesichert. Also ist die kommende Suspension bedeutungslos, und die Exkommunikation wirst Du verdauen können."

„Natürlich, mein lieber Doctor!" lallte Aßel entgegen. „Ich habe einen Straußenmagen, — verdaue Alles. Im Uebrigen kann mir die ganze Pfaffenschaft den Buckel hinauf steigen."

Zum zweiten Male wurde Aßel vorgeladen. Abermals erschien er nicht zur Verantwortung. Aber einen Bericht schrieb er an den Bischof, aufrichtig seinen Unglauben an die päpstliche Unfehlbarkeit bekennend. Diesem Bekenntnisse folgte der Vollzug canonischer Bestimmungen. Die Kirche entzog dem Pfarrer jede weitere Sendung an die Gläubigen. Sie enthob ihn aller Verrichtungen der Weihe und des Amtes, das heißt, Aßel wurde suspendirt und exkommunizirt.

Ein Rath des Bischofes überbrachte das Urtheil. Zugleich erschien ein Vicar, zur Verwaltung des Pfarramtes, da Aßel jedes Recht und jede Vollmacht hiezu verloren hatte.

Die Hauptaufgabe des bischöflichen Commissärs bestand darin, Aßel auf den richtigen Weg zu lenken; denn im Geiste der Kirche liegt immer nur die Besserung und Rettung des Menschen.

Atzel hörte die Vorstellungen des oberhirtlichen Sendboten ruhig an. Er bestritt nicht die Verfahrungsweise gegen ihn, die genau canonischen Gesetzen entsprach. Aber die Unfehlbarkeit des Papstes nahm er nicht an.

„Ich bleibe beim Alten," sagte er. „Kirchenlehre ist, was einmal, was überall, was von Allen geglaubt wurde. Die päpstliche Unfehlbarkeit ist eine Neuerung, ein Abfall vom herkömmlichen Glauben."

Der bischöfliche Commissär wies nach, daß genannte Unfehlbarkeit nicht eine Neuerung sei, daß sie vielmehr in der Bibel enthalten, durch alle Jahrhunderte seit Christus gelehrt worden sei. Diese Ausführung belegte er mit Stellen aus den Kirchenvätern und mit Worten der Schrift. Atzel hörte zu. Dann sagte er:

„Die päpstliche Unfehlbarkeit mag immer gelehrt worden sein, aber sie war nicht Dogma, man konnte sie glauben, oder nicht glauben. Heute ist sie ein Dogma, und diesen neuen Glaubensartikel nehme ich nicht an."

„Bestreiten Sie dem ökumenischen Concil die Vollmacht, eine Kirchenlehre zum Glaubensartikel zu erheben?" frug der Sendbote des Bischofes.

„Nein! Aber das Concil in Rom war nicht frei," wich Atzel schlau aus. „Es beschloß unter dem Zwange

päpstlicher Drohungen. Deßhalb sind alle Beschlüsse ungültig; denn ein Concil muß frei sein."

Alle weiteren Bemühungen des Commissärs waren vergeblich. Atzel beharrte auf seinem Unglauben. Auch das Protocoll über die Verhandlungen unterschrieb er nicht.

„Man verfährt ungerecht wider mich," sagte er, „ich unterzeichne gar nichts."

„Wollen Sie etwa gestatten," frug der bischöfliche Abgeordnete, „daß der Vicar, welchen unser Oberhirt zur Verwaltung der Seelsorge hierher sandte, im Pfarrhause wohne?"

Atzel bedachte sich einige Augenblicke.

„Warum nicht?" sagte er dann. „Der Vicar mag in meinem Hause wohnen und an meinem Tische essen, so lange es mir gefällt."

Der Domherr verabschiedete sich, um nach der Stadt zurückzukehren.

„Ich bitte Sie, Hochwürdiger Mitbruder," sagte er, „Ihr ewiges Heil zu bedenken. Sie stellen sich der ganzen lehrenden Kirche feindselig gegenüber. Suspension und Exkommunikation liegen auf Ihrer Seele. Möchte doch Gott Ihren Sinn erleuchten, damit Sie klar die Schrecklichkeit Ihres Standpunktes erkennen.

Kehren Sie reuig zurück in die offenen Arme unserer gemeinsamen Mutter."

„Sorge Jeder für sich selber," beantwortete Atzel trotzig die wohlmeinende Rede.

Noch war der bischöfliche Commissär nicht am Ende des Dorfes, als Dünkel, der Schulmeister, in das Pfarrhaus eilte. Er fand Atzel schreibend am Pulte.

„Gut, daß Sie kommen, Herr Lehrer! Besorgen Sie mir einen Burschen, der heute noch ein Schreiben an das Amt, und einen Brief an meinen Freund, Doctor Frech, nach der Stadt trägt."

„Ganz Heimhofen ist rebellisch," versicherte Hans Dünkel. „Ihre Pfarrkinder sind empört über die Rücksichtslosigkeit des Bischofes. Die ganze Gemeinde will für Sie einstehen. Die Leute wußten aber nicht, wie die Sache anzugreifen sei. Ich gab ihnen den Rath, eine Adresse an Euer Hochwürden zu richten. Ich selbst werde die Schrift aufsetzen."

„Klug und thätig, wie immer," lobte Atzel. „Ich danke Ihnen, mein Bester!"

„Der geistliche Rath wurde einigermaßen insultirt, als er eben durch das Dorf ging," erzählte Dünkel befriedigt. „Anständig ist dies gerade nicht, allein, wie gesagt, die Leute sind empört, — sie machen sich Luft."

„Wenn der bischöfliche Commissarius ausgepfiffen wurde, so schadet ihm dies nicht," sagte Atzel. „Er merkt, wie die Sachen hier stehen, und wird keine Lust haben, sich zum zweiten Male vergeblich heraus zu bemühen."

„Aber es sind zwei Geistliche gekommen, — nur Einer ging fort, wo ist der Andere?" frug Dünkel.

„Hier im Hause! der Bischof setzte mir einen Vicar, weil ich suspendirt und exkommunizirt sei."

„Und Sie dulden dies, Herr Pfarrer? Den Feind im eigenen Hause bewirthen Sie? Das ist die Großmuth doch etwas zu weit getrieben. Und dann hat die Sache noch eine sehr bedenkliche Seite."

„Wieso, mein Bester?"

„Wenn die Bauern sehen, daß Sie jeder priesterlichen und pfarrlichen Thätigkeit sich enthalten, der Vicar alle Amtsverrichtungen vornimmt, so werden die Leute glauben, ihr Pfarrer sei im Unrecht, er sei unfähig, zu funktioniren, er sei schuldig und strafbar."

„Ihre Ansicht ist gesund, Herr Lehrer! Was rathen Sie demnach?"

„Jagen Sie den Vicar aus dem Hause, amtiren Sie, wie gewöhnlich."

„Wenn ich den Vicar fortschicke, so wird er im

Schwanen logiren, er wird gegen meinen Willen pastoriren. Deßhalb dünkt mir besser, ich lasse es geschehen, bis vom Amte Verhaltungsbefehle eingelaufen sind, und ich polizeilich geschützt werde gegen den Bischof und seinen Vicar."

„Die ganze Gemeinde schützt Sie in Ihren Rechten," rief der Schulmeister. „Ich werde sogleich zum Schwanenwirth gehen und ihn ersuchen, den Vicar nicht zu beherbergen. Unter freiem Himmel kann der Eindringling nicht wohnen, er muß fort. Zugleich werde ich dem Bürgermeister sagen, er möge durch den Büttel die Kirche bewachen lassen, den Vicar gewaltsam vom Betreten derselben abzuhalten. Dann werde ich, als Greffier, an das Amt schreiben, den Sachverhalt darstellen, die Stimmung der Bürger schildern und weitere Befehle erbitten."

„Thun Sie dies Alles, nur mit dem Unterschiede, daß morgen erst die Minen springen sollen, nicht heute. Der Vicar ist ein junger unschuldiger Mensch, der sich heute beim Protocoll die Finger lahm geschrieben. Er ruhe eine Nacht in Frieden unter meinem Dache. Morgen werde ich ihn fortschicken; dann sei er ganz Ihrem klugen Ermessen überlassen."

„Einverstanden, Herr Pfarrer!"

„Hier, — nehmen Sie noch eine kleine Herzstärkung mit auf den Weg," sagte Atzel, zwei Gläser füllend.

Die Zwei stießen an. Dünkel schüttete den Wein hinab und eilte fort.

Am folgenden Morgen läuteten die Glocken zusammen. Pfarrer und Vicar schritten mit einander nach der Kirche. Die Bauern eilten zahlreich herbei, gespannt über den Lauf der Dinge.

Der Vicar verließ die Sakristei und las die heilige Messe an einem Seitenaltare. Dann erschien Atzel und celebrirte am Hochaltare. Die lauschenden Bauern freuten sich. Sie gewahrten mit eigenen Augen, daß ihr Pfarrer ganz gut Messe lesen könne, obschon er exkommunizirt sei. Also war es nichts mit der Exkommunikation.

Der Vicar, ein frommer, gewissenhafter Priester, hatte Atzels Unthat nicht erwartet. Er meinte, der Pfarrer wolle ihm nur das Geleite geben nach der Kirche, dem heiligen Opfer beiwohnen. Als nun der Suspendirte und Exkommunizirte selber in Kirchengewändern nach dem Hauptaltare schritt, da erschrack der Gewissenhafte dermaßen, daß er am ganzen Leibe zitterte. Nur mühevoll bewahrte er die nöthige Fassung, den heiligen Dienst zu vollenden. Atzel war den schwersten

Kirchenstrafen verfallen, seine Seele mit dem größten Frevel belastet.

Verwirrt und betäubt verließ der Vicar die Kirche und ging nach dem Pfarrhause.

„Herr Vicar, da kommen Sie herein!“ sagte die Haushälterin, den Geistlichen nach einem Zimmer weisend, wo ihn das Frühstück erwartete.

Mit zitternden Händen griff er nach der Tasse. Er genoß Weniges, immer den exkommunizirten und suspendirten Priester vor Augen, welcher sich erkühnte, die heilige Messe zu lesen.

„Sind Sie unwohl?“ frug der eintretende Aßel.

„Doch nicht!“

„Sie sind aber doch bleich, — Sie zittern und beben, — haben Sie Fieber?“

„Mir ist Schreckliches begegnet in der Kirche, — daher mein Beben.“

„Was ist Ihnen begegnet?“

„Dies zu erklären, fällt schwer. Dennoch will ich es, mit Ihrer gütigen Erlaubniß.“

„Nur heraus, — was haben Sie?“

Der junge Mann zögerte. Er sollte dem viel Aelteren einen Frevel vorhalten; dagegen sträubte sich seine Bescheidenheit.

„Nun, Herr Vicar? Sie haben meine Erlaubniß, sich offen zu erklären."

„Nochmals, um Vergebung, hochwürdiger Herr, — wenn ich Ihnen sagen muß, daß mein Zittern daher kommt, weil Sie, obschon suspendirt und exkommunizirt, dennoch das heilige Meßopfer dargebracht haben."

Atzel lachte hell auf.

„Das sind thörichte Aengsten von Ihnen," rief er. „Sie sehen, das Essen schmeckt mir vortrefflich."

„Ich begreife dies nicht, Hochwürden! Wie können Sie ruhig sein, bei dem Gedanken, die Kirchengesetze verachtet und mit den schwersten Strafen Ihr Gewissen belastet zu haben?"

„Sie begreifen meinen guten Humor nicht," sagte Atzel, „weil Sie ein beschränkter Mensch sind. — Kehren Sie wieder nach der Stadt zurück. Sagen Sie dem Bischof, daß ich keinen Vicar brauche. Werde selber die Pfarrei pastoriren!"

Der junge Mann saß starr und stumm vor Staunen.

„Dies wollten Sie wagen?" frug er endlich.

„Hiebei ist nicht das mindeste Wagniß. Sie können sofort mein Haus verlassen. Ich untersage Ihnen jede Verrichtung in meiner Pfarrei."

„Ich gehorche der Weisung meines Bischofes, der

mir, kraft apostolischer Vollmacht, die Pastoration der Pfarrei Heimhofen übertrug. Wie peinlich mir diese Aufgabe ist, brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu sagen. Aber ich gehorche, weil Gehorsam meine Pflicht ist. Schicken Sie mich aus Ihrem Hause, dann bin ich gezwungen, im Gasthause zu wohnen.'

„Gehen Sie nur in das Gasthaus."

Der Vicar wanderte, seine Reisetasche in der Hand, nach dem Schwanen. Finster empfing ihn der Wirth, beide Hände in den Hosentaschen, den Herrn mit feindseligen Augen musternd.

„Könnte ich bei Ihnen für einige Zeit Tisch und Wohnung haben?" frug der Ausgewiesene.

„Sind Sie vielleicht der Vicar, welchen der Bischof hierher geschickt hat?" frug der Wirth entgegen.

„Zu dienen!"

„Für einen solchen Vicar habe ich weder Tisch, noch Wohnung. Wir wollen Frieden in der Gemeinde. Fällt mir nicht ein, den Störenfried zu beherbergen."

Sprach's und wandte dem jungen Manne den Rücken.

Der Abgewiesene wurde glühend roth. Er stand noch einige Augenblicke, gewahrte die hämisch lachenden Gesichter einiger Trunkenbolde und ging hinaus.

Im Hofe hatte sich der Büttel aufgestellt, in Uni-

form, den Säbel an der Seite, ganz in der Haltung der fahndenden Polizei.

„Gibt es kein anderes Gasthaus hier, in dem man logiren könnte?“ frug ihn der Vicar.

„Nein! Noch sechs Wirthshäuser sind hier, aber sie behalten Niemand über Nacht.“

Der Vicar trat auf die Straße. Der Büttel folgte einige Schritte hinter ihm. Vor den Häusern standen Bauern, lachend und spottend.

„Franz, gibt Acht auf den Schwarzen, daß ihm nix passirt,“ rief eine höhnende Stimme dem Büttel zu.

„Franz,“ rief ein Anderer, „willst vielleicht den Schwarzen im Loch einquartieren?“

Dem Vicar wollten die Sinne vergehen.

Neben der Gemeinheit und Ruchlosigkeit offenbarte sich auch Theilnahme. Manche bedauerten den jungen Herrn, der doch ein Geistlicher sei. Aber das Bedauern wurde nicht laut, es wurde nur geflüstert, aus Furcht vor der herrschenden Stimmung.

Der verhöhnte Vicar flüchtete nach der Kirche. Sie war verschlossen. Aus dem Fenster des nebenan liegenden Schulhauses schallte ein häßliches Lachen, ausgestoßen von Hans Dünkel, dessen Augen giftig nach dem Vicar funkelten.

„Hier ist kein Boden für römische Herrschsucht, die Aussaat der Dummheit gedeiht hier nicht!“ rief er dem Geistlichen nach, der eilenden Schrittes das tief gesunkene Dorf verließ.

Einige Tage später, empfing Atzel eine Regierungsentschließung, die ihm fortlaufenden Gehalt und pfarrliche Stellung sicherte. Der Bürgermeister wurde angewiesen, den Pfarrer polizeilich gegen jede Beeinträchtigung zu schützen, jeden Vollzug kirchlicher Strafen zu hindern, namentlich keine fremden Geistlichen, ohne Erlaubniß des Pfarrers Atzel, funktioniren zu lassen.

Auch die Presse hatte sich des heimhofer Kirchenstreites bemächtigt. Alle kirchenfeindlichen Blätter rühmten Atzels Muth im Widerstande gegen römische Unterdrückungsversuche. Ein Mensch, dessen Lebenswege schmutzig waren, dessen Biographie kein einziges reines Blatt aufwies, dessen berufslose, verderbte Gesinnung die Priesterwürde schändete, der sich vom Antichristenthum als feiles Werkzeug gebrauchen ließ, — Atzel, wurde von der liberalen Tagespresse gerühmt, zur lebenden Größe empor gehoben.

Zugleich wurde der starken, einsichtsvollen Regierung Weihrauch geopfert von derselben Presse. Nicht ein einziger liberaler Kopf schien das sittenverderbende, das Volk entchrist-

lichende Unternehmen zu begreifen, einem abtrünnigen Priester staatlichen Schutz zu gewähren. Vielmehr wurde der gewissenhafte Pfarrklerus zu gleichem Verrathe gelockt und gereizt. Atzel wurde als nachahmungswürdiges Vorbild gepriesen, jedoch vergebens. Die ganze Diöcese besaß keinen zweiten Judas Iskariot. Aber die allgemeine priesterliche Entrüstung wurde laut. Sämmtliche Dekanate äußerten, in Adressen an den Bischof, höchstes Mißfallen und tiefsten Schmerz über die Schande, unter Tausenden gewissenhafter Männer einen Atzel zu finden.

Anderer Ansicht waren die Bewohner der sittlich verkommenen Gemeinde Heimhofen. Sie waren stolz darauf, einen Pfarrer zu besitzen, dessen Namen die Zeitungen verherrlichten. Fühlten sich Einige im Gewissen dennoch beunruhigt, so fanden sie im „Boten" Beruhigung, der im religiösen Talar salbungsvoll hinwies auf den „altkatholischen," „festgläubigen," „muthvollen," „sittlichernsten" Pfarrer Atzel. Die Bocksfüße des journalistischen Beelzebubs guckten zwar etwas unter dem Predigertalar hervor, allein die heimhofer Bauern vertrauten mehr ihren Ohren als ihren Augen, — das heißt, sie dachten und überlegten nicht. Nur die „tiefe Gelehrsamkeit" des für Wahrheit „warm fühlenden geistreichen" Pfarrers Atzel begriffen die Bauern nicht; denn Atzel

predigte noch so wässerig und seicht, wie bisher. Seit neuester Zeit wurde er allerdings zuweilen etwas feurig, nämlich dann, wenn er auf die Unfehlbarkeit schimpfte. Allein das Schimpfen war selbst den Bauern zu grob, es enthielt nur wenige Gedanken aber viel Gift und Galle.

Um so bereitwilliger unterschrieben die Bauern das Rühmen der Zeitungen auf die freisinnige, altkatholische Gemeinde Heimhofen, welche fest und treu zu ihrem Pfarrer stehe. Und nicht allein dies, — die Belobten meinten, der Strom des Rühmens dürfte sich noch reichlicher über die Mustergemeinde Heimhofen ergießen, sintemal sie die einzige im Lande, welche den Papst befehdete, sogar die Kühnheit besaß, der ganzen Kirche des Erdkreises zu widersprechen. Diese Ansicht hatte Dünkel wiederholt in den Wirthshäusern ausgesprochen, und die Heimhofer, nicht minder dünkelhaft als ihr Schulmeister, fanden ihre eigene Werthschätzung nicht im Mindesten übertrieben.

Die Adresse, von der Gemeinde an Atzel gerichtet, trug die Unterschrift aller Bürger. Nur Joseph Strehling und Adam Black fehlten. Noch einige Andere unterzeichneten mit innerem Widerstreben, wagten aber nicht, gegen den Strom zu schwimmen.

„Was ist denn das, — warum unterschreibt der

Müllersepp nicht?“ hieß es im Dorfe. „Auch er muß unterschreiben, oder wir lassen nimmer bei ihm mahlen. Mit dem Blackadam ist's was ander's, — der muß auf seine Mutter hören, die eine alte Betschwester ist. Dafür sind ihr auch die Fenster eingeschmissen worden. Aber der Müllersepp gehört zu den Angesehnsten in der Gemeind', er muß unterschreiben. Der Bürgermeister selber muß zu ihm gehen mit der Adress'.“

So geschah es. Der Bürgermeister war genöthigt, der öffentlichen Meinung zu gehorchen. Er begab sich nach der Mühle und zwar in der Frühe; denn gewöhnlich war Strehling an den Nachmittagen berauscht. Er traf den Unglücklichen im Garten, wo er Stunden lang auf der Bank sitzen und vor sich hinstarren konnte.

„Guten Morgen, Sepp!“ grüßte der Ortsvorstand.

„Guten Morgen, Marx!“

„Wie geht's?“

„Schlecht!“

„Oho, — warum?“ rief freundlich der Bürgermeister.

„Du fragst noch?“ antwortete Strehling mit einem unaussprechlich traurigen Blick. „Der verlorene Prozeß ruinirt mich, — er ruinirt mich doppelt und dreifach an Leib, an Seele, an Vermögen.“

„Mach' keine Flausen, Sepp!" rief Lau, den Strehlings Klagen unangenehm zu berühren schienen; denn sie förderten nicht jene Stimmung, welche die gewünschte Unterschrift hoffen ließ.

„Flausen? Hm — hm! Du weißt doch, daß meine Wiesen dahin sind, daß meine Pferde verkauft sind, — und was für Pferde? — Daß ein Theil meines Rindvieh's fort ist, daß ich noch Aecker verkaufen muß, um die schrecklichen Prozeßkosten zu bezahlen. Das ist das Erste, — der Ruin meines Vermögens. Das Zweite ist der Ruin meines Leibes; denn mich bringt der Kummer noch um. Zorn und Grimm zernagen mich, wenn ich an den schlechten Kerl, den Firnerfritz nur denk', — wenn ich ihn gar seh', oder hör', da möcht' ich ersticken. Du siehst, ich falle ganz aus den Kleidern, bin der halbe Mann nimmer! das ist der Ruin meines Leib's. Endlich sagen die Leut': der Müllersepp wird ein Erzlump, er sauft immer, jeden Abend ist er voll. Das ist wirklich wahr. Jeden Abend hab' ich meinen Rausch. Warum? Damit ich mein Unglück tragen kann. Dadurch komme ich aber nur noch mehr in's Unglück hinein. Ich mache mich, mein Weib und Kind recht unglücklich und elend, — ich bin zerfallen mit Gott und der Welt. Das ist das Dritte, — der Ruin meiner

Seele. — Da hast Du's, Marx! Flausen sind's gewiß keine."

Er stand auf und wollte nach der Mühle gehen.

„Horch, Sepp, ich hab' Dich noch etwas zu fragen! Setz' Dich noch ein Bischen da neben mich. — Warum hast Du nicht die Adress' an den Pfarrer unterschrieben?"

„Weil ich dazu meine Gründe hab'," antwortete kurz der Müller.

„Alle Leut' im Dorf nehmen Dir's übel."

„Daran liegt nichts, — frage nach den Leuten gar nichts."

„Es könnte Dir aber doch schaden, Sepp! Ich sag' Dir's als guter Freund."

„So, — schaden! Wie denn?"

„Kein Mensch im Dorf' will mehr bei Dir mahlen lassen. Die ganze Gemeind' will Dich auf's Trockene setzen."

„Das ist prächtig! Also, — weil ich nicht tanze, wie die herrliche Gemeinde Heimhofen pfeift, darum will mich diese rechtschaffene Gemeinde von Grund aus ruiniren? Das ist schön, — pfui Teufel!" — und Strehlings Augen blitzten.

„Sei doch gescheidt, Sepp! Unterschreib'!"

„Nein, — jetzt unterschreib' ich gerad' nicht! Meinst, ich lass' mich tyrannisiren von den Heimhofern? Gott bewahre! Wenn's nichts mehr zu mahlen gibt, dann bleiben die Räder stehen, — ich gehe dann nur ein Wenig früher ganz zu Grunde. Das Meist' hat ja der Firnerfritz schon gethan. — Aber es gibt einen Gott im Himmel, — ja es gibt einen, — es muß einen geben, weil sonst die Ungerechtigkeit, die Schlechtigkeit auf der Welt gar nicht auszuhalten wäre. Ja, es gibt einen Gott, vor dem Jeder einmal Red' stehen muß. Auf den verlass' ich mich."

„Du, — Sepp?"

„Ja, — ich! Guck mich nur nicht so spöttisch an! Ja, — ich! Gott kennt mich, — er weiß Alles. Er wird nicht urtheilen, wie die Menschen."

„Davon ist nicht die Red'. Du bist ein ehrlicher Mann, das muß Dir Jeder lassen. Aber guck, mit der Adress' hast Du unrecht. Warum willst Du denn eigentlich nicht unterschreiben, wenn man fragen darf? Hältst vielleicht zu dem Unfehlbaren?"

„Nein, ich nicht! Aber Du, Marx, — Du hälst zu den Unfehlbaren; denn Du hältst mit Allen, die zum Pfarrer halten. Zu diesen gehört der Viehdoctor, und der meint, er wär' unfehlbar; Du hältst zum Grundschmecker,

der auch unfehlbar sein will. Du hältst zum Advocaten Frech, dessen Gescheidigkeit immer unfehlbar ist, man sieht's an meinem Prozeß. Du hältst zum Pfarrer, der's besser versteht, als der Papst und alle Bischöf'. Also hältst Du's mit den Unfehlbaren, nicht ich."

„Du willst aber doch Deine Traudel dem Adam nicht geben, weil er an die päpstliche Unfehlbarkeit glaubt, willst auch nicht die Adress' gegen die Unfehlbarkeit unterschreiben: — wie reimt sich das zusammen?"

„Sehr gut! Die Unfehlbaren haben mich in's Unglück gebracht, darum soll mein Kind Einen nicht heirathen, der an die Unfehlbarkeit glaubt. Darauf hab' ich mein Wort gegeben, — muß es halten."

„Gut! Auch der Pfarrer ist gegen die päpstliche Unfehlbarkeit."

„Ganz gewiß! Aber der Pfarrer ist ein falscher, untreuer, meineidiger Mensch."

„Ei, — warum denn?"

„Sag' mir einmal, Marx, — wer hat den Atzel geweiht und zum Pfarrer gemacht: der Advocat Frech und die Freimaurer, oder der Bischof?"

„Der Bischof, — natürlich!"

„Und den Bischof hat wieder ein anderer Bischof geweiht, und den anderen Bischof wieder ein anderer,

— so geht's zurück, bis auf die Apostel. Die Apostel aber hat Christus der Herr geweiht und eingesetzt. Darum soll der Atzel zu Jenen halten, die ihn geweiht und eingesetzt haben, — nicht zu den Freimaurern."

„Das ist doch eine kuriose Auslegung!" meinte der Bürgermeister.

„Kurios? Recht ist sie! — Sag' weiter, Marx, wer hat dem Pfarrer Atzel das Recht und die Gewalt ertheilt, Meß' zu lesen, zu predigen, Beicht zu sitzen, alle Sacramente auszuspenden: — der Staat oder die Kirch'?"

„Der Staat bezahlt ihn, der Staat hat ihn angestellt," antwortete der Bürgermeister.

„Das ist nicht wahr!" widersprach der Müller. „Nirgends steht in der Bibel geschrieben, daß Gott einem König', einem Kaiser, einem Staatsoberhaupt die Vollmacht gegeben hat, zu predigen, Meß' zu lesen, die Sacramente zu spenden. Diese Vollmacht hat er nur den Aposteln und ihren Nachfolgern, den Päpsten und Bischöfen gegeben. Und diese übertragen die nämlichen Vollmachten und Weihen wieder an andere Bischöfe und Priester. Also hat der Staat in die Kirch' hinein nichts zu reden, -- gar nichts."

„Wenn man's genau bedenkt, hast Du Recht, Sepp, — es ist wirklich so!"

„Sag' weiter: wem hat der Pfarrer Atzel Gehorsam geschworen in allen geistlichen Sachen, — der Regierung oder dem Bischof?"

„In allen geistlichen Sachen dem Bischof, versteht sich!"

„Siehst, darum ist der Atzel ein abgefallener, meineidiger Mensch. Und ich soll mit meinem ehrlichen Namen einen solchen Kerl unterstützen? Um's Leben nicht!"

„Du nimmst die Sach' zu genau, Sepp!"

„Ich nehm' die Sach', wie man sie nehmen muß. Und wenn der Pfarrer seine Weihe, seine Vollmachten, sein geistliches Amt von der Kirch' hat, so kann ihm die Kirch' auch Alles wieder nehmen, was sie ihm gegeben hat, bis auf die Priesterweihe. Hat nun der Bischof dem Atzel verboten, sein Amt weiter auszuüben, weil er dazu unfähig ist, so muß der Atzel gehorchen. Er ist aus dem Dienst' geschickt und soll gehen. Bleibt er dennoch im Dienst', wühlt er im Dienst' gegen die Kirch', so ist er ein falscher, nichtsnutziger Mensch. Läßt er sich von den Freimaurern hetzen und mißbrauchen gegen die Kirch', so ist er ein doppelt erbärmlicher Kerl. Und wenn die Regierung einen abgefallenen Pfaffen

unterstützt, so weiß ich recht gut, was man von so einer Regierung zu denken hat. — Das ist meine Ansicht, Marx!"

Der Müller trat in das Haus.

Der Bürgermeister schritt nachdenkend durch die Gassen.

Die Folgen der verweigerten Unterschrift zeigten sich bald. Die Heimhofer fuhren zum Mahlen nach der Stadt. Strehling arbeitete mit einem Gang. In den Wirthshäusern begegneten ihm höchst unangenehme Auftritte. Er wurde geneckt, verhöhnt, zuweilen gröblich beleidigt. Strehlings Charakter konnte diese Behandlung nicht ertragen. Er mied alle Wirthshäuser, trank aber desto mehr zu Hause.

Der Hexenbrei gährte und brodelte weiter in Heimhofen. Die Flammen des wüsten Skandals brannten immer höher, geschürt von Doctor Frech und seinen Ordensbrüdern. Es hieß, der Bischof wolle heraus kommen, in der Kirche predigen, öffentlich die Amtsentsetzung des abgefallenen Pfarrers aussprechen. Dann wolle er die Gemeinde zum Gehorsam gegen den Papst, zum Glauben an dessen Unfehlbarkeit auffordern, und Jeden bannen, der sich dessen weigere.

Diese Kunde begleitete eine andere. Nächsten Sonn-

tag werde eine große Volksversammlung abgehalten in Heimhofen. Der Advocat Frech werde eine gewaltige Rede halten, und seinerseits den Bann sprechen über Alle, die nicht zu Atzel stehen.

Am Tage vor der Volksversammlung erschienen Arbeiter aus der Stadt. Im Garten des Schwanenwirthes rammten sie hohe Maste in den Boden. An den Masten wurden Flaggen aufgezogen. Andere spannten Schnüre durch den Garten. An den Schnüren wurden farbige Papierkugeln befestigt. Der Schwanenwirth rüstete außerordentlich. Den ganzen Tag wurden Kuchen gebacken. Eine Menge gefüllter Bierfäßchen erschienen aus der Stadt, dazu eine Legion Würste, von der feinsten Sorte, bis herab zum gewöhnlichsten Füllsel. Kurz, — die Bauern erkannten aus den Vorbereitungen, die Wichtigkeit und Großartigkeit des Festes. Hievon lasen sie in den Zeitungen die Anzeige, gedruckt mit dicken Buchstaben. Vorzüglich gefiel ihnen das endlose Rühmen der aufgeklärten, altkatholischen Gemeinde Heimhofen. Den Bauern schwindelte fast, ob der Berühmtheit ihres Namens. Sie merkten gar nicht, daß sie betrogene Werkzeuge der grimmigsten Feinde ihres Glaubens seien.

Atzel hatte in der Sonntagspredigt gewaltig geschimpft gegen Geistestyrannei und ketzerische Neuerungen

einer herrschsüchtigen Jesuitenpartei. Er hatte gemahnt, fest zu halten am hergebrachten Glauben, für den man einstehen müsse mit Gut und Blut.

Die Vesper war erstaunlich kurz; denn gleich nach zwei Uhr sollte das Fest beginnen. Schulmeister Dünkel spielte heute auf der Orgel Melodien, die sehr an Walzer und Märsche erinnerten. Die Vesperpsalmen wurden flüchtig abgesungen, Alles schnurrte wie eine Haspel. Der ganze Nachmittagsgottesdienst machte den Eindruck eines Vorspieles für das Fest.

Die Bauern standen in Gruppen vor der Kirche, die Straße nach der Stadt hinabsehend. Bereits gingen geputzte Leute vorüber nach dem Garten des Schwanen. Knaben und Mädchen stürmten, gafften und lärmten, als seien alle Zügel zur Bändigung der Jugend zerrissen. Selten gewahrte man ein ernstes Gesicht, dessen Schrift die Schande Heimhofens verkündete, ein wüster Tummelplatz des häßlichsten Skandales zu sein.

„Sie kommen, — sie kommen!“ schrie die Jugend.

Ein Marsch schmetterte die Straße herauf. Das Musikcorps zog in soldatischer Haltung heran. Ihm folgte ein bunter Schwarm von Herren, zweideutigen Damen und skandalsüchtigem Gesindel der Stadt. In den ersten Reihen marschirte Doctor Frech, heute den

Kopf noch höher tragend, als gewöhnlich, drängenden Unternehmungsgeist im Gesichte. Herablassend und gnädig dankte er den Bauern, welche Hüte und Kappen vor ihm lüfteten. Vor dem Pfarrhause hielt der Schwarm. Die Musik spielte dem berühmten Atzel ein Ehrenstück, und als der Gefeierte am offenen Fenster sich zeigte, brüllten ihn Hochrufe an. Die Musik fiel tuschend ein, Atzel winkte freundlich dankend mit Kopf und Händen. Der Tusch verwandelte sich in einen Marsch, und weiter ging es nach dem Garten, wo die Entleerung der Bierfässer und die Vertilgung der Speisen begann.

Auch Strehling trat in den Garten, ihm zur Seite der Kuhmichel. Der Müller trank keinen Tropfen. Er hatte sich selber das Wort gegeben, heute den Verstand zu behalten. Er stand bei Seite, rauchte seine längste Pfeife und sah beobachtend in das Treiben.

„Seht doch, Vetter Michel," sagte Strehling, „der Tisch, an dem Atzel, Frech und die Anderen hocken, steht genau an der Stelle, wo der Tisch gestanden, auf dem die Todtenknochen lagen. Damals hat der gelehrte Professor so viel dummes Zeug geschwätzt, — will nur horchen, was der gescheidte Frech heut' den Leuten vormacht. Alles ist purer Schwindel, Vetter Michel! Schwindel und nichts als Schwindel!"

„Wie meinst das, Sepp?"

„Die ganze Geschicht' haben die Freimaurer ausgekocht gegen unsere Religion. Die Freimaurer wollen hier ein Feuer anblasen, das sich verbreiten soll über die ganze Welt, und in dem Feuer sollen alle Kirchen und alle Religion verbrennen. Darum ist's Schwindel und Betrug, wenn sich der Frech und seine Freunde so anstellen, als läg' ihnen etwas an der Religion, an dem „altkatholischen" Glauben, — wie sie in die Zeitungen schreiben. Nichts liegt ihnen d'ran, — im Gegentheil! Die Freimaurer möchten das Christenthum vertilgen und ihr Glaubensbekenntniß einführen. Und Heimhofen gibt sich her zu diesem Schandtreiben! Pfui Teufel!" — und der Müller ballte grimmig die Fäuste. „Gerad' jetzt bin ich erst recht katholisch. Aber schämen muß ich mich, ein Heimhofer zu sein."

„Mir kommt's gerad' so vor, als ob Fastnacht wär'," sprach der Alte. „Guck nur, was die Stadtleut' vor unserem Pfarrer Complimente machen! Dem Atzel muß der Kopf weh' thun von lauter Knixen. Was ist das für ein Gethuns! Der Atzel wird heut' wieder 'nen tüchtigen Rausch heimtragen, — ein prächtiger Geistlicher! Kein rechter Christ kann vor so einem Pfarrer Respect haben."

„Aha, — jetzt Achtung, — jetzt geht's los!“ sagte Strehling gespannt. „Der Advocat steht auf, — er klopft an's Glas.“

„Der Frech predigt, — der Frech hält seine Red'!“ riefen an den Tischen die Heimhofer, und von allen Seiten liefen erwartungsvolle Zuhörer herbei.

Der Anwalt stand kampfbereit. Er sah unternehmend auf den rasch anwachsenden Kreis, seine Augen glänzten streitesmuthig, seine Haltung war jene eines erprobten Kämpen, dessen Zunge schon manchen Sieg errungen. Ihm gegenüber saß Pfarrer Atzel, dessen Figur die ganze Erbärmlichkeit seines Charakters ausdrückte. Seine Blicke waren noch scheuer, als gewöhnlich, sein Wesen noch finsterer. Fast unablässig rückte er auf dem Sitze hin und her, wie ein Gepeinigter. Lebhaft erinnerte er an seinen Vorläufer Judas Iskariot, — nur jener wilde Trotz des Verräthers fehlte ihm, als er den Beutel mit dem Lohne des Verrathes den Pharisäern vor die Füße warf.

Während sich die Neugierigen um den Redner sammelten, erschien hoch oben, hinter dem Dache des Wirthshauses, ein finsteres Wolkenhaupt. Man sah vom Garten nur die wohlgebildeten Umrisse eines Kopfes mit einem langen, struppigen Bart, dem Vollbart des

Anwaltes Frech nicht unähnlich. Aber den folgenden Körper des Wolkenhauptes sah man nicht. Niemand achtete der drohenden Erscheinung in den Lüften, die allmälig dicker anwuchs, die langsam heranzog, mit offenbar feindlichen Absichten auf die Festfreuden im Garten des Schwanen.

„Seit Wochen," begann der Redner, „gibt die Gemeinde Heimhofen standhaft das Beispiel altkatholischer Gläubigkeit. Die ganze gebildete und freidenkende Welt sieht mit Bewunderung auf diese Gemeinde, die Regierung gewährt ihr Schutz im verdienstvollen Kampfe gegen die unbändige Herrschsucht der römischen Jesuitenpartei. Es ist gar keine Frage, daß die Gemeinde Heimhofen, geleitet von ihrem weisen, altgläubigen, muthvollen Herrn Pfarrer, sich unbestreitbare Verdienste erwirbt; denn diese Gemeinde steht ein für den alten Väterglauben gegen römische Neuerungsgelüste. Sie erwehrt sich mannhaft einer Lehre, welche der menschlichen Vernunft ebenso widerspricht, wie der Geschichte und der edlen Gesittung der Gegenwart. Stolz wäre ich darauf, ein heimhofer Bürger zu sein!" rief mit Pathos der Advocat. „Stolz wäre ich, jener Gemeinde anzugehören, deren Heldenmuth die Geschichte verewigen wird, deren Ruhm bereits die ganze Welt erfüllt."

Die Bauern standen mit rothen Gesichtern; das Lob schien ihnen doch etwas zu dick aufgetragen. Sie blickten forschend auf den Redner, ob in dessen Zügen kein Scherz, oder Spott geschrieben stehe. Tiefer, feierlicher Ernst im Gesichte des Advocaten, — also enthielten die Worte keine Uebertreibung. Der heimhofer Eigendünkel schwoll hoch auf. Nur Strehling blieb kalt, er lächelte schelmisch, und der Kuhmichel schüttelte unwillig seinen kahlen Kopf.

„Der Papst verlangt, befiehlt, wir sollen ihn für unfehlbar halten," fuhr der Redner fort. „Ich glaube nicht, daß jemals der Menschheit ein größerer Blödsinn zugemuthet wurde. Denkt euch, meine verehrten Zuhörer, einen unfehlbaren Papst, — also einen Menschen, der nicht irren kann! Einen Menschen, dessen Aussprüche gelten müssen, wie ein Evangelium! Einen Menschen, dessen Einfälle, Launen, Witze, Schnurren, ebensoviele verpflichtende Wahrheitskraft besitzen, wie Gottes Offenbarungen! Wäre ein solcher Mensch nicht, wie Gott selbst? Ist dieser Papstgott nicht ein häßliches Götzenbild, welches man wagt, der ganzen gebildeten Welt zur Anbetung aufzustellen? Werden nicht Exkommunikation und Bannflüche gegen Jene geschleudert,

die sich weigern, vor diesem neuen Gott auf die Kniee zu fallen?"

„Bravo, — Bravo!" rief eine Stimme.

Allein der Beifall blieb vereinzelt. Auf allen Gesichtern lag Zorn und Grimm über die Ruchlosigkeit und frevelhafte Forderung des Papstes. Doctor Frech bemerkte die segensreiche Wirkung seiner Rede und fuhr weiter.

„Ich spreche meine volle Entrüstung aus, gegen diesen frechen, wahnwitzigen Angriff der römischen Despotie auf unsere Freiheit, auf unser vernünftiges Denken. Ja, — die rasendste Despotie hat diese päpstliche Unfehlbarkeit erdacht, um ihre menschenfeindlichen Plane ausführen zu können. Man weiß ja, wie es viele Päpste der Vergangenheit getrieben haben! Man weiß, wie schmutzig das Gewand manches heiligen Vaters ist! Man weiß, wie oft die schauderhafte Inquisition die Hände der Päpste mit dem Blute unschuldiger Menschen befleckte. Was meint ihr, verehrte Bürger von Heimhofen, welches Loos eurem muthvollen, gewissenhaften Herrn Pfarrer bevorstände, würde er nicht geschützt durch den starken Arm unserer erleuchteten Regierung? Wir können dieses Loos aus den Blättern der Geschichte herauslesen. Was hat der grausame, schändliche Papst

Alexander VI. mit jenem frommen Priester angefangen, der es wagte, den sittenlosen heiligen Vater zu tadeln? Was hat der Papst mit Savonarola gethan? Nun, — er hat einen Scheiterhaufen bauen, den frommen Savonarola daraufsetzen und verbrennen lassen. Was hat das tyrannische, blutdürstige Rom mit einem anderen freimüthigen Manne, mit Hus gethan? Ich kann es euch kurz sagen. Auf Befehl des Papstes hat das Concil zu Constanz den Hus zum Tode verurtheilt, und zwar zum Feuertode. Hus wurde grausam verbrannt, wie Savonarola."

Ein dumpfes Murren lief durch die Versammlung. Eckel und Abscheu gegen die Bluthunde auf dem Stuhle zu Rom traten auf jedes Gesicht.

„Sepp, meinst, daß es wirklich so ist, wie der Advocat predigt?" frug Michel seinen Nachbar.

„Die eine Hälft' davon ist jedenfalls gelogen, die andere Hälft' verdreht," antwortete der Müller. „Wenn ich auch die Unfehlbarkeit nicht annehme, so kann ich doch nicht glauben, daß der Papst ein solcher Teufel ist."

„Welches Schicksal eurem muthigen Herrn Pfarrer bevorstände," rief der Anwalt, „würde er nicht geschützt gegen Roms Tyrannei, das könnt ihr leicht ermessen aus dem Schicksale des Savonarola und des Hus. Das

sind aber nur zwei Opfer der päpstlichen Blutgier. Wisset, meine deutschen Brüder, daß die römische Inquisition Tausende und Millionen unschuldiger Menschen hat foltern und verbrennen lassen. Rom ist ein blutdurstiges Ungeheuer, — vor dem wir uns übrigens nicht mehr zu fürchten brauchen, — Dank den Fortschritten der Bildung und der herrschenden Humanität. Dem blutdurstigen Ungeheuer zu Rom hat unsere gebildete Zeit die Klauen ausgerissen und die Zähne eingeschlagen. Rom kann nur noch brüllen und Bannflüche ausschnauben, — beißen kann es nicht mehr, — Gott sei Dank!"

Allgemeines Gelächter und Bravorufen.

„Dessenungeachtet," fuhr der Redner ernst weiter, „ist Rom noch nicht ganz ohnmächtig. Es hat immer noch seine tückisch umherschleichenden Jesuiten, seine feilen Werkzeuge. Müßt ihr auch keinen Scheiterhaufen bauen, um euren Herrn Pfarrer zu verbrennen, so müßt ihr doch hören auf die Stimme eures Bischofes."

Allgemeines Kopfschütteln, halblaute Flüche und Verwünschungen.

„Nun, meine Zuhörer, — ob ihr dem Bischofe gehorchen wollt, oder nicht, das steht ganz bei euch."

„Bravo, — Bravo!"

„Aber die Kunde meldet doch, euer Herr Bischof wolle an einem der nächsten Sonntage herauskommen, in der Kirche euch gehörig abkanzeln und endlich eurem guten Herrn Pfarrer großes Leid anthun."

„Er soll nur kommen!" riefen drohend mehrere Stimmen.

„Meine verehrten Zuhörer, — nur keine Gewalt gegen den Herrn Bischof! Nur keine grobe Beschimpfung! Ihr wißt, es gibt Gesetze, welche jede Mißhandlung bestrafen. Darum seid klug und weise! — Aber einen guten Rath möchte ich euch geben. Wenn der Bischof kommt, so findet euch Alle ein im Hause Gottes. Betraget euch anständig, wie es gebildeten Leuten ziemt. Sobald jedoch der Bischof zu sprechen anfängt, verlasset ihr Alle die Kirche. Bischöfliche Gnaden mag dann predigen und schimpfen, exkommuniziren und fluchen, so viel er will, — die leeren Stühle können es ertragen."

„Das ist gut, — so ist's recht!" riefen lustig die Bauern von Heimhofen.

„Sollte auch der fromme Herr Bischof Exkommunikation und Bannfluch aussprechen über die ganze wackere, hochberühmte Gemeinde Heimhofen, so bedanket euch bei dem Herrn für dieses gnädige Geschenk. Traget aber

nicht schwer an dieser bischöflichen Gabe, deren ganze Kraft in der Einbildung besteht."

Hier mußte der gewandte Advocat, und kluge Meister vom Stuhl, seine Hetz- Schmäh- und Brandrede schließen. Der Himmel hatte sich schwarz über dem Garten verhüllt. Es fielen einige dicke Tropfen nieder, die nicht beachtet wurden. Plötzlich aber stürzte ein so gewaltiger Platzregen aus der Gewitterwolke, daß zuerst die Damen, dann die Herren mit Geschrei aus dem Garten liefen. Die Bauern versuchten zwar, dem Ausgusse zu trotzen, auch der Redner schien den Wasserfällen nicht weichen zu wollen. Da überfiel ein wüthender Sturm den Garten, riß die Mastbäume nieder, trug Lappen der Flaggen und in Fetzen die farbigen Papierkugeln über das Land und zwang Herrn Doctor Frech, schleunigst seinen Posten zu verlassen.

In den Räumen des Wirthshauses zusammengedrängt, waren den städtischen Gästen alle Festfreuden verdorben. Viele bestiegen Fiaker und fuhren heim. Andere schlugen sich zu Fuß durch Sturm und Regen. Die Bauern feierten das Fest weiter, bis tief in die Nacht hinein. Schulmeister Dünkel übernahm die Rolle des Advocaten Frech. Er hielt eine lange Rede, reich an Schlagwörtern und fetten Phrasen, die er aus liberalen

Zeitungen zusammmengetragen. Die Bauern meinten, ihr Schulmeister könne noch besser schimpfen, als der Advocat, sie nickten ohne Unterlaß Beifall und schrieen fleißig bravo. Hierdurch wurde Dünkel glühender, feuriger, er redete sich immer mehr in einen wilden Fanatismus hinein. Beim Schlusse goß der heftig Erregte ein Glas Bier hinab. Am folgenden Tage hieß es, der Schulmeister liege krank darnieder am Blutspeien.

Mit großer Spannung erwarteten die berühmten Bauern von Heimhofen die Ankunft des Bischofes. Viele strichen behäbig das Kinn bei dem genußreichen Gedanken, mit Gepolter aus der Kirche zu stürmen und den verblüfften Prälaten allein zu lassen. Sie warteten zwei, drei Sonntage. Der Bischof kam nicht.

Dafür kam etwas Anderes.

Die Todten stehen auf.

Ursel fühlte ihr Ende nahen. Sie wünschte ihr Leben durch reuigen Empfang der heiligen Sterbesakramente abzuschließen. Aber nicht Atzel sollte Spender der Heilsgnaden sein, sie verlangte den würdigen Pfarrer Guterl von Heimfurth.

„Wenn ich nur Jemand hätt',“ sagte sie Adams Mutter, „der nüber ging' nach Heimfurth, den Hochwürdigen zu holen, damit er mich versieht. Ich fühl's, bald darf ich fort aus dem Elend.“

„Wir haben ja einen Pfarrer,“ sprach ausweichend Frau Black, die sich mit diesen Worten anschickte, ein gefährliches Ansinnen der Kranken abzulehnen.

„O ja, — wir haben einen Pfarrer, und was für einen?“ sprach die Kranke. „Wir haben einen exkommunizirten Pfarrer, — einen, der im Kirchenbann' ist,

— einen, der's mit den Freimaurern hält gegen die Kirch'. Einen solchen Judas mag ich nicht."

Frau Black saß schweigend und sah vor sich hin. Das gefürchtete Ansinnen rückte näher.

„Hätt' ich nur Jemand!" fing die Heilsbedürftige wieder an. „Könnt' der Adam nicht nüber fahren und den Hochwürdigen holen?"

„Muthet uns das nicht zu, Ursel! Schon haben sie uns die Fenster eingeworfen, weil Adam die Adress' nicht unterschrieben hat. Wir werden recht verfolgt darum, wir müssen viele schneidige, spitzige Reden und Grobheiten hören. Was thäten erst die Heimhofer, wenn Adam gar den Hochwürden von Heimfurth in's Dorf' brächt' zur Versehung? Die bösen Leut' würden uns wahrhaftig Haus und Scheuer anzünden. — Muthet uns das nicht zu, Ursel!"

„Dann muß ich halt unversehen sterben," sprach seufzend die Kranke in dem Augenblick, da Adam hereintrat. „Den Atzel mag ich nicht. Er kann nicht absolviren. Was er thut, ist vor Gott Null. Er hat keine Gewalt mehr in der Kirch'. Wenn Adam den Hochwürden von Heimfurth nicht holen will, so muß ich ohne das heilige Abendmahl in die Ewigkeit, —

muß auch meine Sünden mitnehmen. Ach Gott, — ach Gott, — das ist hart!"

„Soll ich anspannen und den Herrn von Heimfurth holen?" frug Adam.

„Ja, Kind, wenn's Deine Mutter gutheißt."

„So gern ich's gutheißen thät', kann ich's doch nicht," erwiederte Frau Black. „Wegen der Adreß' haben wir uns schon verfeindet, holen wir nun gar den Hochwürdigen von Heimfurth, dann gibt's ein Unglück."

„Mutter, ich mein', das wär' ein Fall, wo man nach den Leuten nicht fragen darf," sprach ernst der junge Mann. „Die Ursel will fort in die Ewigkeit, sie verlangt nach den heiligen Sakramenten, sie liegt uns darum an, — und wir sollen das Lumpenzeug von hier fragen, ob wir die Bitte einer sterbenden Frau erfüllen dürfen?"

„So fahr' in Gottes Namen hinüber, — der Allmächtige möge uns beschützen!" entschied endlich die Mutter.

Kurze Zeit darauf hielten Adams Füchse vor Ursels Häuschen. Auf dem Wagen saß, in Chorrock und Stola, die goldgestickte Burse mit dem Leibe des Herrn ehrfurchtsvoll vor der Brust haltend, Pfarrer Guterl, —

ein sprechender Gegensatz zu Atzels Nichtswürdigkeit. Ein milder, sanfter Glanz lag über Guterls hagerem Angesicht, keine Spur von Atzels finsterer Art. Guterls Wandel war rein und priesterlich strenge, seine Nächstenliebe werkthätig, seine Aufopferung in der Seelsorge schrankenlos. Vom Bischofe hatte er Jurisdiction für die verwaiste Pfarrei Heimhofen, und Ursel war die erste Seele, welche von dieser Vollmacht Guterls Gebrauch machte.

Neben dem Pfarrer saß der Lehrer von Heimfurth, eine brennende Laterne in der Hand. Beide Männer stiegen vom Wagen und betraten das Häuschen.

Mit Blitzesschnelligkeit verbreitete sich die Kunde des Vorganges im Dorfe. Die Bauern standen nachdenkend vor der Thatsache. Ein armes Weib, im Begriffe, vor Gottes Richterstuhl zu erscheinen, wies Atzels Beistand zurück und suchte Hilfe bei einem gewissenhaften Priester.

Sollte Atzel wirklich unfähig sein, die Pflichten des Priesteramtes zu erfüllen? Sollte Alles gottesräuberisch sein, was er im geistlichen Amte that? Bislang hatten die Bauern von dieser Unfähigkeit nichts wahrgenommen. Im Gegentheil, — Atzel war eifriger, als früher.

„Die Ursel ist eine dumme, einfältige Person," versicherten die Häuptlinge des Skandals. „Wir halten

an unserem Atzel, der ein so berühmter, muthvoller Mann ist. Sind wir nicht alle durch ihn berühmte Leute geworden? Spricht man nicht von uns in ganz Europa? Nur fest gestanden! Die ganze gebildete Welt sieht auf uns."

„So ist es!" bestätigte Hans Dünkel. „Und was der Guterl von Heimfurth thut, wird ebensoviel, oder ebensowenig zu bedeuten haben, als was der Atzel von Heimhofen thut. Ein gebildeter, aufgeklärter Mann ist erhaben über jeden Hokusbokus."

Der Schulmeister würde noch weiter sich ausgesprochen haben, aber ein gefährlicher Husten, den er in der Nacht der Volksversammlung davongetragen, überfiel ihn.

Am Abend desselben Tages ließ Ursel den Bürgermeister rufen. Neugierig trat Lau vor das Bett der Kranken. Das Weib richtete sich mühevoll auf.

„Marx," begann sie nach einem festen, eigenthümlich schneidigen Blick auf den Bürgermeister, „heut' Nacht werd' ich sterben. Hab' noch ein Anliegen an Dich. Willst Du mir's erfüllen?"

„Warum nicht, Ursel? Sterbenden schlägt man nichts ab. Kann ich Euer Verlangen gewähren, — recht gern'."

„Du kannst es gewähren, — ganz leicht."

„Gut, — so will ich's."

Die Kranke zog ein Papierbällchen unter der Decke hervor.

„Ich hab' Niemand, Marx, — Du weißt's, — und Du bist Ortsvorstand, — also halt' ich mich an Dich. — Da ist Geld für drei Seelenämter für mich. Die Aemter müssen gehalten werden vom Herrn Pfarrer Guterl, entweder in der Kirch' hier, oder in Heimfurth."

„Warum soll unser Pfarrer die Aemter nicht halten?"

„Weil er sie nicht halten kann; denn er ist im Bann. Er ist unter den Pfarrern, was Judas unter den Aposteln."

„So, — hm!" brummte Lau.

„Willst's besorgen, Marx?"

„Warum nicht?" antwortete er nach einigem Nachdenken.

„Auch begraben darf mich der Atzel nicht," fuhr die Kranke fort. „Ich will ein ehrlich Begräbniß und ein Gott wohlgefälliges Gebet an meinem Grabe. Darum soll der Hochwürdige von Heimfurth meine Leich' einsegnen, nicht der Atzel. Dies kann aber der Pfarrer von Heimfurth nicht, ohne Deine Erlaubniß. Willst

ihm nichts in den Weg legen, wenn er herüber kommt, um mich zu begraben?"

Der Bürgermeister stand schwankend.

„Das geht schwer," sagte er endlich. „Die Regierung hat mir befohlen, nicht zu dulden, daß ein fremder Geistlicher hier Dienste thut."

„Marx, — horch, — lass' Deine Finger von diesen Sachen! Commandir' nicht in die Kirch' hinein, — das könnt' Dir Gottes Zorn auf den Hals laden."

„Die Regierung befiehlt's, — ich muß gehorchen."

„Nein, — einer schlechten, gottlosen, freimaurerischen Regierung mußt Du nicht gehorchen, — Du darfst ihr nicht gehorchen. Will die Regierung einen abgefallenen, ungläubigen Pfarrer schützen, so ist das recht teufelhaft von der Regierung. Lass' Deine Hand davon, Marx! Folg' mir, — ich seh' weiter als Du!"

Er antwortete nicht, wandte ihr den Rücken und trat zum Fenster.

„Marx, — komm' her!" hob sie nach einer Weile wieder an. „Wie ist's mit meinem Begräbniß? Es hängt von Dir ab, wer mich begräbt. Oder willst einer Sterbenden die letzte Bitt' abschlagen? Was ich verlange, ist gut und gerecht. Sieh' zu, was Du thust!"

Die Augen des Weibes ruhten geisterhaft auf ihm.

Ein unheimliches Empfinden, ein leichtes Gruseln beschlich die Seele des Bürgermeisters.

„Wenn Du meine gerechte Bitt' mir versagst, — wenn Du Atzel mich begraben läßt, — dann werd' ich Dich verklagen vor Gott im Himmel," sprach drohend die Sterbende. „Ich verlange, was recht ist, — und Du willst mein Recht bestreiten? Du willst einen gewissenhaften Priester von meinem Grabe vertreiben und dafür einen Judas hinstellen?"

„Nein, — nein, — durchaus nicht! So mag Euch der Geistliche begraben, den Ihr wollt."

„Und Du wirst es nicht hindern?"

„Nein!"

„Du wirst auch die Aemter für meine arme Seel' vom Hochwürdigen in Heimfurth halten lassen?"

„Ja!"

„Marx, Deine Hand darauf!"

Er legte die Rechte in die kalte Todeshand. Das Weib hielt die Hand fest und sah ihm noch geisterhafter in die Augen, als vorher.

„Marx, halt' Dein Versprechen!" mahnte sie dringend. „Begräbt meinen Leib der gebannte Atzel, — hält er gar die heiligen Aemter, — dann lad' ich Dich vor den Richterstuhl Gottes!"

Dem Bürgermeister lief es kalt über den Rücken.

Die Sterbende sank in die Kissen zurück.

„Marx, — Dank für Deine Mühe um mich! Werd' für Dich beten. Gute Nacht! Vergiß Gott nicht und thu', was recht ist; — auch Du mußt sterben. Gute Nacht!"

Nachdenkend ging der Bürgermeister nach Hause, wo er einige Männer fand, die seine Rückkunft erwarteten, neugierig über das Begehren der Ursel. Lau erzählte. Die Männer hörten zu, zuckten die Achseln und gingen heim.

Am folgenden Morgen läutete die Todtenglocke Verscheidung. Das Weib war in der Nacht gestorben.

„Vor der Ursel hab' ich Respect, rühmte Strehling. Sie mochte keinen abgefallenen Pfaffen im Leben, sie wollte keinen beim Sterben und will keinen nach dem Tode. Recht so! Wir alle gehen mit ihrer Leich'."

Atzel empfing den Besuch des Bürgermeisters und die Kunde, über dessen Versprechen an die Verstorbene. Das Gesicht des Exkommunizirten wurde dunkelgelb.

„Sie haben zu viel versprochen, Herr Bürgermeister! Sie hätten das Ansinnen des dummen Weibsbildes zurückweisen sollen. Uebrigens will ich Ihnen keine Vorwürfe machen. Das alte Bettelweib ist todt, — Ihr Versprechen an dieselbe ist ohne weitere Bedeutung."

„Geradeso denk' ich auch, Herr Pfarrer! Es wird Ihnen nicht d'rauf ankommen, wenn Ihr Nachbar einmal Eins begräbt hier."

„So war es nicht gemeint, — Sie haben mich falsch verstanden," widersprach Atzel. „Hier darf Niemand die Todten begraben, als ich allein."

„Sie haben aber doch soeben gesagt, die Sach' hätt' nichts zu bedeuten," erwiederte Lau.

„Natürlich! Die Alte ist todt; weder Ihnen, noch mir, wird sie Vorwürfe machen, weil der Pfarrer von Heimfurth sie nicht begrub."

„Ich hab's ihr aber doch versprochen, und Versprechen macht Schuld."

„Ah — bah!" rief geringschätzend Judas Iskariot. „Ich sage Ihnen ja, kein Mensch wird Sie deßhalb zur Rede stellen, weil Sie ein Versprechen nicht halten können oder wollen."

Der Bürgermeister sah aus großen Augen auf Atzel, welcher den Werth eines gegebenen Versprechens so gering anschlug. Sogleich sollte er sich noch weit mehr verwundern.

„Herr Pfarrer, das geht nicht! Mein Wort und meine Hand hab' ich der Ursel darauf gegeben, daß sie der Pfarrer von Heimfurth begräbt. Zugleich hat die

Todte gedroht, mich vor den Richterstuhl Gottes zu laden, wenn ich mein Versprechen nicht halte."

Judas lachte hämisch.

„So weit sind Sie noch zurück, Herr Bürgermeister? Ei, — ei! Sie fürchten die Vorladung eines todten Menschen? Ei — ei! Sie huldigen dem Wahnglauben, ein Todter könne Ihnen schaden? Sie wissen doch, daß die Todten nicht mehr beißen können? Ei — ei!" — und wieder lachte Herr Atzel.

Der Ortsvorstand von Heimhofen stand betroffen. Die Ahnung schien aufzudämmern in ihm, daß es keine gemeinere, gottlosere Gesinnung gebe, als jene eines abtrünnigen Priesters.

„Herr Pfarrer, — verzeihen Sie, — so etwas hätt' ich aus Ihrem Munde nicht erwartet! Die Ursel ist freilich todt dem Leibe nach, — nicht aber der Seele nach. Und Sie sagen, todt sei todt, — wenn ich Sie recht verstanden hab'."

„Sie haben mich richtig verstanden! Wollen Sie indessen glauben an die Unsterblichkeit, so glauben Sie immerhin. Selig sind ja die Armen im Geiste," grinste häßlich der Unheimliche. „Macht es Ihnen Vergnügen, so glauben Sie getrost an die Vorladung der todten Ursel und an den Rechtsspruch vom Richterstuhle Got-

tes in dieser Angelegenheit. Glauben macht selig, Herr Bürgermeister! Im Uebrigen werde ich Guterl die Erlaubniß nicht geben, in meiner Pfarrei eine Leiche zu beerdigen."

„Die Erlaubniß hat er schon vom Bischof," erwiederte Lau.

„So, — vom Bischof?" rief Atzel zornig. „Ich frage nichts nach dem Bischof. Mein Bischof ist die Regierung. Haben Sie nicht selber ein Regierungsrescript erhalten, das Ihnen befiehlt, mich in meinem Amte zu schützen? Jede fremde Einmischung polizeilich abzuwehren? Haben Sie nicht ein solches Rescript?"

„Ja, — ich habe es!"

„Nun also, was reden Sie da vom Bischof? Ich bestehe auf meinen Rechten. Wagen Sie es, dieselben zu schmälern, — den obrigkeitlichen Befehlen nicht zu gehorchen, dann thut es mir leid, daß ich Sie beim Amte verklagen muß."

„Herr Pfarrer, das ist nicht nothwendig! Begraben Sie die Ursel. Hätt' ich nur dem Hochwürdigen in Heimfurth nicht schon geschrieben, daß er morgen das Begräbniß vornehmen soll!"

„Sie schreiben ihm einfach wieder ab. Zugleich lassen Sie ihn wissen, daß er polizeilich ausgewiesen

würde, falls er wagen sollte, dennoch die Beerdigung unternehmen zu wollen. Schicken Sie mir den Greffier herüber, ich will ihm sagen, wie er zu schreiben hat."

„Das ist eine traurige Geschichte," sagte Lau gedrückt. „Mir liegt die Sache schwer auf der Seele, — muß das Ihnen offen gestehen."

„Nur keine Albernheiten, Herr Bürgermeister! Alles nehme ich auf mich. — Und wo ist das Geld für die Aemter?"

„Es liegt daheim, wie's die Ursel eingewickelt hat."

„Schicken Sie mir heute noch das Geld."

Kopfschüttelnd ging der Bürgermeister nach Hause.

„Herrgott — ist das ein Pfarrer! brummte er. So was hätt' ich mir nicht vorgestellt. In dem seiner Haut möcht' ich nicht stecken. Zu ihm halten werd' ich auch nimmer, — seine Sach' ist schlecht."

Zur bestimmten Stunde wurde Ursels Leiche von Atzel begraben. Das Haus Strehling war vollzählig vertreten. Auch Adam und dessen Mutter schenkten der Armen die letzte Ehre.

Nach der Handlung kniete Adam betend am Grabe seines Vaters, Gertraud an jenem ihres Großvaters. Auf beiden Gräbern blühten Blumen und ein kleines Weihwasserbecken von gebrannter Erde hing an den Kreuzen.

Die Menschen, welche Ursels Leiche begleiteten, waren fortgegangen. Es wurde stille auf dem Friedhofe. Die Trauerweide bewegte leise ihr langes Haar, durch die hohen Fichten an den vier Ecken des Kirchhofes rauschte es kaum vernehmbar. Da hörte Gertraud ein verhaltenes Schluchzen. Sie schaute um und gewahrte Adam, der über dem Grabe seines Vaters bitterlich weinte. Ihre Andacht war dahin. Sie dachte nur an Adam, dessen kindlicher Schmerz ihr so rührend schien. Der Bursch erhob sich endlich von den Knieen, trocknete mit seinem Taschentuche das verweinte Gesicht und ging langsam nach dem Thore.

„Adam, wart', — ich geh' mit!"

Beide schritten eine Weile schweigend neben einander.

„Wie lang' ist Dein Vater jetzt todt?"

„Vier Jahre," antwortete er traurig.

„Du hast laut gegreint, Adam! Das ehrt Dich!"

Er preßte die Lippen zusammen.

„Ich weiß," entgegnete er endlich, „das Greinen steht den Mannsleuten nicht gut an. Mir hat's aber die Thränen mit Gewalt herausgepreßt, konnt' mich nimmer halten. Gar oft steigt mir das Herzleid bis herauf an die Lippen, — da möcht' ich laut aufschreien vor Wehmuth."

Sie blickte ihn fragend an. Er aber sah immer vor sich hin auf den Weg.

„Ist's also die Trauer um Deinen Vater nicht allein gewesen, weßhalb Du gegreint hast?" frug sie sanft.

„Nicht dies allein! Mir war's, als lange die Hand meines Vaters aus dem Grabe und er sage zu mir: „Adam, ich weiß Alles, — Du dauerst mich! Halt' aus, mein Sohn, halt' aus, verzage nicht!" — Da hat mich das Greinen übermannt."

„Was hast denn eigentlich, was Dich so drückt? Darf ich's nicht wissen?"

„Was mich drückt, ist ganz dasselbe, was Dich bekümmert, Traudel! Oft möcht' ich verzweifeln, wenn ich denk': niemals wirst Du Traudel heirathen, weil niemals ihr Vater den Sinn ändert. Und ich kann doch nicht leben ohne Dich!"

Sie erröthete, blieb vor ihm stehen und ergriff seine Hand.

„Liebster, das soll Dir keinen Kummer machen! Wenn uns Gott für einander bestimmt hat, so werden's die Menschen nicht hindern können. Gräme Dich nicht, Adam! Ich nehme keinen Anderen, als Dich!"

Sie stand so hübsch und reizend vor ihm, ihre glänzenden Augen strahlten ihn so innig an, daß plötzlich dem Traurigen alles Leid verging. Bis zur Kirche

sprachen Beide kein weiteres Wort. Desto lebhafter und inniger war ihr Flehen während des Gottesdienstes, von reinen Herzen für eine reine Sache geführt.

In der kommenden Nacht konnte Bürgermeister Lau nicht schlafen. Fortwährend stand die Ursel vor ihm, drohend und vorwurfsvoll. Sein Versprechen hatte er nicht gehalten, sogar die heiligen Aemter dem Gebannten übertragen, der sie, nach Ursel's Ueberzeugung, als abgefallener, exkommunizirter Priester, nicht feiern konnte. Vergebens rechtfertigte er sich durch den Vorhalt, wegen des Regierungsbefehls das Versprechen nicht erfüllen zu können. Er fand keine Ruhe. Und nicht das Begräbniß durch Atzel war der Schwerpunkt seiner Unruhe, sondern die Todtenämter. Diese hätte er, ohne Wissen Atzels, sehr wohl durch den frommen Herrn in Heimfurth können halten lassen. Die drei Todtenämter waren ja die Hauptsache; denn das heilige Meßopfer brachte Ruhe, Frieden und erhöhte Seligkeit der Verstorbenen.

So kämpfte der Ruhelose bis nach Mitternacht. In der Seitenkammer schlief seine Frau, deren tiefe regelmäßige Athemzüge festen Schlummer verkündeten. Er aber sah mit weit offenen Augen in die Finsterniß.

Da schien plötzlich ein matter Lichtschein in das

Zimmer herein zu fallen. Der Mann erschrack heftig. Er dachte an Brand und sah nach dem Fenster. Draußen war schwarze Nacht. Er rieb sich die Augen. Der Lichtschein stand ruhig im Zimmer, — und nicht allein dies, der Glanz wuchs stetig, bis zur vollständigen Helle. Alle Gegenstände des Zimmers traten klar hervor, namentlich das Crucifix, welches ihm gegenüber an der Wand hing. Der Erschreckte hatte sich im Bette aufgerichtet, wiederholt durch die Fenster spähend. Die Finsterniß draußen blieb unverändert.

„Ach Gott, was ist das?" sagte er, eben im Begriffe, vom Lager zu springen. Da bannten ihn seltsame Töne und Laute. Es begann, im Zimmer zu prickeln und zu knallen, wie das Ausströmen elektrischer Funken. Die Helle steigerte sich bis zur Gluth. Er wollte aufschreien, seinem Weibe rufen, aber eine unsichtbare Faust würgte seinen Hals. Nicht einen Laut brachte der Entsetzte hervor. Zu gleicher Zeit bewegte ein kalter Luftzug die Vorhänge der Fenster. Es klopfte drei Male an die Thüre. Diese ging weit auf. Lau stiegen alle Haare seines Hauptes empor; denn herein trat geräuschlos die verstorbene Ursel. Der Mann sah aus starren Augen auf die Erscheinung, welche bis in die Nähe des Bettes heranschwebte, vor dem Crucifixe

an der Wand eine tiefe Verbeugung machte und sich dann nach dem Bebenden wandte. Gerne hätte er die Augen geschlossen, er vermochte es nicht. Er mußte auf die Erscheinung hinsehen, deren Körper weiße Gewänder verhüllten. Sie hob drohend die Hand gegen den Wortbrüchigen. Sie schlug zwei Finger ein und spreizte die übrigen drei weit auseinander. Lau verstand das Zeichen. Noch ein drohender Blick, dann ein dumpfer Schlag, dessen Gewalt das ganze Haus erschütterte. Die Thüre fuhr heftig in das Schloß, die Erscheinung verging, nächtliche Finsterniß kehrte zurück.

„Herr Jesus!“ rief das erwachte Weib in der Kammer. „Marx, — hast Du nichts gehört? Es muß ein Erdbeben sein.“

Er gab keine Antwort; denn er war unter der Decke verschwunden.

„Um Gotteswillen, — Marx, — Du bist ja ganz weiß geworden heut' Nacht!“ rief am folgenden Morgen die Frau des Bürgermeisters. „Gestern waren Deine Haar' noch schwarz, — heut' sind sie alle kreidenweiß! Was ist denn das?“

„Du sollst's gleich hören, Frau! Gib mir nur zuerst eine Tasse Kaffee. Mir ist's sehr schlecht. Meine Knochen sind alle, wie zerbrochen.“

Dann erzählte er das Gesicht der verflossenen Nacht. Sein Weib stand vor ihm, die Hände zusammenschlagend, die Arme ausbreitend, in jeder Falte ihres Gesichtes Erstaunen und Schrecken.

Zwei Stunden später wußte ganz Heimhofen die Sache. Es kamen die Verwandten und Freunde des Bürgermeisters, zu hören, was an dem Gerede sei. Niemand glaubte anfänglich die Kunde; denn die Geister haben aufgehört, zu erscheinen. Aber bei Lau's Anblick zweifelten die Ungläubigsten nicht mehr an der Wahrheit des Vernommenen. Die greisen Haare des Bürgermeisters, sein tiefernstes, verändertes Wesen machte jeden Zweifel unmöglich. Lau erzählte ruhig den Hergang, Männer und Frauen hörten zu und gingen nachdenkend fort.

Auch in das Pfarrhaus war die Sage gedrungen. Atzel lachte anfänglich über die dummen Leute, er schalt auf den Bürgermeister, welcher Gespenster sehe. Dann stieg ihm der Argwohn auf, das Ganze sei von Lau ersonnen, um gegen ihn zu agitiren. Er griff nach seinem Hute und erschien vor dem Bürgermeister. Beim Anblicke des greisen Hauptes stutzte Atzel. Allein die Haare konnten ja gefärbt sein, — dachte Atzel.

„Es ist gut, daß Sie kommen, Herr Pfarrer, —

wollt' schon zu Ihnen! Mir ist Schauerliches begegnet heut' Nacht," — und abermals erzählte er den Vorgang. „Die drei Finger," schloß er, „welche die Ursel mir vor die Augen gehalten hat, bedeuten die drei Aemter. „Unser Pfarrer," hatte sie mir auf dem Krankenbett gesagt, „kann die Aemter nicht halten, weil er im Bann ist. Er ist unter den Pfarrern, was Judas unter den Aposteln. Darum muß der Hochwürden von Heimfurth die Aemter halten." — So hat sie gesagt. Ich gab Ihnen zwar das Geld, weil Sie's verlangten. Nun fordere ich das Geld wieder zurück; denn jede Rücksicht hat ein End', wenn die Todten aufstehen. Sie sollen und können das heilig' Meßopfer nicht mehr darbringen, weil Sie im Bann' sind, — das glaub' ich nun selber."

„Und ich glaube, Sie haben dieses Geistermärchen ersonnen, um die Leute gegen mich zu verhetzen. Ich werde Sie verklagen beim Amte, als Ruhestörer und gefährlichen Agitator."

„Thun Sie, was Sie wollen. Auch das Geld mögen Sie behalten. Ich werde von meinem Gelde der Ursel statt drei, sechs Aemter halten lassen vom Hochwürden in Heimfurth. Die Ursel soll Ruhe und Frieden kriegen. Um Alles in der Welt möcht' ich nimmer ausstehen, was ich vergangene Nacht ausgestanden hab'."

Atzel ging wüthend fort.

Eine Stunde später schleppte sich ein bleicher, hüstelnder Mann, bei jedem Schritte die Stütze des Stockes fordernd, nach dem Hause des Bürgermeisters, — Schulmeister Dünkel. Auch ihm erzählte Lau das Gesicht. Dünkel lächelte.

„Ihre Einbildung ist stark gewesen, Herr Bürgermeister! Ich zweifle gar nicht an der Wahrheit Ihrer Aussage. Sie haben wirklich dies Alles gesehen. Auch Kranke phantasiren und sehen Mancherlei, was vor gesunden Sinnen nicht besteht. Ihre Nerven sind eben sehr angegriffen, überreizt gewesen. — Hingegen muß ich die traurigen Folgen Ihrer nächtlichen Einbildungen gar sehr beklagen, nämlich Ihren Zwist mit dem Pfarrer."

„Ich habe mit ihm keinen Zwist! Er behauptet, ich hätte dies Alles erdacht und erlogen, um gegen ihn zu hetzen in der Gemeind'. Das ist nicht wahr."

„Gewiß nicht! Einer solchen Niederträchtigkeit sind Sie nicht fähig, Herr Bürgermeister! Atzel wird Sie aber beim Amte verklagen."

„Er mag thun, was er will," antwortete kurz der Bürgermeister.

Dünkel hustete trocken und heftig. Er wankte nach dem Schulhause zurück.

„Gespenster sehen, — der Esel!“ brummte er vor sich hin. „Wer sollte glauben, daß in unserer hell-denkenden Zeit irgend ein Mensch noch Gespenster sieht? Dieser Blödsinn! — Im Trauerspiel Hamlet erscheint zwar auch ein Geist, — der Geist des vergifteten Königs. Auch im Macbeth erscheint der Geist des Banquo. Allein der Shakspeare, welcher das Zeug geschrieben, ist ein Dichter gewesen, und Dichter haben die Freiheit, jeden Unsinn für baare Münze auszu-geben. — — — Mir gilt nur die Wissenschaft, und diese weiß nichts von Gespenstern. — — — Wenn der Shakspeare sagt: „Es gibt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als eure Schulweisheit sich träumt,“ — so ist das nur eine dumme Entschuldigung für sein königliches Gespenst. — — Nein, — nein, — das weiß ich besser, — ich, ein Mann vom Fach! Nichts, sag' ich, nichts gibt es im Himmel und auf Erden, es sei denn, die Schulweisheit wüßte hievon.“

Hilfe.

Der Müllersepp, vormals ein stattlicher, unternehmender Mann, schrumpfte täglich mehr an Leib und Seele zusammen. Seine edel angelegte Natur hatte sich entsetzt über die Schlechtigkeit eines Einzigen, und über die thörichte Ueberhebung der Wissenschaftlichen. Firners Bosheit hatte seinen Besitz schwer geschädigt, dessen Existenz erschüttert, und der Mann brach zusammen unter der Last einer schweren Prüfung.

Sein Geschäft ging bedenklich zurück; denn die Heimhofer fuhren zum Mahlen nach der Stadt, weil der Müller die Adresse für Atzel nicht unterschrieben; — abermals ein Grund zur Verbitterung Strehlings. Er fand diesen Terrorismus seiner Mitbürger namenlos erbärmlich. Weiter und tiefer wurde die Kluft zwischen ihm und dem Laufe der Welt.

Auch sich selbst grollte er. Seine Aufrichtigkeit

bekannte sich selbst das sittliche Verkommen, er verfluchte seine Trunksucht, sah den Jammer seines stille dahin duldenden Weibes, das Herzeleid seines einzigen Kindes, und der Mann fuhr sich oft mit beiden Händen durch die Haare. Hiebei fiel er immer tiefer; denn täglich mehr suchte er im Taumel der Berauschung Vergessen seines Unglückes.

Eben steht er in der Mühlkammer und sieht durch ein kleines Fenster hinaus in das Weite. Unter ihm rauschen die Wasser. Sie treiben nur ein Rad, die beiden anderen Gänge müssen feiern, weil die Arbeit fehlt. Das Gesicht des Unglücklichen ist von Schmerz und Kummer zerrissen, sein Blick finster und verzweifelt. Er ist gegenwärtig nicht berauscht; denn eben erst hat er das Bett verlassen. Morgenfrische liegt noch über den Wiesen, dünne Nebel hängen an den Bergen.

Mit einem Male verändert sich der Ausdruck seines Gesichtes. Freudige Ueberraschung belebt seine Züge, sein Blick verliert den düsteren Schein und ruht auf einer männlichen Gestalt, die am brausenden Bache steht und sinnend dem Spiel der Wellen folgt. Der einzige Mann, welcher des Müllers Hochachtung und Bewunderung gewonnen, Baron von Streitberg, steht in dichterischen Träumen dort unten.

Des Müllers Kopf verschwindet am Fenster. Er schreitet eilig durch den Garten, über den Steg, nach dem Sinnenden hin. Je kleiner der Raum wird zwischen ihm und dem Baron, desto langsamer wird sein Gehen. Hoheit und Würde spiegeln sich im Wesen des Betrachtenden, wie dies Strehling noch an keinem Menschen gesehen. Er bleibt stehen und wagt es nicht, näher zu treten. Da hebt Streitberg sein Haupt, und die scharfen Augen ruhen forschend auf dem fremden Manne. Der Müller zieht ehrfurchtsvoll die Mütze und macht einen tiefen Knix. Der Andere bleibt unbeweglich, ohne die verschränkten Arme zu lösen, ohne Erwiederung des Grußes. Dieses Benehmen entspringt nicht stolzer Mißachtung, es ist eine Folge des lebhaften Eindruckes, welchen die Erscheinung des körperlich und geistig zerfallenden Mannes auf den Künstler hervorbringt. Er sieht auf eine Ruine, deren Umrisse die frühere Stattlichkeit des Baues kennzeichnen, den Psychiologen reizend, die nähere Geschichte der Ruine kennen zu lernen. Jetzt grüßt er freundlich und tritt dem Verlegenen näher.

„Sie sind wahrscheinlich der Eigenthümer dieses ländlich schönen Anwesens?" frug er.

Ja, — Herr Baron von Streitberg! Ich danke Ihnen

für die Frage. Mein — kann ich jedoch das Anwesen nimmer nennen. Die Schlechtigkeit eines Mannes hat mich ruinirt, und die Bosheit der Leute arbeitet fleißig weiter an meinem vollständigen Ruin, — sogar ich nehme Theil daran."

Das Ungewöhnliche der Worte harmonirte mit dem Ungewöhnlichen der Erscheinung. Nach Verlauf einer halben Stunde wußte Streitberg die Geschichte des Müllers, dessen stolzer Trotz sein Erstaunen, und dessen Unglück seine Theilnahme erregten.

„Was Sie mir vertraut haben, ist Alles beklagenswerth," sprach der Baron. „Sie wurden die Beute eines Nichtswürdigen. Auch Ihnen möchte ich gram sein; denn Sie haben eine schöne Mannskraft mißbraucht, vergeudet und sind daran, den letzten Rest unsinnig zu vertilgen."

Der trotzige Müller stand gesenkten Hauptes, die scharfen Worte ertrug er ohne Widerrede; denn Streitberg war nicht, wie andere Menschen.

„Sie haben ganz recht!" bekannte Strehling. „Nach Firner bin ich der Schuldigste am Unglück meines Weibes, meines Kindes und meiner selbst."

„Dieses offene Geständniß bestätigt abermals die

schöne Bildung Ihrer Seele. Nur Eines begreife ich nicht: — den frevelhaften Mißbrauch Ihres Wortes."

Strehling schrack zusammen. Er verstand den Sinn der Rede nicht und meinte, der Baron werfe ihm Wortbrüchigkeit vor.

„Herr von Streitberg, um Gottes willen, — wann, — wo, habe ich mein Wort nicht gehalten?"

„Sie haben es immer gehalten, selbst da, wo Sie es nicht halten durften; denn Sie versagen einem würdigen jungen Mann Ihr Kind, weil Sie ein voreiliges Wort bindet."

„Das ist wahr!" — und Strehlings Kopf sank über die Brust herab. „Es ist nimmer zu ändern. Mein Kind hab' ich elend gemacht für sein Leben lang. Aber es ist nicht anders möglich, — mein Wort muß ich halten."

„Höchst sonderbare Umstrickung sonst gesunder Sinne!" sprach der Dichter zu sich selbst. — „Strehling, Sie haben, bezüglich Ihrer Begriffe von dem Manneswort, eine dicke Binde vor den Augen. Erlauben Sie, daß ich Ihnen die Binde herabnehme?"

Der Müller nickte bejahend, ohne Verständniß der bildlichen Rede. Allein er sah die leuchtende Güte im Angesichte Streitbergs und in dessen glänzenden Augen

eine Macht, vor der sich der Trotzige ohne Ueberwindung beugte.

„Vor einigen Wochen," hob der Schriftsteller an, „las ich in einer englischen Zeitung, daß ein gewisser Joppes seinen Nachbar Steffens erschossen habe. Die gerichtlichen Verhandlungen ergaben, daß sich Joppes verpflichtet glaubte, den Mord zu begehen; denn er hatte vor Gott geschworen, den Steffens zu tödten. „Ich that's nicht gerne," sagte vor Gericht der Mörder, „allein ich habe es thun müssen. Im Zorn hatte ich geschworen, meinen Nachbar umzubringen, und den Eid muß man halten." — Sagen Sie mir aufrichtig, was halten Sie von dieser Entschuldigung des Mörders Joppes?"

„Ja, — hm, — das ist so 'ne Sache, Herr Baron!" antwortete zögernd der Gefragte. „Da bin ich gerad' wie im Schraubstock. — Für alle Fäll' muß man den Eid halten."

„Also mußte Joppes den Mord begehen, wenn er ein ehrlicher Mann bleiben wollte?"

Strehling kratzte hinter den Ohren.

„Mörder und ehrlicher Mann paßt nicht zusammen," sagte er.

„Mithin durfte er den Eid nicht halten?"

„Herr Baron, verzeihen Sie, ich weiß nicht, was

ich da sagen soll. Der Mord ist und bleibt ein Verbrechen, — der Meineid ist aber auch ein Verbrechen."

„Ganz richtig! Und was ist ein Eid? Offenbar die Berufung auf Gott, daß man die Wahrheit sagen, sein oder Wort halten werde. Wenn nun Joppes Gott zum Zeugen nahm, daß er den Steffens ermorden wolle, glauben Sie, daß Gott ein solcher Eid wohlgefällig ist?"

„Nein! Gott ist heilig. Er verabscheut jedes Verbrechen, also auch den Mord," entschied der Müller.

„Demnach wäre ein solcher Eid nicht erlaubt? Er wäre ein Mißbrauch des göttlichen Namens? Ein schwerer Frevel vor Gottes Heiligkeit?"

„Ja, — ein solcher Eid wäre dies Alles," antwortete in klarer Erkenntniß der Müller.

„Gut! Nun frage ich Sie: durfte Joppes einen Eid halten, den zu leisten, schon ein Frevel war?"

„Nein, gewiß nicht!"

„Darf ein Mann sein Wort halten, wenn dieses Wort ihn zu einer Ungerechtigkeit verpflichtet?"

Der Müller stutzte und schwieg; denn er merkte jetzt, wo die Sache hinaus wollte.

„Wenn Firner sein Wort darauf gegeben hätte, mit

Ihnen einen ungerechten Prozeß anzufangen, mußte er dieses Wort halten?"

„Nein!"

„Warum nicht?"

„Weil kein ehrenhafter Mann dafür sein Wort einsetzen kann, Andere unglücklich zu machen."

„Sie haben es aber doch gethan, Strehling!"

Der Müller wurde bleich und starr.

„Ich, — das hätt' ich gethan?"

„Ja! denn Sie haben Ihr Wort darauf gegeben, Ihre Tochter einen jungen Mann nicht heirathen zu lassen, den Sie selbst als einen ausgezeichnet braven, fleißigen und tüchtigen bezeichnen, — den Ihre Tochter innig liebt, mit dem Ihre Tochter jedenfalls glücklich würde, wie Sie selber behaupten. Allein Ihre Tochter darf nicht glücklich werden, weil Sie es so versprochen haben, — Ihr Kind muß unglücklich werden, der ausgezeichnete Mensch, der Adam, muß unglücklich werden, weil Sie Ihr Wort dafür eingesetzt haben."

„Herr Baron, — um Gotteswillen, — Herr Baron, halten Sie ein! Heilger Gott, — mir fällt's wie Schuppen von den Augen! — O, Herr Baron, wie danke ich Ihnen für die Belehrung! Sie haben mir den Staar gestochen! Ein ganzer Berg fällt von meinen

Schultern. Sie glauben gar nicht, gnädiger Herr, wie mich das gedrückt hat, mein Kind unglücklich machen zu müssen."

„Was Sie ferner ganz besonders drückt, ist der Verlust Ihrer schönen Pferde. An wen haben Sie dieselben verkauft?"

„An den Müller Fitzwart," antwortete traurig der Unglückliche.

„Um welchen Preis?"

„Die beiden Pferde, sammt dem Müllerwagen, für achthundert Gulden. O meine Pferde, Herr Baron, meine Pferde! Bessere gibt es nicht im ganzen Land'. Ich selber hab' sie gezogen, — sie waren meine Freud', mein Stolz!"

Streitberg griff in die Seitentasche seines Rockes, öffnete die Brieftasche und hielt zwei fünfhundert Gulden Banknoten in der Hand.

„Hier sind tausend Gulden! Lösen Sie Pferde und Wagen wieder ein."

Der Müller wich betroffen einen Schritt zurück. Dieser ungeahnte Edelsinn trat vor ihn, wie ein Wunder.

„Gnädiger Herr, — das kann ich nicht annehmen!"

„Wenn Sie wollen, soll es nur geliehen sein. Später zahlen Sie mit Zinsen zurück."

„Herr Baron, verzeihen Sie, — ich kann diese neue Schuld nicht eingehen! Die Schulden von dem Prozeß sind noch nicht alle bezahlt."

„Wenn Sie das Geld nicht als Geschenk, auch nicht als Darleihen wollen, dann muß ich sehen, wo es unterzubringen ist. Es wurde bei einer Wette gewonnen, — leicht verdientes Geld, nicht würdig, einem Familienvater zu helfen, dessen Unglück theilweise unverschuldet ist."

„Ich danke, Herr Baron! Schenken Sie es anderswohin."

„Sie stolzer, trotziger Mann!" schalt lächelnd der Dichter, die Banknoten wieder einschiebend. „Sie werden mir aber doch erlauben, mit meinem Gelde Ihnen eine Ueberraschung und mir ein Vergnügen zu machen?"

„Das erlaube ich Ihnen gewiß!" antwortete Strehling, ohne klares Verständniß über den Inhalt der gegebenen Erlaubniß.

„Bin versöhnt! Diesmal haben Sie für eine gute, vernünftige Sache Ihr Wort eingesetzt: Ihnen eine Ueberraschung, mir ein Vergnügen, — es bleibt dabei!"

„Herr Baron, — nehmen Sie meine Frage nicht ungütig: haben Sie vielleicht die Wette gewonnen im Schwanengarten?"

„Sie wissen hievon?"

„Ich war gegenwärtig und hörte zu."

„Ja, ich habe die Wette gewonnen."

„Also ist der Papst nicht so unfehlbar, wie's der Anwalt und die Professoren behauptet haben?"

„Die päpstliche Unfehlbarkeit ist wirklich kein Blödsinn."

„Er darf keine neuen Glaubenslehren machen?"

„Wie ein Mensch von Ihrem gesunden Verstande so fragen kann!"

„Ach, — gnädiger Herr, wenn Sie nur die Güte hätten, mich unwissenden Menschen darüber zu belehren! Es hängt Vieles davon ab für mich."

„Wirklich?"

„Christ oder Unchrist, — Herr Baron!"

„Dies macht Ihnen Ehre; denn es ist consequent gedacht."

„Seit Monaten beiße ich an dieser harten Nuß vergebens herum. Die Nuß schmeckt immer bitter, ich kann einen süßen Kern nicht finden, wahrscheinlich deßhalb nicht, weil meine Zähne nicht scharf genug sind, die Schale durchzubeißen. Herr Baron, — verzeihen Sie, — wenn ich finde, daß eine Sach' nicht sauber ist, so werf' ich sie aus der Hand, — verehren kann ich sie nimmer. Ist der Papst nur ein Zehntel von

dem, was man ihm nachsagt und über ihn schreibt, dann gibt es für mich keinen Papst mehr, überhaupt gar nichts mehr, was mit dem Papst zusammenhängt."

„Dies ehrt Sie, Strehling! Nur immer Klarheit in allen Dingen. Ein ächter Christ darf niemals im Finstern tappen, er muß nach dem Lichte streben."

„Herr Baron, mich drücken viele Bedenken, hab' viele Anstöß', — Sie könnten mir auf feste Füße helfen, so — oder so!"

„So oder so?"

„Entweder fest gläubig, oder fest ungläubig. Das Zweifeln und Grübeln ist mir unerträglich. Bei Allem, besonders in der Religion, möcht' ich sicheren Boden unter den Füßen haben."

„Sehr löblich! Alle Bedenken werde ich Ihnen lösen, alle Anstöße heben, — doch heute nicht. Die Zeit fehlt und Sie scheinen gründlich dem Gespenste der Unfehlbarkeit auf den Leib rücken zu wollen. Für jetzt hätte ich nur eine Bitte an Sie."

„Eine Bitte, — und an mich? O gnädiger Herr! Sie mögen von mir Alles fordern, was in meinen Kräften steht."

„Dank für das Vertrauen! Geben Sie mir also Ihr Ehrenwort, daß Sie keinen Wein, keinen Brannt-

wein, überhaupt nichts Berauschendes trinken wollen, bis ich Sie wieder besuche."

Dem Müller schlichen Thränen in die Augen.

„Sie meinen es gut mit mir, — ich gebe Ihnen darauf mein Wort!" sprach erschüttert der Trotzige.

„Auf Wiedersehen!" rief heiter der Baron, dem Knixenden die Hand drückend.

Der Dichter schritt am Gestade des Baches nach der Stadt zurück. Der Müller blieb stehen, er sah dem Hinwegeilenden nach, bis derselbe seinen Augen entschwand. Dann ging er nach der Mühle in einer ihm fremden Stimmung. Er fühlte sich umgewandelt und erleichtert. Er saß lange auf der Bank in der Mühlkammer, die ganze Unterredung wiederholend.

„Welch' ein Mann, — was für ein edler Mensch!" rief er öfter in das Geklapper der Räder. „Was bin ich gegen so einen Mann! Sepp, — Sepp, — paß' auf, — darin steckt der Finger Gottes! Sepp, — halt' dich fest an diesem Finger, sonst bist verloren für immer an Leib und Seel'!"

In feierlicher Stimmung betrat er die Stube, wo sein bekümmertes Weib arbeitend saß, den traurigen Blick forschend nach ihm hebend. Er kannte diesen

Forscherblick, der so oft in seinem verdüsterten Gesichte die Berauschung fand.

„Eve, — liebes Weib, — sieh' mich nur fest an, bin nicht betrunken, Du treue Seel'! Keinen Tropfen hab' ich heut noch getrunken, werd' auch keinen trinken, bis der Herr Baron zu uns kommt."

Sie lauschte verwundert der unverständlichen Rede. Er setzte sich neben sie und berichtete umständlich.

„Gott im Himmel sei dafür gepriesen!" rief die Müllerin. „Aber die tausend Gulden hättest doch nehmen sollen, lieber Sepp! Wir hätten uns helfen können."

„Auch mir hat's in den Fingern gejuckt. Ich hab' mich geschämt, — konnt' das viele Geld nicht annehmen."

„Wie mag sich unsere Traudel freuen, daß sie den Adam heirathen darf! Das Mädel wird unsinnig vor Freud'."

„Vor der Hand schweigst Du, Eve! Vorerst muß ich mit Adam und mit seiner Mutter reden. Du weißt, wir sind lang' nimmer die Leut', die wir gewesen. Muß Frau Black Alles auseinander setzen. Der Traud bleibt zwar immer noch ein schönes Vermögen, aber nicht so viel, als Adams Mutter meint. Es soll Niemand angeführt werden mit uns."

Im Laufe des Vormittages wurde Strehling das gegebene Versprechen der Enthaltsamkeit nicht schwer. Dann aber übte die häßliche Gewohnheit ihre volle Macht. Es drängte und zog ihn nach dem Weinfaß. Oft ballte er die Faust über diese Tyrannei der Leidenschaft, und verwünschte sie.

„Herrgott, — wie hart mich das ankommt! Hätt's nicht gemeint, — aber ich halt' mein Wort."

Er hielt es wirklich, blieb nüchtern und wachsam.

Gegen Abend überraschte ihn ein Brief des Müllers Fitzwart, welcher anfrug, ob nicht Strehling die Gefälligkeit haben wolle, einige Wochen lang für ihn zu mahlen, da er die Aufträge nicht bewältigen könne.

„Das hat der edle Baron geschafft!" dachte Strehling, nachdem er den Brief gelesen. „Herzliche Grüße an Herrn Fitzwart," trug er dem Boten auf, „er könne für drei Gänge Frucht heraufschicken. Sagt ihm auch meinen Dank für diese Gefälligkeit."

Er schob die Müllermütze unternehmend über ein Ohr, wie er seit langer Zeit nicht mehr gethan, und rief seinem lieben Eheweibe lustig zu: „Eve, da lies mal den Brief! Heut' ist ein Glückstag für uns. Die Heimhofer Atzeln meinten, mich auf's Trockne zu setzen,

— das hat ein End'!" — und pfeifend schritt er nach der Mühlkammer.

Am folgenden Morgen, als Strehling die ersten Kämpfe des Tages gegen die wilde Saufleidenschaft zu bestehen hatte, fuhr ein schwer beladener Wagen in den Hof. Er sah die hochgethürmten Fruchtsäcke und schob heiter seine Mütze. Sofort verwandelte sich das Schieben nach der Seite in ein verzweifeltes Schieben nach dem Hinterhaupte. Des Müllers Züge wurden finster.

„Meine Pferde, — mein Wagen, — mein Knecht!" brummte er stöhnend. „Das ist rücksichtslos von Fitzwart. Er muß doch wissen, daß so etwas wehe thut."

Da hoben die stattlichen Rosse ihre Köpfe nach dem Erzieher und wieherten ihm entgegen. Auch der Knecht lächelte froh; denn Strehling war ein guter Herr gewesen. In demselben Augenblick verschwand Müllersepp unter dem Eingang. Er stürmte durch die Küche, öffnete rasch, wie ein Flüchtender, die Thüre nach dem Bache, und stieg die Treppen hinab, bis an das rauschende Wasser. Dort stand er nach Fassung ringend an derselben Stelle, wo Gertraud sich ausgeweint, zwar nicht weinend, aber doch heftig erregt. Hier wollte er stehen, bis er seine Ruhe wieder völlig gewonnen habe.

Der Knecht hatte Strehlings wilden Schmerz noch

gesehen, die Ursache des Davonlaufens errathen und bedeutsam gelächelt. Dann hatte er die Pferde ausgespannt und nach dem Stalle geführt. Er nahm das schmucke, mit messingenen Buckeln und Scheiben verzierte Geschirr von den Pferden. Er steckte, immer lächelnd, die Peitsche an den alten Platz. Hierauf ging er in die Scheuer und sah nach dem Heuboden.

„Gottlob, das Heu ist noch nicht verkauft!" sagte er. „Besseres Futter wächst nimmer auf der Welt, und Niemand soll's fressen, als die schönsten Gäul' im ganzen deutschen Reich."

Leichte Tritte und ein fliegendes Gewand rauschten hinter ihm.

„Ah, — Johann, — bist Du's?" sagte Gertraud.

„Ja, ich bin's, Kind! Wie geht's euch?"

„Nicht gut! Du weißt's ja!"

„Sei nur zufrieden, Traudel, bald geht's besser!" sagte Johann. „Ein's nach dem Anderen. Zuerst will ich den Rappen eingeben, — dann die Frucht in die Mühlkammer, — dann einen Schoppen, wenn Du willst, Traudel, — dann das Uebrige.

Der Knecht, ein Mann in vorgerückten Jahren, von kurzer Art, stieg die Leiter zum Heuboden empor. Gertraud eilte in das Haus zurück.

„Kind, lauf geschwind zum Adam, er soll gleich kommen und abladen helfen," sagte die Müllerin.

„Wo ist der Vater?"

„Ach Gott, — der Mann ist ganz auseinander! Kaum sah er die Gäul', so war er außer sich. Fitzwart hätt' das nicht thun sollen. Lauf', hol' den Adam."

„Wir brauchen den Adam nicht, Mutter! Ich stehe auf dem Wagen und Johann trägt die Säcke."

„Du willst einen ganzen Wagen Frucht abladen? Das geht über Deine Kräfte."

„Du weißt, Mutter, ich bin so stark, wie ein Mann!"

„Du könntest Dir aber wehe thun. Warum willst den Adam nicht rufen?"

„Weil es den Vater ärgern könnt'. Wir müssen Alles vermeiden, was den Vater noch mehr aufbringt gegen Adam."

Die Müllerin lächelte, aber sie schwieg.

„Guten Morgen, Frau Strehling!" grüßte Johann durch das Fenster herein.

„Ach, — der Johann!" rief sie, dem alten treuen Knechte froh die Hand entgegen streckend. „Dienst beim Fitzwart?"

„Bis dato! Sie wissen Bas', wie weh' mir's gethan hat, als mich der Vetter fort geschickt. Wenn man zwanzig Jahr' in einem Hauf' dient, wie ich in der Mühl', so ist man in dem Hauf' daheim. Ich trug mich also dem Fitzwart an, damit ich doch wenigstens bei den Gäul' bin, wenn ich in der Mühl' nimmer sein kann."

Der Frau schlichen Thränen in die Augen.

„Greinen Sie nicht, Bas'! Sie werden gewiß noch lachen heut'. Da hab' ich einen Brief an den Vetter, — der Brief weiß mehr, als ich sagen darf. Zuerst muß die Frucht hin, wohin sie gehört. — Ah, — die Traudel steht ja schon auf dem Wagen! Recht so, Kind!"

Die Müllerstochter schob stark und gewandt den ersten Sack auf die Schulter des Knechtes, hierauf den zweiten und so fort, bis der letzte davon getragen. Schließlich stand auf der Diele des Wagens eine roth und blau bemalte Kiste.

„Ist das nicht Deine Kist', Johann?" frug Gertraud verwundert.

„Ei — freilich! Die tragen wir hernach hin, wohin sie gehört. Zuerst gib Deinem Vater diesen Brief."

Strehling tauchte eben in der Küche auf, mit blei-

chem Gesichte und mühevoll gewonnener Ruhe. Er empfing aus der Hand seines Kindes den Brief und las.

Der Knecht war in die Stube getreten, wo er sich am Tische niederließ, der mit Wein und Käsebrod bestellt war. Von der Küche hörte man einen Aufschrei.

„Ach Gott!“ sprach die geängstigte Frau.

Der Müller stürzte in das Zimmer, den Brief in der Hand, das Gesicht geröthet, die Augen freudestrahlend, die Mütze über dem rechten Ohr, mit den Armen in der Luft herumfahrend, wie ein Erstickender.

„Sepp, was hast?“

„Alles hab' ich wieder, Alles!“ brach es stürmisch hervor aus dem Munde des Bewegten. „Meine Pferde, meinen Wagen, meinen Knecht! Eve, da horch', was der übermenschliche Herr Baron schreibt! „Lieber Strehling! Sie versprachen mir, zu gestatten, daß ich ein Vergnügen mir erlaube. Das gemeinte Vergnügen besteht darin, Ihnen Wagen und Pferde zurückzusenden und den Knecht dazu. Mögen Sie noch viele Jahre sich freuen an diesen stattlichen Rossen, die wirklich ein Stolz ihres Züchters sind. In einigen Tagen werde ich mir das weitere Vergnügen machen, Sie zu besuchen.“ — Herrgott im Himmel, Frau, — Traudel, — Johann, — ich muß ja närrisch werden vor Freud'!“

„Herr Strehling," begann der Knecht, „ich hab' meine Kist' gleich mitgebracht. Sie brauchen jetzt doch wieder einen Knecht zu den Rossen."

„Natürlich, lieber Johann, das versteht sich, Du bleibst gleich da!"

„Auf Ihre Gesundheit, Vetter!" sagte froh der Knecht, indem er zum Glase griff.

„Wohl bekomm's, Johann! Bescheid kann ich Dir jetzt aber nicht thun, — muß geschwind nach dem Mahlwerk sehen," — und fort war er.

Rettung.

Die ganze Familie Strehling trägt seit einigen Tagen Feiertagskleider. Im Hause herrscht fortwährend eine Spannung, ein Erwarten, als werde ein hoher Besuch, ein Fürst oder König einkehren. Bei der Arbeit zieht Strehling den besten müllergrauen Rock aus und bedient sich eines Wammses. Ist die Arbeit gethan, so bürstet er Weste und Beinkleider sorgfältig aus, schlüpft wieder in den Rock, prüft die Steifheit des aufmerksam getragenen Hemdekragens, kehrt in die Stube zurück und sieht gespannt nach der Straße hinüber. Auch Gertraud und die Mutter befleißen sich, die besten Kleider nicht zu beschmutzen. Sie tragen lange, breite Schürzen darüber und fügen sich ohne Widerrede in das anspruchsvolle Costüm; denn es gilt ja die Mühe und Aufmerksamkeit dem „edlen, übermenschlichen Herrn Baron," — wie Strehling sagt.

Ein Tag verging um den andern, Streitberg kam nicht.

„Er bleibt lang', — ich merk's warum," murmelte oft der Müllersepp. „Nüchtern muß ich bleiben, bis er kommt, — darin liegt's. Er will mich an Nüchternheit gewöhnen, den Teufel des Vollsaufens mir austreiben, — auch das ist wieder eine edle Absicht des Uebermenschlichen. Ja, — des Uebermenschlichen! Denn wo ist noch ein Mensch auf Erden, der an mir gethan hätte, was er thut? Ich selber werde menschlicher, ehrenhafter, weil ich immer an ihn denk', mir seine edle Art, sein herrliches Thun vorhalte. — Dennoch hält es hart, — sehr hart! Ich allein hätt's gar nicht fertig gebracht, wider Willen hätt' ich trinken, mein Wort brechen müssen. Wie schwach ist doch ein Mensch! Ging aber das Wasser bis an den Mund, dann schrie ich um Hilfe nach Oben. Auch das ist merkwürdig, daß ein Mensch in der Noth nach Gott ruft! — Möcht' doch wissen, wie die Unfehlbaren diesen Drang erklären? Jedenfalls käm' nichts Gescheidtes heraus; — vielleicht Stickstoff oder Dammsäuere, die bekanntlich immer nach Oben streben."

Eines Tages erzählte Gertraud den Eltern, der

Firnerpaul sei gekommen, habe nur mehr ein Bein, das andere habe er auf dem Schlachtfelde lassen müssen.

„Viel' Leut' stehen vor dem Haus," sagte sie. „Man hört den alten Firner auf der Straße greinen und jammern."

„Das hat er an uns verdient!" rief Strehling. „Wie kann es dem alten Spitzbuben gut gehen hier und dort?"

„Wünsche ihm kein Uebel, Sepp!" bat die Müllerin. „Jeder kriegt ja doch, was er verdient hat."

„Freilich! Aber es thut einem doch gut, wenn man sieht, daß unser Herrgott auf dieser Welt manchmal schon d'rein schlägt."

Da klopfte es an die Thüre.

„Herein!" rief der Müller.

Die Thüre öffnete sich. Die drei einfachen Menschen saßen einige Augenblicke unbeweglich vor Ueberraschung. Sie sahen auf die elegante Erscheinung Streitberg's, dessen geistreiche Augen leuchteten und dessen schönes Angesicht den Verblüfften entgegen lächelte. Strehling riß die Mütze vom Kopfe und schnellte empor.

„Ach Gott, — Herr Baron, — welche Ehre, — welches Glück!"

„Entschuldigen Sie gütigst meinen verzögerten Be-

ſuch," ſprach freundlich der Edelmann. „Wahrſcheinlich Ihre Familie?"

„Ja, gnädiger Herr Baron! Das iſt meine Frau und dies meine Tochter Traudel, unſer einziges Kind."

Streitberg ſah überraſcht auf die ländliche Schönheit, welche verlegen und verſchämt die Augen ſenkte.

„Traud," gebot der Vater, „mach' vor dem gnädigen Herrn Dein Compliment und gib ihm Deine Hand."

Sie knixte vor ihm und drückte kräftig die feine Hand.

„Machen Sie Ihren Eltern immer Freude durch Gehorſam und frommen Sinn," ſprach der Edelmann.

„Gnädiger Herr Baron," hob die Müllerin an, „wir möchten alle drei vor Ihnen auf die Kniee fallen und Ihnen danken für Alles, was Sie an uns gethan."

„Laſſen Sie das, Frau Strehling!" unterbrach er die Bewegte. „Ihr Gatte war ſo freundlich, ein Vergnügen mir zu geſtatten. Zugleich bin ich da, mein Verſprechen einzulöſen," wandte er ſich an den Müller. „Ich möchte Ihnen ausführlich Sinn und Bedeutung der päpſtlichen Unfehlbarkeit zeigen."

„Gnädigſter Herr Baron, ich mein', dies wär' gar nimmer nothwendig! Ihnen glaub' ich Alles auf's Wort."

„Sie täuſchen ſich!" entgegnete der Schriftſteller. „Sie ſind Einer jener Menſchen, die allen Dingen auf

den Grund sehen wollen. Das Glauben auf mein Wort würde in die Länge nicht dauern. Sie müssen klar erkennen, daß die päpstliche Unfehlbarkeit nothwendig, vernünftig und göttlich ist. Erst dann wird Ihre Ueberzeugung felsenfest beharren."

„Darin muß ich Ihnen Recht geben, gnädiger Herr!" versetzte ernst der Müller. „Ich wundere mich nur, wie Sie meinen Charakter so genau kennen. Zuerst bitt' ich aber, etwas zu genießen. — Traudel, hol' vom Besten im Keller!"

„Sie sind sehr gütig! Wein trinke ich indessen keinen. Wollen Sie mir eine Freude machen, so genießen wir hernach miteinander eine Tasse Kaffee. Darf ich Sie deßhalb bemühen, Frau Strehling?"

„O gnädigster Herr Baron, das ist ja gar keine Mühe!" entgegnete die Müllerin, glühend von Eifer und Hochschätzung.

„Wollen Sie mir meine Freude voll machen, Strehling," fuhr Streitberg fort, „dann laden Sie zum Kaffee den guten Adam, der mir als ein ganz ausgezeichneter junger Mann gerühmt wurde."

Gertraud sah betroffen nach dem Vater hin. Sie wurde bleich und roth. Der Baron beobachtete sie und

ward gerührt beim Anblicke des zagenden, liebenden Herzens der Jungfrau.

„Was Sie von mir fordern, gnädiger Herr, ist viel, wegen gewisser Umstände. Wär's aber noch mehr, ich könnt's Ihnen nicht abschlagen. — Traudel, sorg', daß Adam zum Kaffee da ist."

„Nun überlassen wir die Frauen ihrer Thätigkeit. Kommen Sie, Strehling!"

Der Baron schob seinen Arm unter jenen des Müllers und geleitete ihn nach dem Garten.

„Will's Ihnen auch sagen," erklärte Strehling, „weßhalb mir's schwer fiel, den Adam einzuladen. Sein Verhältniß zu meiner Tochter hab' ich Ihnen bereits gesagt. Hab' Ihnen auch offenbart, wie herzinnig und ehrbar die Beid' einander lieben. Aber durch mein Unglück arg zurückgekommen, steht's dahin, ob Adam's Mutter jetzt noch in die Heirath willigt. Muß zuerst mit der Frau reden."

„Das ist ehrlich gedacht!" lobte Streitberg. „Hoffentlich werden einige Tagwerke Land die Frau nicht bestimmen, einer Verbindung entgegen zu treten, die alle Merkmale einer glücklichen Zukunft trägt."

Sie betraten die Weinlaube, welche sich am Ende

des Gartens erhob. Der Baron zog ein Buch hervor und legte es auf den Tisch.

„Nun, — Sie haben natürlich Ihr Wort gehalten?“ frug er mit Laune. „Die Entsagung dürfte Ihnen schwer gefallen sein.“

„Sehr schwer, — ungeheuer schwer!“ bekannte aufrichtig der Müller. „Hätte nicht gemeint, daß es so hart hält, einer Gewohnheit nur auf einige Tage abzuschwören, — selbst einer Gewohnheit, die man als häßlich erkennt.“

„Die Neigung zum Bösen liegt in uns Allen,“ erwiederte ernst der Freiherr. „Und ich fordere von Ihnen nicht Lebensbesserung für einige Tage, sondern für immer. Sie sollen wieder jener tüchtige, ehrenvolle Mann werden, der Sie früher gewesen. Glück, Wohlfahrt und Friede sollen wieder einkehren in Ihr Haus.“

Der Müller sah schweigend und gedrückt nieder.

„Oder halten Sie es für unmöglich, aus dem Leichtfertigen den alten, achtungswerthen Familienvater zu machen?“

„Gnädiger Herr, ich kann nicht mehr versprechen, als ich zu leisten wage.“

„Fassen Sie Muth! Allerdings, ich gestehe offen: — schwache Menschenkraft wird eine wüste Leidenschaft nie-

mals bemeistern. Aber mit Gott sind wir stark. Folgen Sie deßhalb meinem Rathe, durch eine aufrichtige, reumüthige Beichte die verirrte Lebensweise abzuschließen. Suchen Sie den Beistand eines klugen, frommen Beichtvaters. Empfangen Sie als Bürgschaft Ihrer Besserung den heiligen Leib des Herrn. Mit Gott werden Sie siegen," — und immer weiter dehnte sich die weise Anleitung des geistreichen Psychiologen.

Der Müller saß stille und hörte gespannt zu, höchlich erstaunt über frommen Sinn und religiöse Einsicht des vornehmen Herrn.

„Eure Gnaden, — ich will den Weg zu gehen versuchen, den Sie gezeigt haben. Es wird gelingen, — denk' ich. Gar oft hab' ich die Fäuste geballt und geflucht über mein nichtsnutziges Leben. O wie gern möcht' ich, mit Gottes Hilf', wieder ein ehrbarer Mann werden!"

„Brav, Strehling! Ihre Hand darauf!"

Der Müller schlug kräftig ein.

„Was ich thun kann, versprech' ich, — mehr nicht!" sagte er, in offenbarem Mißtrauen zu sich selbst. „Daß ich's nur gesteh': ich bin gar nimmer recht fest in meiner Religion. Die päpstliche Unfehlbarkeit kann ich, beim bestem Willen, nicht verdauen. Ihnen zu Lieb'

wollt' ich schon glauben, — aber es wär' doch kein rechter Glauben, sondern nur eine Gefälligkeit zu meinem edlen Wohlthäter. Wenn der Papst nicht unfehlbar ist, dann hat das Concil gelogen; — hat das Concil gelogen, dann ist auch der heilige Geist von der Kirch' gewichen; — ist dies der Fall, dann hat auch Christus gelogen, der gesagt hat, daß der heilige Geist bei der Kirch' bleiben werde, bis an's End' der Welt. Hat endlich Christus gelogen, dann ist er auch nicht Gott und Alles ist nichts. — Sehen Sie, Herr Baron, so steht's mit mir! Solche Gedanken plagen, verwirren und foltern mich. Und ich kann mir durchaus nicht helfen."

„Sie freuen mich, Strehling; denn Sie denken und streben. Sogleich werden Sie ganz andere Begriffe von der päpstlichen Unfehlbarkeit haben. Ihr Widerwillen gegen alle Unfehlbaren ist begreiflich," fügte er lächelnd bei; „denn die Unfehlbaren haben Sie schwer geschädigt. Allein die Unfehlbarkeit des Papstes ist von ganz anderer Art, als jene des Thierarztes, des Grundschmeckers, des obersten Gerichtshofes und aller Wissenschaftlichen. — Alle Verläumdungen und Lügen, von religionsfeindlichen Köpfen gegen die Lehre der päpstlichen Unfehlbarkeit ersonnen, zu widerlegen, ist überflüssig.

Sie werden sofort einsehen, daß der Papst kein Vicegott ist, welcher dogmatische Schöpferkraft besitzt, der nach Laune und Willkühr Lehren aufstellen kann. Niemals hat irgend ein Papst eine Lehre erfunden. Niemals hat die Kirche dem Papste göttliche Eigenschaften beigelegt. Jeder Papst, auch der frömmste, ist und bleibt ein schwacher, sündhafter Mensch. Auch für jeden Papst hat das Wort der Schrift seine Geltung: „Wer sagt, er habe keine Sünden, der ist ein Lügner, und Wahrheit ist nicht in ihm."

„Das thut mir wohl, Herr Baron, das gefällt mir! Denn ich konnt' den Papstgott nicht verbeißen. Das Ding war gar zu hart."

„Das Ding ist eine häßliche Verläumdung der Kirchenfeinde," sagte Streitberg, indem er das Buch öffnete. „Hören Sie vor allen Dingen die Glaubenslehre, wie dieselbe von dem Concil über die päpstliche Unfehlbarkeit ausgesprochen wurde." — „„Mit Zustimmung des heiligen Concils,"" las der Baron aus dem Buche, „„lehren wir und erklären es für einen göttlich geoffenbarten Glaubenssatz, daß der römische Papst, wenn er ex cathedra spricht, das heißt, wenn er in Ausübung seines Amtes als Hirte und Lehrer aller Christen, kraft seiner höchsten apostolischen Gewalt, eine von der ganzen Kirche fest-

zuhaltende Lehre über den Glauben oder die Sitten entscheidet, vermöge des göttlichen Beistandes, welcher im heiligen Petrus ihm versprochen wurde, mit jener Unfehlbarkeit ausgerüstet ist, mit welcher der göttliche Erlöser seine Kirche zur Entscheidung einer den Glauben und die Sitten betreffenden Lehre ausgestattet wissen wollte, und daß daher solche Entscheidungen des römischen Papstes aus sich selbst und nicht durch die Zustimmung der Kirche unveränderlich sind.““ — Haben Sie Alles genau erfaßt?“

„Der Satz ist erschrecklich lang, — lesen Sie's gefälligst noch einmal!“ bat Strehling.

Der Baron wiederholte.

„Wollen Sie mir doch den Sinn etwas näher auseinandersetzen, — die lateinischen Worte versteh' ich gar nicht.“

„Ex cathedra heißt verdeutscht: vom Lehrstuhl herab. Unfehlbar ist der Papst nur dann, wenn er ex cathedra, nämlich von seinem Lehrstuhle herab, als Hirte und Lehrer aller Christen, eine Lehre über Glauben und Sitten definirt, das heißt, deren Sinn erklärt. Und hier handelt es sich niemals um eine neue Lehre, sondern um eine Lehre, die immer in der Kirche seit den Apostelzeiten geglaubt wurde. Gibt es nämlich Strei-

tigkeiten, verschiedene Meinungen über Sinn und Bedeutung einer solchen Lehre, erklärt sie der eine Gelehrte so, ein Zweiter anders, ein Dritter wieder anders, dann besteigt der Papst seinen Lehrstuhl und gibt die einzig richtige Erklärung dieser verschieden ausgelegten Lehre. Und diese einzig richtige Erklärung gibt er nicht darum richtig, weil er etwa der scharfsinnigste, weiseste Mann ist, sondern darum, weil Gottes Geist für einen solchen Fall ihn erleuchtet, damit er die Wahrheit erkenne, — „vermöge des göttlichen Beistandes," sagt das Concil, ist der Papst unfehlbar in Glaubens- und Sittenlehren. In allen übrigen Beziehungen und Verhältnissen ist jedoch der Papst fehlbar und irrthumsfähig, wie jeder andere Mensch. Spricht also der Papst eine Privatansicht aus, so kann diese falsch sein, sogar in Lehren des Glaubens und der Sitten. Erläßt der Papst als Landesherr Gesetze und Bestimmungen, so können dieselben verkehrt sein. Lehrt er, die Erde stehe stille und die Sonne gehe, so irrt er, selbst dann, wenn er sich unterfinge, dies ex cathedra zu lehren; denn auf solche Dinge und Wissenschaften erstreckt sich nicht der göttliche Beistand, mithin auch nicht des Papstes Unfehlbarkeit."

„Wenn es aber dem Papst einfiele," sagte Streh-

ling, „ex cathedra eine Lehre über Glauben oder Sitten aufzustellen, die vorher nicht dagewesen? Kann er das?"

„Nein, — dies kann er nicht! Hören Sie, was das heilige Concil hierüber ausdrücklich sagt: „„Den Nachfolgern des heiligen Petrus ist der heilige Geist nicht versprochen, damit sie vermöge einer von ihm erhaltenen Offenbarung eine **neue** Lehre verkünden, sondern damit sie unter dessen Beistand die von den Aposteln überkommene Offenbarung oder Hinterlage des Glaubens heilig bewahren und treu auslegen."" — Mithin kann der Papst niemals eine **neue** Lehre erfinden. Er kann nur die von den Aposteln überkommenen Lehren unfehlbar richtig auslegen, wenn er als Oberhaupt der Kirche zu der ganzen katholischen Welt von seinem Lehrstuhle herab spricht."

„Das freut mich ganz ungeheuer!" rief der Müller. „Da ist's ja mit der Unfehlbarkeit des Papstes gar nicht so weit her. Himmel Herrgott, — wie haben die Freimaurer auf den Papst gelogen!"

„Zugleich wird Ihnen nicht entgehen, daß eine solche Unfehlbarkeit des Kirchenoberhauptes absolut nothwendig ist," fuhr Streitberg fort. „Denn Alles auf Erden ist dem Wechsel, der Veränderung unterworfen. Die Ansichten und Meinungen der Menschen, ihre Einricht-

ungen, Gesetze und Gebräuche, sind andere in jedem Jahrhundert. Auch die Lehren Jesu Christi wären diesem Wechsel unterworfen, und wirklich haben seit achtzehnhundert Jahren die Geister diese Lehre nach ihrem Dafürhalten zu deuten und zu kneten versucht. Deßhalb setzte Gottes Weisheit und Allmacht einen obersten Hüter, damit dieser wache über die Reinheit seiner Lehre bis zum Ende der Welt. Dieser oberste Hüter ist der Papst. Weil aber auch der Papst ein irrthumsfähiger Mensch ist, darum rüstete ihn Gott aus mit der Fähigkeit, bei entstandenen Streitigkeiten über Sinn und Inhalt der Lehren unfehlbar entscheiden zu können."

„Dies Alles finde ich ganz in der Ordnung, Alles ganz vernünftig und nothwendig! Indessen, Herr Baron, hab' ich doch noch einige Bedenken."

„So ist's recht, Strehling! Nur heraus mit Ihren Bedenken!"

„Neulich hat der Advocat Frech im Schwanengarten behauptet, es hätte auch schlechte Päpste gegeben. Da sei einer gewesen, Alexander VI. nämlich, der habe den frommen Savonarola verbrennen lassen, auch andere Schlechtigkeiten habe er getrieben. Und Alexander VI. sei nicht der einzige schlechte Papst, es habe noch an-

dere gegeben, die auch nicht viel besser seien. Ich geb' zwar nicht viel darauf, was der Frech sagt, aber etwas Wahres muß doch d'ran sein."

„Diesmal hat der Anwalt ziemlich die Wahrheit gesagt," erwiederte Streitberg.

„Die Wahrheit?" rief bestürzt der Müller. „Wenn manche Päpste gottlose Menschen gewesen, wie können sie dann heilige Väter sein?"

„Der Ausdruck „heiliger Vater" ist ein bloßer Titel, welchen das Oberhaupt der Christenheit trägt," antwortete der Baron. „Niemals war es Lehre in der katholischen Kirche, daß ein Mensch deßhalb heilig ist, weil er Papst geworden. So trägt auch unser Landesherr den Titel: „Großmächtigster," und dennoch ist er ein ziemlich kleiner Herr."

„Das ist traurig, gnädiger Herr! Es will mir gar nicht in den Sinn, daß schlechte Menschen von Gott eine so große Gewalt und geistige Macht erhalten können."

„Was denken Sie von dem Apostel Judas Iskariot?"

„Daß er ein schlechter Kerl war, den der Teufel geholt hat."

„Das Urtheil ist kurz und schlagend. Nun geben

Sie Acht! Beim letzten Abendmahle gab der Herr seinen Aposteln, mithin auch dem Judas, die Gewalt, das heilige Meßopfer darzubringen, mit den Worten: „Thuet dieses zu meinem Andenken!“ Angenommen, Judas hätte sich nicht aufgeknüpft, er hätte in seiner schlechten Gesinnung fortgelebt, in seiner Bosheit Messe gelesen und die Worte der Wandlung gesprochen: — glauben Sie, daß Judas Brod und Wein nicht in den Leib und in das Blut Jesu hätte verwandeln können, obschon er hiezu die Gewalt von Gott besaß?“

„Ich weiß nicht, Herr Baron!“

„Nehmen wir ein Gleichniß!“ fuhr Streitberg fort. „Angenommen, Jesus Christus hätte jedem Apostel einen goldenen Schlüssel gegeben. Dieser goldene Schlüssel öffnet die Schatzkammer zu den Gnaden in der Kirche. Alle Apostel haben reine Hände, nur der Judas nicht. Meinen Sie nun, die schmutzige Hand des Judas konnte mit dem goldenen Schlüssel die Schatzkammer nicht öffnen?“

„Doch, — doch! Der goldene Schlüssel ist's ja eigentlich, der öffnet.“

„Nun sehen Sie, der goldene Schlüssel ist die priesterliche und apostolische Gewalt, von Gott an Menschen übertragen. Diesen Schlüssel führt jeder Papst, und

dieser Schlüssel öffnet, ob die Hand des Papstes rein oder schmutzig ist. Ohne Bild gesprochen: Die Wirksamkeit der göttlichen Vollmacht ist ganz unabhängig von der Würdigkeit oder Unwürdigkeit dessen, welcher diese Vollmacht besitzt. — Aehnlich verhält es sich im Staatsleben. Nehmen Sie an, irgend ein gottloser Mensch sei König oder Kaiser. Dieser Mensch vollzieht dennoch jene Rechte und Vollmachten, die mit seinem höchsten Amte verbunden sind. Ebenso hat das Urtheil eines Richters Rechtskraft, sollte auch dieser Richter persönlich ein ganz schlechter Mensch sein."

„Nun begreife ich's, Herr Baron! Es ist wirklich so, wie Sie sagen. Der Himmelsschlüssel bleibt immer der Himmelsschlüssel, wenn ihn auch ein gottloser Papst in der schmutzigen Hand trägt. — Aber verzeihen Sie, gnädiger Herr, ich hab' noch Anderes auf dem Herzen. — Sie haben vorhin gesagt, der Papst könne neue Lehren nicht erfinden, er könne nur die alten herkömmlichen Lehren unfehlbar auslegen, wenn Streitigkeiten darüber entstehen. Nun ist aber die Lehre von der päpstlichen Unfehlbarkeit erst diesen Sommer als Glaubenslehre ausgesprochen worden, — also ist's doch eine neue Lehre."

„Nicht eine neue Lehre, Strehling! Diese Lehre ist

so alt, wie die katholische Kirche selber. Schon zum ersten Papst, zu Petrus, hat Jesus gesagt: „Du bist Fels, und auf diesen Felsen werde ich meine Kirche bauen und die Macht der Hölle wird sie nicht überwältigen.“ Was ist aber die „Macht der Hölle?“ Nichts anderes, als die Lüge, der Irrthum. Schon den ersten Menschen hat Satan durch Lüge besiegt. Mithin hat Jesus dem sichtbaren Oberhaupte seiner Kirche, dem Petrus, dem ersten Papste, schon die Gnade verliehen, niemals in einen Irrthum zu fallen, wenn derselbe lehrt, entscheidet, erklärt, auslegt als Oberhaupt der Kirche. Würde ein Papst einmal bei feierlicher Lehrentscheidung, bindend für die ganze katholische Welt, irren, lügen, dann hätte faktisch die Macht der Hölle die lehrende Kirche überwunden, Gottes Verheißung hätte sich nicht erfüllt. — Wieder hat Jesus zu Petrus gesagt: „Simon, Simon, siehe, der Satan hat begehrt, euch zu sieben wie den Waizen. Ich aber habe für Dich gebetet, damit Dein Glaube nicht wanke.“ Wenn also der oberste Lehrer der Kirche Unfehlbarkeit besitzt in Glaubens- und Sittenlehre, so ist dies ein göttliches Gnadengeschenk, welches schon der Heiland verkündet, — mithin ist diese Lehre nicht neu, sondern so alt, wie die Kirche.“

„Schon recht, Herr Baron! Warum haben aber die Bischöfe das jetzt erst in der Bibel gefunden?"

„Nicht jetzt erst! Diese Lehre wurde immer geglaubt," antwortete Streitberg, in dem Buche blätternd. „Schon vor fünfzehnhundert Jahren schrieb ein gelehrter Bischof, nämlich der heilige Ambrosius, Folgendes: „Wo der Papst ist, da ist die Kirche; wo aber die Kirche ist, da ist kein Tod, sondern ewiges Leben." Um dieselbe Zeit schrieb ein anderer gelehrter Bischof, nämlich der heilige Augustinus: „Was verlangst Du noch eine Untersuchung, die schon geschehen ist durch den apostolischen Stuhl? Die verurtheilte Irrlehre ist daher nicht mehr von den Bischöfen zu untersuchen, sondern von den christlichen Mächten zu unterdrücken — Rom hat gesprochen, die Sache ist beendet." — Hätten diese heiligen Männer also schreiben können, wären sie nicht von der gemeinten Unfehlbarkeit des Papstes überzeugt gewesen? Ein anderer Kirchenlehrer, nämlich Petrus Chrysologus, schreibt: „Der heilige Petrus, der noch immer auf seinem Sitze fortlebt und das Vorsteheramt ausübt, bietet Allen die Wahrheit des Glaubens, die sie aufrichtig suchen." — Hieraus mögen Sie erkennen, daß in Rom keine neue Lehre erfunden, sondern nur eine alte Lehre bestätigt wurde."

„Verzeihen Sie, Herr Baron, — warum ist dann aber diese uralte katholische Lehre jetzt erst zur Pflicht gemacht worden?"

„Weil die Zeitverhältnisse hiezu drängten. So geschah es immer in der katholischen Kirche. Sobald irgend eine Lehre angegriffen und geläugnet wird, ist es Beruf und Pflicht des Lehramtes, diese angegriffene Lehre zu vertheidigen, fester zu begründen. Von Anbeginn bestand in der Kirche der Glaube an die Gottheit Jesu. Dennoch wurde diese Lehre erst im Jahre 325 durch das Concil von Nicäa feierlich ausgesprochen, und Alle wurden mit dem Banne belegt, welche die Gottheit Jesu läugnen. Weßhalb geschah dies erst im Jahre 325? Weil der einflußreiche Arius durch seine Ketzereien hiezu Veranlassung gab. — Immer war die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele Lehre in der katholischen Kirche. Dennoch hat erst das Concil vom Jahre 1215 diese Lehre ausdrücklich hervorgehoben und Alle gebannt, welche die Unsterblichkeit läugnen. Weßhalb geschah dies im Jahre 1215? Weil die Sekte der Albigenser die Existenz alles Unsichtbaren läugnete, — geradeso, wie dies heute noch viele Wissenschaftliche thun. — Immer bestand die Lehre von der päpstlichen Unfehlbarkeit in der Kirche. Warum wurde aber diese Lehre erst jetzt vom Concil

feierlich verkündet und Alle gebannt, die sie nicht glauben? Weil unserer gebildeten Zeit wohl die Wissenschaft unfehlbar ist, — oder nach Ihren Ausdrücken zu sprechen: — weil wohl der Viehdoctor und der Grundschmecker unfehlbar sind, nicht aber jener Mann, den Jesus Christus für alle Zeiten als Wächter und Hüter über die Reinheit seiner Lehre bevollmächtigt und begnadet hat, — der Papst."

Der Müller rieb vergnügt die Hände.

„Gnädigster Herr, tausend Dank! Sie ahnen gar nicht, wie heilsam, wie rettend Ihre Belehrungen für mich sind. — Noch an einer Kleinigkeit stoße ich mich. Nämlich, — wenn der Papst allein unfehlbar ist, dann braucht man kein Concilium."

„Absolut braucht man die Concilien allerdings nicht, bester Strehling! Dennoch aber sind Concilien sehr nützlich. Die Bischöfe des ganzen Erdkreises kommen zusammen. Die Hirten aller Kirchen der Welt treten mit einander in engen Verkehr, sie stehen ein für den katholischen Glauben, sie sprechen den Bann über Irrlehren, sie bekennen muthvoll der glaubenslosen Zeit gegenüber die Wahrheit, — wie großartig, wie erhaben! Sie tauschen gegenseitig ihre Erfahrungen und geben heilsame Verordnungen. Offenbar Dinge von großem

Nutzen und Segen. Schon der erste Papst, Petrus, hat in Jerusalem die Bischöfe um sich versammelt. Obschon Petrus allein hätte in dem entstandenen Streite entscheiden können, so that er es doch nicht, er rief das ganze Lehramt zusammen."

„Darin gebe ich dem heiligen Petrus Recht," sprach der Müllersepp. „Ich mein', alle Päpste sollten es so machen, sie sollten immer alle Bischöf' zusammenrufen, — es sieht großartiger aus."

„Wenn dies nur immer möglich wäre," entgegnete Streitberg. „Ueber die ganze Erde hin zerstreut sind die Bischöfe, — alle diese Männer an einem Orte zu versammeln, ist keine Kleinigkeit. Am Anfange dieses Jahrhunderts hat man es für kaum möglich gehalten, ein allgemeines Concil versammeln zu können, weil das Gebiet der Kirche auf den ganzen Erdkreis sich erstreckt. Abgesehen von der großen Entfernung, können Verhältnisse eintreten, welche ein Concil absolut unmöglich machen. In verschiedenen Reichen können Kriege wüthen, beim besten Willen können die Bischöfe sich von ihren Sitzen nicht entfernen. Oder irgend ein gottloser mächtiger Fürst verbietet das Concil, vertreibt die herbeigereisten Bischöfe, setzt sie gefangen, — wie dies in Wirklichkeit schon geschah. Tauchen in solchen Zeiten

Irrlehrer auf, wie sollen dieselben von den Gläubigen sicher gemieden und erkannt werden? Das Lehramt, vertreten durch alle Bischöfe, kann sich nicht versammeln. Mithin ist es unter gewissen Umständen absolut nothwendig, daß sich im obersten Hirten, im Papste, auch die oberste Lehrgewalt vereinige. Der Papst muß befähigt sein, auch ohne die Bischöfe eine unfehlbare Entscheidung in Lehren des Glaubens und der Sitten erlassen zu können. Darum handelt Jesus ganz seiner göttlichen Weisheit gemäß, wenn er das sichtbare Oberhaupt seiner Kirche befähigte, über die Reinheit der Lehre zu wachen, den Irrthum von der Wahrheit zu scheiden. Nach dieser Vollmacht und Begnadigung haben die Päpste zu allen Zeiten gehandelt. Sie haben Irrlehren verworfen, verdammt, ohne Beihilfe der Bischöfe, lediglich aus eigener oberster Lehrgewalt."

„Jetzt hab' ich einen rechten Zorn gegen alle Leut' ohne Glauben und Religion; denn ich seh', wie das Volk von diesen Schuften belogen und betrogen wird," rief der entrüstete Müller. „Ein wahres Monstrum haben diese Verläumder aus der päpstlichen Unfehlbarkeit gemacht, um die Leut' mit der Religion zu verfeinden. Heut' noch schaff' ich den „Boten" ab, in eine Zeitung guck' ich gar nimmer."

„Es gibt auch ehrenhafte Zeitungen," wandte Streitberg ein.

Vom Hause herüber schallten in diesem Augenblicke Lärm und Geschrei. Die beiden Männer lauschten betroffen. Gertrauds gellende Stimme verkündete ein ganz außerordentliches Ereigniß. Auch die Müllerin hörte man in kurzen, unverständlichen Aeußerungen des Schreckens oder Staunens.

„Was soll das bedeuten?" sprach ahnungschwer der Müller. „Ist ein neues Unglück passirt?"

„Mir scheinen es nicht Aeußerungen des Schreckens, sondern der Freude zu sein," entgegnete der Baron. „Gehen wir hinüber."

Da wurde die Hausthüre aufgerissen, Gertraud stürmte über den Hof, durch den Garten. Ihre Zöpfe hatten sich aufgelöst, ihr langes Haar flatterte und floß hinter der Laufenden her.

„Vater, — Vater!" rief sie von ferne. „Vater, — der Revers, — der Revers!"

Der Müller stieß einen Schrei aus und rannte fort. Streitberg folgte in das Haus. Dort fand er Strehling, zitternd an allen Gliedern, außer sich vor Freude, in der Hand das verhängnißvolle Papier. Die Müllerin lag dankend vor Gott auf den Knieen. Adam stand

bescheiden in einer Ecke, unabläßig seinen Hut zwischen den Fingern drehend, in rührender Theilnahme am Glücke des Hauses Strehling.

„Gerettet, — gerettet, — Alles gerettet!“ rief der Müller in der Haltung eines Berauschten. „Hier lesen Sie, — Herr Baron, — lesen Sie! — Eve, — Du mein herziges Weib, — wo hast Du's gefunden?“

„Ich wollt' die gebildeten Servietten holen im Schrank', — da fällt die alte Bibel des Großvaters herunter. Das Buch liegt vor mir auf dem Boden aufgeschlagen, und wie ich näher hinseh', da liegt wahrhaftig der Revers, den wir schon tausendmal gesucht, wie 'ne Stecknadel.“

„Ha, — ha, — ha!“ lachte Strehling wieder. „Nun, gnädiger Herr Baron, was sagen Sie dazu?“

„Ich gratulire und theile Ihre Freude. Sollte der glückliche Fund nicht zusammenhängen mit Ihren guten Entschlüssen?“

„Ah — bah, — Sie allein sind die Ursache, gnädiger Herr! Hätten Sie uns nicht beehrt, dann hätte meine Frau die Servietten nicht hervorgelangt, die Bibel meines seligen Vaters wäre nicht herunter gefallen, der Revers nicht gefunden. Dort hätte das Papier liegen können bis zum jüngsten Tag.“

„Vielleicht ist der Finger der göttlichen Vorsehung doch nicht so ganz unbetheiligt am Herunterfallen und Oeffnen des Buches," versetzte Streitberg.

„Jetzt versteh' ich Sie erst, Herr Baron! Sie können Recht haben. Hätt' sich der Müllersepp früher umgekehrt, dann hätt' sich die Bibel auch früher aufgethan."

„Darf ich in dieser glücklichen Stunde eine Bitte an Sie richten?" frug Streitberg.

„Eine Bitte? Gnädiger Herr, Ihnen verdank' ich mehr, als Sie glauben. Befehlen Sie, was Sie nur wollen, ich gehorche."

„Dennoch eine Bitte an den Vater," wiederholte der Edelmann, mit einem bedeutsamen Blick auf Adam und Gertraud. „Ihre Bedenken, welche sich dem Glücke Ihres Kindes entgegengestellt, sind alle gehoben durch den Revers. Gönnen Sie Ihrer Tochter, die Gattin eines jungen Mannes werden zu dürfen, den sie innig liebt, welcher diese Liebe verdient und erwiedert."

„Und der ebenso an den unfehlbaren Papst glauben soll, wie ich glaube," ergänzte der Müller. „Bin wieder der alte Sepp und kann frei von der Brust weg reden. Alle Aecker und Wiesen sind wieder mein, die Müllertraud wiegt wieder so schwer, wie früher.

— Nun, Traudel, wie stehts? Willst Du mit Gewalt den Adam heirathen?"

Sie senkte das Haupt und stand in brennender Verlegenheit.

„Gut, — keine Antwort ist auch eine Antwort!" fuhr Strehling fort. „Und Du Adam, willst Du immer der brave, rechtschaffene, fleißige Mann bleiben?"

„Ja — ich will!" antwortete fest der Gefragte.

„So will ich jetzt an Euch thun, wie mein seliger Vater vor dreißig Jahren meiner Eve und mir gethan hat," sprach ernst der Müller. „Da kniet euch her, — hier vor mich! Legt eure Hände ineinander."

Strehling hob seinen Blick zum Himmel, faltete die Hände und sprach, indem er über die Knienden ein großes Kreuz schlug: „Es segne euch und euren Bund der allmächtige Gott Vater, Sohn und heilige Geist. Amen."

Er richtete Beide empor und küßte sie.

Der Müllerin schlichen Freudethränen in die Augen, Gertraud weinte, Adam strahlte vor Entzücken. Streitberg gratulirte den Verlobten.

„Daß ihr's wißt," rief Strehling heiter in die Feierlichkeit des Augenblickes, „bevor ein Vierteljahr vergeht, muß Hochzeit sein. Die Copulation ist aber

nicht hier, beim Atzel, sondern drüben beim Hochwürden in Heimfurth."

Bevor die Sonne herabsank, waren die Ereignisse in der Mühle bekannt im Dorfe. Auch der alte Firnerfritz vernahm die Kunde und erschrack heftig. Dann faßte er sich.

„Einen Revers will der Müllersepp gefunden haben?" sagte er einige Tage später im Wirthshause. „Ich weiß nichts von einem Revers. Das Papier ist geduldig, man kann Alles d'rauf schreiben, sogar falsche Unterschriften."

Allein das Gericht war anderer Meinung. Das frühere Urtheil wurde vernichtet und der alte Bösewicht wegen Meineides zu fünf Jahren Zuchthaus verurtheilt.

Die Trauung geschah mit großer Feierlichkeit zu Heimfurth, beehrt durch die Gegenwart des Freiherrn von Streitberg, welcher Zeugenstelle übernahm. Die Angesehensten Heimhofens waren zum Hochzeitschmause geladen, bei dem sich Strehling durch seine Vaterfreude und guten Humor auszeichnete, sowie durch seinen Eigensinn, nur Wasser zu trinken.

„Meine lieben Gäste, sagte er, trinkt nur rechtschaffen von dem Wein, er ist rein, gar nicht gallisirt. Ich

selber trinke Wasser, weil ich früher zu viel Wein getrunken hab'."

Als Brautgeschenk legte Baron Streitberg in Gertrauds Hand zwei Goldrollen, — tausend Gulden voll. Denn Strehling war auf der Zurücknahme jener achthundert Gulden, von Streitberg für Wagen und Pferde bezahlt, eigensinnig bestanden. Ebenso fest beharrte der Baron auf seinem Entschlusse, der Familie einen glänzenden Beweis seiner freundlichen Gesinnung zu geben. Gertraud würdigte das edle Dichterherz besser, als ihr trotzköpfiger Vater. Sie empfing die Gabe des Menschenfreundes mit innigem Dank, mit ihren tiefsten Knixen und freundlichstem Lächeln.

„Aber ich halt' mir aus, gnädiger Herr, sagte sie, daß ich Ihnen, so lang' ich leb', von Allem die Erstlinge bringen darf: — die ersten Eier, welche die Hühner legen, die ersten reifen Kirschen, die ersten Aprikosen, die ersten Trauben, die ersten Pfirsiche, von Allem das Erste."

Strehling beharrte im Guten mit gewohnter Unbeugsamkeit. Er trank nur Wasser.

„Bis ich fest bin," sagte er.

Und er blieb fest. An schönen Tagen kam Streit-

berg aus der Stadt, plauderte gemüthlich mit dem Müller und freute sich der Tüchtigkeit des Mannes.

Am Schlimmsten fuhren die Heimhofer in ihrer Feindseligkeit gegen den Müller. In der Stadt blieben ihre Fruchtsäcke ungemahlen stehen. Verschämt und reuig kehrten sie nach der Mühle des Dorfes zurück, wo sie anfänglich abgewiesen, dann aber angenommen wurden, als Streitberg dem Trotzigen die Worte des Heilandes erklärte: „Thuet Gutes Denen, die euch hassen, damit ihr Kinder eures Vaters im Himmel seid, welcher regnen läßt über Gute und Böse."

Pfarrer Atzel begann, ein klägliches Dasein zu fristen. Der Abfall des Bürgermeisters und der einflußreichen Familie Lau, machte die Stellung des Exkommunizirten unhaltbar. Die Angesehensten des Dorfes mieden regelmäßig den Gottesdienst in Heimhofen, sie fuhren an Sonn- und Feiertagen zur Kirche nach Heimfurth. Sie duldeten nicht die Abhaltung jener Stiftungen durch Atzel, welche ihre Vorältern in die Kirche zu Heimhofen gemacht hatten, da ein exkommunizirter Pfarrer hiezu unfähig sei. Hiedurch gerieth die Regierung in eine bedenkliche Stellung zum Recht der Unterthanen. Auch die Berechnung, ein großer Theil des Klerus werde dem Abtrünnigen nachahmen, erwies sich

falsch. Der Klerus, einsichtig und glaubensstark, beharrte in würdevoller Haltung, — Aßel blieb der einzige Judas Iskariot im Lande. Selbst dem Anwalt, Doctor Frech, wird die Sache unbequem.

„Aßel," sagte er ihm eines Tages, „lege Dein Amt nieder. Den Bauern bist Du lästig, der Regierung ein Gegenstand ernster Verlegenheiten. Mein Rath ist: — springe aus der Kutte. Ich biete Dir in meinem Bureau eine Stelle, welche Dich ernährt."

Aßel schwankt noch. Er weiß nicht, soll er sich der Kirche unterwerfen, oder Schreiber werden bei dem Advocaten.

In gleichem Verlage sind von

Conrad von Bolanden

erschienen:

Die Hochzeit von Magdeburg. 2 Theile. gr. 8. geh. 3 fl. 54 kr. — 2 Thlr. $7^1/_2$ Sgr.

Die Pfaffengasse. gr. 8. geh. 2 fl. 42 kr. — 1 Thlr. 15 Sgr.

Schwedentrank. gr. 8. geh. 2 fl. 42 kr. — 1 Thlr. 15 Sgr.

Historische Novellen über Friedrich II. von Preußen und seine Zeit. Vier Bände. gr. 8. geh. 5 fl. 3 kr. — 2 Thlr. 27 Sgr.

Erster Band:

1. Der Gefangene von Küstrin. 2. Judas Makkabäus. 1 fl. 9 kr. — 20 Sgr.

Zweiter Band:

3. Deutschlands Hort. 4. Die mährischen Hühner. 1 fl. 9 kr. — 20 Sgr.

Dritter Band:

5. Deutschlands Dämon. 6. Die böhmische Canaille. 1 fl. 9 kr. — 20 Sgr.

Vierter Band:

7. Die Freidenker. 1 fl. 36 kr. — 27 Sgr.

Jeder Band wird apart abgegeben.

Die Aufgeklärten. Ein Zeitroman. Zweite Auflage. gr. 8. geh. 2 fl. 42 kr. — 1 Thlr. 15 Sgr.

Die Schwarzen und die Rothen. Ein Roman. Zweite Auflage. gr. 8. geh. 2 fl. 20 kr. — 1 Thlr. 10 Sgr.

Raphael. gr. 8. geh. 2 fl. 12 kr. — 1 Thlr. $7^1/_2$ Sgr.

Fortschrittlich. gr. 8. geh. 1 fl. 30 kr. — 25 Sgr.

3477-9

Deacidified using the Bookkeeper process.
Neutralizing agent: Magnesium Oxide
Treatment Date: Nov. 2009

PreservationTechnologies
A WORLD LEADER IN COLLECTIONS PRESERVATION
111 Thomson Park Drive
Cranberry Township, PA 16066

LIBRARY OF CONGRESS
0 024 277 110 2